31367

P. o. germ.
1838 f (4, 4
Meding

3/367

Kreuz und Schwert.

von G. Samarow

4. Abth. von „Um Szepter und Kronen“ 4 Bde

Vierter Band.

Stuttgart
1875.
Eduard Hallberger.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

In höchſter Unruhe und Aufregung wogte die Bevölkerung von Paris auf den Straßen umher. Dieſe unerwartet ſchnell auf einander folgenden Nachrichten von verlorenen Schlachten, welche auch nicht durch eine einzige Siegesnachricht unterbrochen waren, hatten um ſo erſchütternder gewirkt als jene gleich zu Anfang des Feldzuges verbreitete Nachricht über die Aufreibung der ganzen deutſchen Armee und die Gefangennehmung des Kronprinzen von Preußen die Siegeszuverſicht bis auf das Aeußerſte geſteigert hatte.

Die Wirkung, welche die den Gefühlen der Pariſer ſo wenig entſprechende Reihenfolge von verlorenen Schlachten hervorbrachte, war indeß keine niederſchlagende geweſen, und die Ueberzeugung von der Unbeſiegbarkeit der franzöſiſchen Waffen war durch dieſe ſo handgreiflichen und empfindlichen Lehren noch nicht erſchüttert. Das Nationalgefühl ſträubte ſich, die Ueberlegenheit der deutſchen Waffen anzuerkennen, und man ſuchte für deren überraſchende und unaufhaltſame Erfolge andere Gründe.

Die Vernünftigeren fanden dieſe Gründe in der Unfähigkeit der Führer. Die Maſſe ſuchte überall den Verrath — als ob es möglich und denkbar ſei, daß der Kaiſer und die Marſchälle das kaiſerliche Frankreich verrathen könnten, während doch ihrer Aller Stellung und Exiſtenz ausſchließlich auf dem ſiegreichen, dem mächtigen Frankreich beruhte.

Die Stadt Paris, welche nun ſeit zwanzig Jahren faſt das Bild der Ruhe und der regelmäßigen Ordnung dargeboten hatte, begann eine revolutionäre Phyſiognomie anzunehmen, und allmälig tauchten aus den Tiefen der entlegenen Stadtviertel jene düſteren, unheimlichen und fremdartigen Geſtalten empor, welche man niemals in dem glänzenden Treiben der kaiſerlichen Hauptſtadt geſehen hatte und welche jedesmal auf der Oberfläche erſcheinen, ſobald die erſten Windſtöße großer politiſcher Orkane durch die Luft zittern. Der General Trochu hatte die Nationalgarde und die Garde mobile zu einer Armee organiſirt, welche hübſch genug ausſah, wenn ſie über die Boulevards defilirte, die voll Begeiſterung ihre Käppis auf die Bajonnetſpitze ſteckte und dem General zujubelte, ſo oft er ſie bei ſich vorbeidefiliren ließ, was er mit beſonderer Vorliebe faſt täglich that.

Aber ganz vermochte dieſe ſo vortrefflich ausſehende Armee die Pariſer nicht zu beruhigen, denn in zu bedenklicher Nähe der Hauptſtadt bewegten ſich bereits dieſe deutſchen Truppen, welche man in einem einzigen Vorſtoß bis Berlin hatte zurückwerfen wollen, und mit ängſtlicher Spannung richteten ſich Aller Blicke hinaus nach Oſten hin, wo Bazaine in Metz eingeſchloſſen war und wo Mac Mahon, der Held von Magenta, zu welchem das Vertrauen trotz ſeiner Niederlage unerſchüttert blieb, die Armee von Chalons geſammelt hatte, um den eingeſchloſſenen Bazaine zu entſetzen.

Es lag wie ein dumpfer Traum auf dieſer ganzen, ſo leicht erregbaren Bevölkerung von Paris. Man konnte und wollte nicht daran glauben, daß Frankreich noch weiter geſchlagen werden könnte. Es mußte ja täglich die Nachricht anlangen, daß die von dem Grafen Palikao ſo beſtimmt in Ausſicht geſtellten Siege endlich erfochten ſeien, und dieſe unruhige, gährende Menge, deren Aufregung von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wuchs, zog bald unter begeiſterten Kriegsgeſängen über die Boulevards hin, bald drängten ſie ſich vor den Tuilerieen und vor dem Palais Bourbon zuſammen, um die neueſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatz zu vernehmen.

Während ſo ganz Paris in fieberhafter Aufregung zitterte, ſaß in einem kleinen Hinterzimmer des Café de Madrid eine Geſellſchaft von etwa zehn bis zwölf Perſonen beiſammen.

Die vorderen Räume des Café waren dicht gefüllt von einer unaufhörlich zu und ab strömenden Menge, welche in lauter und lärmender Unterhaltung ſich ihre Vermuthungen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilte.

In dem abgeſchloſſenen Hinterraum aber, welcher durch eine Glasthüre von den übrigen Lokalitäten getrennt war, herrſchte ein dumpfes, finſteres Schweigen, und die hier verſammelten Perſonen ſchienen von den großen Ereigniſſen da draußen wenig berührt zu werden, oder aber durch dieſelben ſo niedergeſchlagen zu ſein, daß ſie die ſonſt ſo lebhafte Unterhaltungsgabe, welche den Pariſern unter allen frohen und traurigen Verhältniſſen eigenthümlich bleibt, ganz verloren hatten.

Hier ſaß der feniſche General Cluſeret, ein kräftig gebauter Mann mit ſtarkem, ſcharf geſchnittenem Geſicht, kurzem Haar und militäriſch geſtutztem Bart, in deſſen brennenden Augen ein dunkles, dämoniſches und wildes Feuer blitzte, während um ſeine feſtgeſchloſſenen

Lippen ein Zug höhniſcher Verachtung lag. Er ſtürzte ein kleines Glas jenes ſtarken, meiſt glühend ſervirten franzöſiſchen Punſches hinunter und rief, indem er das Glas von ſich ſtieß und ſich gegen die Lehne ſeines Stuhles zurückwarf, mit dem Ton unterdrückten Grimmes:

„Es iſt Alles vergeblich! Dieſe Welt iſt eine Heerde von Schafen, nichts Beſſeres werth, als von den Wölfen gefreſſen zu werden, die ſie zu ihren Tyrannen gemacht haben. Ich werde mich wahrlich auf die Seite dieſer Tyrannen ſchlagen,“ rief er mit lautem Hohnlachen, „das iſt in der That noch ein beſſerer Beruf, als ſich Mühe zu geben und zu arbeiten für dieſen Pöbel von Sklaven, der noch ſtolz auf ſeine Ketten iſt.“

In düſterem Schweigen ſaßen die Uebrigen einen Augenblick nach dieſen heftigen Worten.

Varlin, der Buchbinder, welcher die Internationale, die er einſt mit Tolain gegründet, zuerſt auf den Weg der politiſchen Konſpiration geführt hatte, blickte finſter vor ſich nieder.

Pindi, der Zimmermann, welcher die Statuten der Gewerkvereine organiſirt hatte, ein noch junger Mann mit blaſſem, nervöſem Geſicht voll geiſtigen Lebens, ſtand auf und ging ſchweigend in dem kleinen Zimmer auf und nieder.

Auch Veſinier, der ſonſt ſo ſcharfe und ſchlagfertige

Redner, war noch mehr als ſonſt gebückt und in ſich zuſammengezogen, und ſein ſonſt ſo höhniſches Geſicht zeigte nur tiefe Niedergeſchlagenheit und Entmuthigung.

Nur der alte Delescluzes hob ſeinen, an die alten Philoſophen erinnernden Kopf mit dem grauen Haar und Bart und den hellen, klaren Augen und der langen, ſcharfgeſchnittenen Naſe empor und ſagte:

„Sie müſſen nicht ungerecht ſein gegen dieſes Volk, welches ſo lange unter dem Druck der Tyrannei ſeine eigene Kraft zu brauchen verlernt hat. Es muß erſt wieder aufathmen, zu ſich ſelber kommen, dann werden wir es organiſiren und leiten können. In dieſem Augenblick wirkt der Stumpfſinn der langen Unterdrückung und die Betäubung der ſo plötzlichen Schläge zuſammen, um dem öffentlichen Geiſt die Elaſtizität zu rauben. Warten wir —“

„Warten!“ rief Cluſeret, indem er verächtlich die Achſeln zuckte und mehrere Male mit den Fingern ſchnippte. „Worauf ſollen wir warten, worauf können wir überhaupt noch warten, nachdem dieſe Augenblicke unbenutzt vorübergegangen ſind? Dieſer Kaiſer, welcher das Volk ſo lange geknechtet und unterdrückt, hat es jetzt in einen Abgrund von Schande und Elend geſtürzt. Seine Generale ſind geſchlagen, ſeine Macht iſt gebrochen, faſt wie ein Geächteter irrt er an den Grenzen des

Landes mit einer zweimal beſiegten Armee umher, und dennoch iſt er noch der Kaiſer, dennoch erhebt ſich keine Stimme aus dieſem entnervten Volk, um ſeine Abſetzung auszuſprechen, um ihn zu verurtheilen und alle ſeine Kreaturen der vernichtenden Strafe zu überweiſen — nein, dieſes Volk, das ſo lange entbehrt und gearbeitet hat für das elende Kaiſerreich, hat jetzt keinen andern Gedanken, als ſich in deſſen Uniformen zu ſtecken, die Waffen zu ergreifen und hinauszuziehen, um ſein Blut zu vergießen für das, was man die Vertheidigung, die Rettung des Vaterlandes nennt in kindiſcher Verblendung, was doch nichts weiter iſt als die Rettung dieſes tyranniſchen, blut- und goldgierigen Kaiſerthums. Ja," fuhr er nach einem tiefen Athemzug fort, indem er ſeine brennenden Blicke über die finſteren Geſichter Varlin's und der Uebrigen gleiten ließ, — „ja — es iſt wahr — wahr, zur Schande Frankreichs, daß dieſes Volk ſich erhebt, um das Kaiſerthum zu ſchützen, — um dieſem elenden Zerrbild eines Cäſars die Möglichkeit zu geben, einen halbwegs anſtändigen Frieden zu ſchließen und dann hierher zurückzukommen, um von Neuem ſeinen Fuß auf euren Nacken zu ſetzen!"

„Niemals!" rief Varlin, das Auge mit dem ſtechenden, zuckenden Blick von unten aufſchlagend, — „niemals, — er darf nicht nach Paris zurückkehren —"

„Darf nicht?“ fiel Cluſeret ein, indem er abermals laut und höhniſch auflachte, — „darf nicht? — und warum darf er nicht? — werdet ihr ihn daran hindern, — ihr, die ihr euch doch geduldig beugt vor dieſer lächerlichen Regentin, die in ſeinem Namen hier Dekrete erläßt und die dieſem Gecken von Trochu ſchon den Marſchallſtab zeigt, um ihn, während die fremden Tyrannenknechte von Außen heranrücken, auf Diejenigen ſchießen zu laſſen, welche etwa meinen möchten, daß Frankreich beſſer regiert werden könnte als durch Madame Napoleon? — Schämt euch,“ ſagte er, die Hand leicht auf Varlin's Schulter legend, — „ſchämt euch, — ihr habt mir das Kommando eurer Armee angeboten, — dieſer Armee, die ihr hier organiſiren wolltet, während ich die amerikaniſchen Sektionen formirte, — ihr habt mich von New-York hierher gerufen, — ich bin mit Freuden eurem Rufe gefolgt, indem ich euch ſagte: Wenn ich komme, ſo wird es heißen: Wir oder Nichts, Paris wird unſer ſein oder Paris wird aufgehört haben zu exiſtiren — — und nun?“ fragte er dumpf, — „ich bin gekommen, — ich habe Alles ſo günſtig gefunden als möglich, — die Prätorianer des Tyrannen ſind weit von Paris entfernt, — ſie ſind geſchlagen, — das Schwert des Kaiſerreichs iſt zerbrochen, — wo aber,“ rief er mit ſchneidendem

Ton, — „wo iſt die Armee des Volkes, die ich führen ſoll?“

Ein lauter, vielſtimmiger Jubelruf drang vom Boulevard her durch die vorderen Räume herein.

„Hört ihr ſie,“ rief Cluſeret, — „hört ihr die Armee des Volks? — Sie jubeln dieſem ſchwatzhaften Gouverneur von Paris zu, der ſie hinausführen will, um ſich im Kampf gegen die Feinde des Kaiſers ſchlachten zu laſſen und um mit ihren Leichen dieſen ſchwankenden Thron zu ſtützen. — Ich will zurückkehren über den Ozean und den Staub Europas von meinen Füßen ſchütteln, — denn dieſe alte Welt iſt verloren für die Freiheit, — verloren und verſunken in eigener Jämmerlichkeit und Schwäche.“

Die Rufe draußen wurden lauter und lauter, man hörte, wie in den vorderen Räumen Alles an die Thüren und Fenſter lief — und vive Trochu! — vive la garde nationale! — ertönte es im Café ſelbſt durch die Glasthüre des Hinterzimmers.

Varlin ſprang auf.

„Es muß etwas geſchehen!“ rief er, — „ſo darf es nicht weiter gehen, — wir müſſen handeln, — ein Sieg draußen und unſere Sache wäre verloren.“

„Sie iſt verloren,“ — ſagte Cluſeret achſelzuckend und wendete ſich zur Thür.

Delescluzes trat ihm entgegen und ſtreckte die Hand aus, um ihn zurückzuhalten.

Die Anderen eilten ebenfalls herbei — Alles ſprach durcheinander.

Da öffnete ſich raſch die Thür und in die lebhaft erregte Geſellſchaft trat lächelnd und die Melodie einer Chanſonnette zwiſchen den Zähnen pfeifend Raoul Rigault, gekleidet mit der ihm eigenthümlichen zweifelhaften Eleganz, den Hut ſeitwärts auf den Kopf gedrückt, ein Glas vor den großen, etwas blöde blickenden Augen, ein kleines Stöckchen in der Hand, eine imitirte Regalia-Cigarre im Munde.

Ihm folgte ein alter, faſt ſechzigjähriger Mann von kräftiger Haltung und noch jugendlich elaſtiſchen Bewegungen, deſſen ernſtes, regelmäßig und ſcharf geſchnittenes Geſicht die Züge des Mr. Brooklane zeigte, der im Albergo di Europa in Rom an der Seite des Grafen Rivero gewohnt hatte, — nur trug er den weißgrauen Bart nicht und ſeine ganze Erſcheinung zeigte nicht wie dort die Eleganz des vornehmen Mannes, ſondern die reinliche Einfachheit eines Arbeiters in ſeiner Sonntagstracht. Seine Augen waren durch eine dunkle, graue Brille bedeckt.

Mit ſeinem unzerſtörbaren Lächeln auf den Lippen blickte Raoul Rigault ganz verwundert auf alle dieſe finſteren und aufgeregten Geſichter hin.

„Nun, meine Freunde,“ rief er, mit dem Stöckchen an ſeinen etwas abgenutzten Stiefel ſchlagend, — „was gibt es? — ihr ſcheint unzufrieden zu ſein; — warum? — ich begreife das nicht, in einer Zeit, in welcher die Ereigniſſe uns die Hälfte unſerer Arbeit abnehmen!“

„Sie werden uns unſere ganze Arbeit abnehmen,“ rief Cluſeret, indem er verſuchte, an Raoul Rigault vorbei nach der Thür zu gelangen, — „unſere ganze Arbeit, — und deren Frucht dazu, — das geſchlagene Kaiſerreich wird ein noch ſchlimmerer Tyrann ſein als je vorher —“

„Das Kaiſerreich?“ — rief Raoul Rigault ganz erſtaunt, — „das Kaiſerreich? — wer ſpricht denn noch davon? —“

„Jene Haufen da draußen,“ ſagte Cluſeret, die Zähne auf einander beißend, — „jene Haufen, die ich nicht mit dem edlen Namen des Volkes bezeichnen will, — ſie rufen zum Kampf gegen die Fremden, unter deren Schlägen der lächerliche Thron dieſes Auguſtulus zuſammenbrechen müßte, wenn ſich nicht dieß — Volk — erhöbe, um ihn zu vertheidigen!“

„Hört mich an, meine Freunde,“ ſprach Raoul Rigault mit einem überlegenen Lächeln, — „hört mich an! Ihr ſeid Alle älter und reicher an Erfahrungen als ich, — aber —“ er ſchüttelte achſelzuckend den Kopf, — „ich ſehe doch klarer als ihr! Es geſchieht auf meinen Antrieb und unter Leitung meiner Freunde, daß Jene da draußen ſchreien und dieſem kleinen pathetiſchen Trochu den Kopf verdrehen, daß er ſich für den Retter des Vaterlandes, für einen Jean d'Arc hält.“

Und ſelbſtgefällig dieſes Wortſpiel belächelnd, ſetzte er ſich vor dem Tiſche nieder, ließ ſein Augenglas herabfallen und ſah mit ſeinen ſtumpfen Augen die Geſellſchaft an, während ſein Begleiter ſich hinter ihn ſtellte.

„Sie,“ rief Cluſeret, — „Sie regen dieſe Menge an, — Sie unterſtützen das Kaiſerreich? —“

„Das iſt lächerlich, — das iſt vermeſſen, — das iſt kindiſch!“ — rief man durcheinander.

Raoul Rigault hob die Hand mit ſeinem Stöckchen empor.

„Ich habe geſagt: hört mich an,“ — ſprach er mit ruhiger, etwas näſelnder Stimme, — „und ihr könnt in der That nichts Beſſeres thun, — denn während ihr hier brütet und tobt, habe ich beobachtet — überlegt — gehandelt.“

Das unruhige Stimmengewirr ſchwieg, — man ſetzte ſich, Cluſeret blieb, die Hand auf den Tiſch geſtützt, vor Raoul Rigault ſtehen, den brennenden Blick auf das blaſſe, etwas aufgeſchwemmte, gleichgültige Geſicht des jungen Mannes gerichtet.

„Zunächſt,“ fuhr dieſer fort, — „habe ich euch hier Herrn Antonio Valori vorzuſtellen, welcher von Italien, von Rom kommt und euch Nachrichten von dort zu bringen hat.“

Er deutete auf den Mann mit der grauen Brille, welcher neben Raoul Rigault's Stuhl trat und leicht den Kopf neigend und in ſicherer Haltung, ohne eine Spur von Verlegenheit oder Befangenheit, in faſt accentloſem Franzöſiſch ſprach:

„Ich habe euch eine Botſchaft zu bringen — und eine Aufforderung an euch zu richten.“

„In weſſen Auftrag?“ fragte Varlin, indem er einen forſchenden Blick auf den Fremden richtete.

„Im Auftrage,“ erwiederte der Fremde kalt und ruhig, „der Freunde der Freiheit in Italien. Ich habe keine Legitimation,“ fuhr er fort. „Es bedarf auch derſelben nicht. Es genügt, daß die Botſchaft und die Aufforderung an euch gelangt. Eure Sache wird es ſein, darnach zu handeln. Die Befreiung der Welt,“ ſprach er weiter, „hängt von der Freiheit der Völker lateiniſchen Stammes ab, denen die Uebrigen folgen werden, weil ſie ihnen folgen müſſen, und die Freiheit der lateiniſchen Völker war niedergedrückt durch das Papſtthum und das franzöſiſche Kaiſerreich, welche ſich gegenſeitig unterſtützten, um die Welt in Feſſeln zu halten. Der Augenblick der Befreiung iſt da. Das franzöſiſche Kaiſerreich iſt gezwungen geweſen, in ſeiner Noth um die eigene Exiſtenz ſeine Hand von Rom zurückzuziehen, und in kürzeſter Zeit werden die Truppen des Königs Viktor Emanuel, welcher der Diener der Revolution iſt und der Republik die Wege bereitet, in Rom einziehen und damit die Befreiung Italiens vollenden, indem ſie den einen Mittelpunkt der Welttyrannei für immer zuſammenbrechen."

„Iſt das gewiß?" fragte Cluſeret.

„Es iſt ſo gewiß," erwiederte der Fremde, „daß die militäriſchen Maßregeln bereits vollkommen vorbereitet ſind, und daß die kurze Zögerung, welche die perſönlichen Gefühle des Königs Viktor Emanuel noch veranlaſſen, in Kurzem überwunden ſein wird."

„Dort handelt man," rief Cluſeret, die Hand auf den Tiſch ſchlagend, „und hier —"

„Hier muß man gleichfalls ſo handeln," ſagte der Fremde. „Hier muß man vor Allem ſo ſchnell als möglich das in allen ſeinen Fugen krachende Kaiſerreich zuſammenſchlagen, damit es für immer unmöglich werde, dem Papſtthum noch im letzten Augenblick

Hülfe zu bringen oder daſſelbe etwa ſpäter wieder aufzurichten.“

„Ihr hört es,“ rief Cluſeret, „ihr hört es. Und dabei ſchreit dieß verblendete Volk nach Waffen, um gegen die Feinde des Kaiſerreichs zu kämpfen!“

Raoul Rigault ſtand auf.

„Ihr habt die Botſchaft unſerer Freunde in Italien gehört,“ ſagte er, indem er ſein Glas wieder vor das Auge drückte. „Hört nun, was geſchehen muß, um in ihrem Sinn zu handeln und auch unſererſeits unſere Pflicht zu erfüllen. Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß Monſieur Napoleon, welcher ein wenig das Wanken ſeines Thrones verſpürt, den dringenden Wunſch hegt, mit der Armee, welche er bei ſich hat, unter die Mauern von Paris zurückzukehren, weil er nur ein ſehr mittelmäßiges Vertrauen zu dieſen glänzenden Truppen des Generals Trochu hegt. Er kalkulirt ganz richtig,“ ſagte er, mit ſeinem Stöckchen einige Male durch die Luft ſchlagend, „denn hier unter den Mauern von Paris würde er Gelegenheit haben, mit den Herren Preußen bald zu einem Friedensſchluß zu kommen, und dann würde es ihm nicht ſchwer werden, ſeine gute und getreue Reſidenz wieder in die wünſchenswerthe Ordnung zu bringen. Und würden wir dann etwas unternehmen, ſo würden jene Soldaten von Weißenburg und

Fröſchweiler ſehr geneigt ſein, ſich hier auf dem Straßenpflaſter die Lorbeeren zu pflücken, welche ſie auf den Schlachtfeldern nicht erreichen konnten. Die Ausführung dieſes Planes, welchen auch der Marſchall Mac Mahon von ſeinem militäriſchen Standpunkt mit vollem Recht unterſtützt und billigt, müßte um jeden Preis hintertrieben werden, wenn wir aus dieſen Niederlagen des Kaiſerreichs unſere Früchte ziehen wollen. Ich habe deßhalb überall die Bevölkerung von Paris lauter und lauter rufen laſſen, daß man nach Metz ziehen müſſe, um den heldenmüthigen Marſchall Bazaine, der ſich dort hinter ſichere Mauern zurückgezogen hat," fügte er hohnlachend hinzu, — „zu befreien. Und dieſer vortreffliche General Trochu unterſtützt mich dabei auf das Ausgezeichnetſte, indem er überall pomphaft verkündet, daß er ſtark genug ſei, um Paris zu vertheidigen, — er wünſcht natürlich den Kaiſer und die Armee durchaus nicht hieher zu ziehen, da bei deren Anweſenheit die Deſpotie ſeiner Herrſchergewalt bald ausgeſpielt wäre. Mac Mahon," fuhr er fort, „hat nun ſeinen Marſch nach dem Norden, der ihn mitten in die feindliche Armee hinein und zum kaudiniſchen Joch führen muß, angetreten. Aber noch einmal hat man in Courcelles angehalten; Herr Rouher, der mit dem Inſtinkt der Selbſterhaltung erkannt hat, wo die einzige Möglichkeit des

Kaiſerreichs liegt, iſt dorthin geeilt und iſt, wie ich ebenfalls beſtimmt weiß, mit einer Ordre des Kaiſers zurückgekommen, welche den Marſchall Mac Mahon zum Chef der Armee von Paris ernennt und den Rückmarſch der Armee hieher anordnet, deren Ausführung das Kaiſerreich wahrſcheinlich retten würde. Dieß iſt die augenblickliche Lage,“ fuhr er in ſo leichtem Ton fort, als ſpräche er von den gleichgültigſten Tagesereigniſſen, — „in dieſem Augenblick werden ſich die ausgezeichneten Miniſter, welche den Herren Grammont und Ollivier folgten, in den Tuilerieen verſammeln, um die Botſchaft des Kaiſers zu berathen. Es iſt durchaus nothwendig, daß der Plan des Kaiſers verworfen werde und Mac Mahon den beſtimmten Befehl erhalte, nach der belgiſchen Grenze weiter zu marſchiren, um von dorther Bazaine in Metz zu erreichen.“

Ein Blitz des Verſtändniſſes leuchtete in dem Blick Cluſeret's auf. Seine finſteren Züge erhellten ſich und ſchweigend nickte er mehrmals mit dem Kopf.

„Aber wenn nun die Vereinigung mit Bazaine gelingt?“ fragte Varlin, „wenn nun jene Armeen, bei denen der Kaiſer ſelbſt ſich befindet, einen Erfolg erringen —“

„Das iſt unmöglich,“ fiel Raoul Rigault mit überlegener Miene ein, indem er eine Karte aus der

Taſche zog und auf dem Tiſch ausbreitete. „Seht hier,“ fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf dieſe Karte deutete, „hier ſteht die feindliche Armee — hier die eine, dort die andere. Auf dieſer Linie zieht der Kaiſer mit der niedergeſchlagenen und entmuthigten Armee Mac Mahon’s hin wie ein untergehendes, verblaſſendes Meteor, und hier,“ ſagte er, indem er die Spitze ſeines Stöckchens feſt auf den Punkt der Karte ſtützte, „hier wird es ſein, hier werden ſie ihn fangen. Hier wird dieſer ſtolze Adler, der ſo lange Frankreich mit ſeinen Krallen zerfleiſchte, in den Staub niederſinken.“

Cluſeret war mit ſcharfer Aufmerkſamkeit den Bewegungen gefolgt, welche die Hand Raoul Rigault’s über die Karte hin gemacht hatte.

„Es iſt wahr,“ rief er lebhaft, „es iſt wahr, es kann nicht anders kommen! Er iſt verloren, wenn er dorthin geht!“

Und mit einer gewiſſen Bewunderung blickte er auf Raoul Rigault, welcher lächelnd und unbeweglich daſtand.

„Ihr ſeht,“ fuhr der junge Mann dann immer in demſelben leichten Ton fort, „daß wenn jene Armee, welche Herr Napoleon noch um ſich hat, zertrümmert ſein wird, wenn er ſelbſt flüchtig oder gefangen iſt, daß dann dieſe Bande, welche ſich in dieſem Augenblick noch auf dem poſſenhaften Thron hier breit macht, von ſelbſt nach allen vier Winden verfliegen und daß uns die Zukunft gehören wird. Es kommt alſo Alles darauf an, daß jetzt in dem Tuilerieengarten und auf dem Tuilerieenplatz ſo laut als möglich geſchrieen wird: ‚Nach Metz! Zur Befreiung von Bazaine! Rettet Bazaine!‘ — Es wäre doch möglich,“ fügte er mit einem Ton unbeſchreiblicher Verachtung hinzu, „daß in irgend einem miniſteriellen Gehirn ein Funke von Vernunft oder wenigſtens von dem Inſtinkt der Selbſterhaltung aufblitzen könnte und daß man Mac Mahon von ſeinem Marſch zum Untergang zurückriefe, und das muß um jeden Preis verhindert werden. Und deßhalb,“ ſagte er, ſich aufrichtend und mit ſeinem Stöckchen auf die Karte ſchlagend, „deßhalb dienen uns jene Leute, die da draußen ſchreien, am beſten. Je mehr Truppen hinausgeſandt werden, um ſo ſchneller wird hier im Mittelpunkt das Kaiſerreich zuſammenbrechen.“

„Und wenn es zuſammenbricht,“ ſagte Varlin, der in brütendem Sinnen dageſeſſen hatte, — „werden wir ſeine Erben ſein, und nicht dieſe Helden der hohlen Phraſe, dieſer Herr Jules Favre, der uns einſt in ſeiner glänzenden Wohnung ſo weiſe Vorträge über die Nothwendigkeit der Herrſchaft der Bourgeoiſie über die Arbeiter hielt, — werden ſie nicht die Erben der zuſammenbrechenden Gewalt ſein, um das Volk mit der Geißel des Kapitals noch ſchlimmer zu mißhandeln, als es das Kaiſerreich mit den Bajonetten gethan?“

„In der That,“ ſagte Raoul Rigault, indem er ſich ruhig zu Varlin wendete, „ſie werden die Erben der Macht ſein, die erſten Erben. Laſſen wir ſie ruhig dieſe Erbſchaft antreten, wir bedürfen dieſer ſchwachen Köpfe, damit ſie die Gliederung der alten Geſellſchaft zerſtören, alle Ordnung aufhören machen, alle Autorität vernichten. Das werden ſie ſehr ſchnell beſorgen, — denn darin ſind ſie Meiſter, und in kurzer Zeit werden ſie es dahin bringen, daß, während Alles auseinanderfällt und ſich zerſetzt, wir die einzig organiſirte Macht ſein werden. Dann wird unſere Zeit gekommen ſein, — dann,“ ſagte er mit einem entſetzlichen Lächeln, „wird die Zeit für meine große elektriſche Batterie da ſein und für meine chemiſchen Mittel, um die letzten Reſte — — —“

„Er hat Recht, — er hat Recht,“ — rief Cluſeret, indem er Raoul Rigault auf die Schulter ſchlug, — „er hat Recht, — er iſt wahrhaftig der Stärkſte von uns Allen, und während wir uns Alle niederdrücken ließen, hat er klar geſehen und energiſch gehandelt!“

„Ja, in der That, — er hat Recht,“ ſagte der Fremde ruhig, — „thun Sie Alle, was er Ihnen ſagt, —

helfen Sie den Tyrannen in jene Falle zwiſchen den feindlichen Armeen drängen, aus welcher es kein Entrinnen gibt, — denn dort liegt die Entſcheidung, — ſobald er dort vernichtet iſt, wird dieſe ſchwankende Autorität, welche hier noch im letzten Aufflackern ihre erſterbende Macht in den Tuilerieen friſtet, von ſelbſt erlöſchen, — und auch weiter hat er Recht, — mögen dann immerhin dieſe Schwätzer der liberalen Bourgeoiſie die nächſten Erben der zuſammenbrechenden Macht ſein, — ſie werden ſchnell genug die Bahn für uns frei machen, — wir in Italien werden zunächſt freie Hand haben, unſere Ketten zu zerbrechen, und wir werden dann ſtark genug ſein, um euch die Hand zu reichen, wenn die nahe Stunde der vollen Freiheit auch bei euch gekommen ſein wird.“

Varlin wollte noch etwas ſagen, — Cluſeret rief:

„Auf, an’s Werk, — auf die Boulevards — nach den Tuilerieen!“

Die Thür wurde geöffnet — ſchnell trat Paſchal Grouſſet, einer der Redakteure des Rappel, ein junger Mann mit blaſſem, abgelebtem Geſicht, zurückgeſtrichenen Haaren und einem dichten Schnurrbart, herein. — Ihm folgte La Cecilia, ein Italiener, der früher unter Garibaldi gedient hatte und jetzt in Paris als thätiges Mitglied der politiſchen Internationale lebte. Sein

Geſicht mit der ſcharf hervorſpringenden, gekrümmten Naſe, den unter ſtarken, etwas zuſammengezogenen Augenbrauen klar und kalt hervorblickenden Augen, der hohen Stirne und den ſtarken Backenknochen zeigte kaltblütige Entſchloſſenheit, während die unter dem herabhängenden Schnurrbart ſtark hervortretende volle Unterlippe Verachtung aller Gefahr und jene aus einem vielbewegten, abenteuerlichen Leben ſtets entſpringende Gleichgültigkeit gegen die wechſelnden Verhältniſſe des Lebens ausdrückte. Der Maler Courbet begleitete Beide, — ein kleiner, ſtarker Mann mit dichtem, hochgeſcheiteltem Haar und vollem Bart, deſſen kleines, etwas zuſammengedrücktes Geſicht wenig Geiſt, aber viel kleinliche Wichtigkeit in ſeinen faltigen Zügen und in ſeinen ſcharf, aber etwas unſtät blickenden Augen trug.

„Soeben durchläuft die Nachricht Paris,“ — rief Paſchal Grouſſet, „daß Bazaine aus Metz einen Ausfall gemacht und die deutſchen Armeen zurückgedrängt habe, — ich ſah Palikao nach den Tuilerieen fahren, — man ſagt, der Kaiſer und Mac Mahon wollten auf Paris rücken, — es ſind wichtige Entſcheidungen im Gange —“

„Wenn dieſe Nachrichten wahr ſind,“ ſprach La Cecilia, — „ſo werden die deutſchen Armeen in eine bedenkliche Lage kommen —“

„Ihr hört es,“ ſagte Raoul Rigault.

„Vorwärts, — hinaus!“ — rief Cluſeret, — „es gilt, dem Kaiſerreich den Gnadenſtoß zu geben und es auf den Weg des Verderbens zu drängen!“

Während Raoul Rigault Paſchal Grouſſet über die ſoeben hier beſprochenen Geſichtspunkte verſtändigte, ruhte La Cecilia’s Blick forſchend auf dem Fremden, der ruhig und ſchweigend daſtand.

Dieſer bemerkte es, — in natürlicher Bewegung erhob er die Hand und berührte mit der Spitze des Fingers ſeine Lippen.

La Cecilia neigte den Kopf und folgte Cluſeret, der bereits mit mehreren Anderen die vorderen Räume durchſchritten hatte und über die Boulevards dahin eilte, ſchnell die dichten Menſchenmaſſen durchſchneidend, welche ſich ſprechend, rufend und lebhaft geſtikulirend nach den Tuilerieen hindrängten.

Ein Mann mit blondem Bart, in der Blouſe eines Arbeiters und eine Mütze mit großem Schirm tief in das Geſicht gedrückt, näherte ſich dem Fremden, welchen Raoul Rigault als Antonio Valori eingeführt hatte.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er, — „Sie kommen aus Italien, — aus Rom, — glauben Sie wirklich, daß dort etwas geſchehen werde, und daß nicht wieder ein verfehltes Unternehmen —“

„Die Sache iſt dort ſicher, — gut vorbereitet und wird dießmal nicht fehlſchlagen, da wir uns keinen kaiſerlichen Chaſſepots gegenüber befinden werden," erwiederte der Fremde, indem er etwas verwundert und betroffen den eben Eingeführten anſah.

„Ich bin nur," ſagte dieſer, „ein wenig zweifelhaft geweſen, weil man nichts davon hört, daß die Anführer ſich regen. Garibaldi iſt ruhig und Mazzini —"

„Mazzini iſt gefangen," fiel der Fremde ein, „und Garibaldi wird zu ſeiner Zeit auftreten. Vielleicht wird er den Dank Italiens der verbrüderten franzöſiſchen Republik darbringen."

Er brach das Geſpräch, das ihm läſtig zu ſein ſchien, ab und wandte ſich dem Eingang zu, durch welchen Raoul Rigault und Courbet ſich nach den Boulevards hinwendeten.

„Er iſt es," ſagte der Mann in der Blouſe, dem Fremden nachblickend, — „es iſt kein Zweifel. Vielleicht müßte ich ihm nachgehen, um zu ſehen, wo er bleibt. Aber wozu ſollte das jetzt nützen, wir haben mit uns allein genug zu thun. Und ich muß zunächſt nach den Tuilerieen, um Botſchaft zu bringen, wie es hier ſteht."

Er ſchritt über den Boulevard hin und verlor ſich in der Menſchenmenge, welche auf dem gegenüberliegenden Trottoir ſich nach den Tuilerieen zu bewegte.

Raoul Rigault hatte ſeinen Arm in den des Courbet gelegt und ſchritt in etwas gezierter Haltung, das Glas fortwährend vor den Augen, durch die Rue de la Paix und über die Place Vendôme hin.

„Das Schickſal der Zukunft,“ ſagte er mit ſeiner affektirten, leiſen, etwas näſelnden Stimme, „hängt jetzt von der Geduld unſerer guten Freunde und von der Dummheit dieſer Madame Badinguet und ihrer Miniſter ab. Wäre ich ein alter Grieche, ſo möchte ich den Zeus anrufen, um uns beizuſtehen, — es würde,“ fügte er in cyniſchem Ton hinzu, „für ihn keine ſchwere Arbeit ſein, nachdem er für uns den Kopf des Generals Moltke erleuchtet hat, um die kaiſerlichen Prätorianer zu ſchlagen, nun auch in den Köpfen dieſer Miniſter den erforderlichen Grad von dichteſter Finſterniß zu erzeugen, damit ſie das Kaiſerreich vollſtändig in den Abgrund ſtürzen, an deſſen Rande es hin und her taumelt.“

Sie ſchritten über die Place Vendôme.

„Sehen Sie, mein Freund,“ ſagte Courbet, indem ſeine Blicke ſich voll giftigen Haſſes zu der Bildſäule Napoleon's I. emporrichteten, welche jene hochragende Ehrenſäule krönte, die Frankreich einſt dem Ruhm ſeiner großen Armee errichtete, — „ſehen Sie, jedesmal, wenn ich hier vorbeigehe, ſo reizt es mich, dieß elende Monument zu zerſtören, viel weniger, weil es das Bild der Tyrannei und des blutigen Cäſarismus iſt, als weil es auf eine ſo ſchreckliche Weiſe allem Kunſtgeſchmack Hohn ſpricht.“

„Warten Sie, mein Freund,“ erwiederte Raoul Rigault, indem er mit ſeinem Stöckchen durch die Luft einen Hieb gegen das Denkmal des Ruhmes der franzöſiſchen Waffen führte, „warten Sie ein wenig, wenn unſere Zeit kommt, ſo wird all’ dieſer Kram einer lächerlichen Vergangenheit verſchwinden. Wo meine chemiſchen Mittel nicht ausreichen, werden wir die mechaniſchen zu Hülfe nehmen. Wenn jener Herr da oben, dem ſie ſeinen Ueberrock und ſeine Stiefel ausgezogen haben, die ſie doch jetzt ſo gut hätten brauchen können, wenn er hier unten im Staub liegt, dann können Sie ihn malen, er wird dann eben ſo ſchmutzig ſein, wie Ihre badenden Mädchen, — die alle Fluten des Ozeans dann nicht wieder rein waſchen können.“

Sie hatten die Rue de Rivoli erreicht und miſchten ſich in die immer dichter nach den Tuilerieen herandrängenden Volkshaufen.

In dem Conſeilſaal der Tuilerieen waren die neuen Miniſter verſammelt, welche dem ſchnell vor der Wucht der gewaltigen Ereigniſſe verſchwundenen Miniſterium Grammont-Ollivier gefolgt waren.

Tiefer Ernſt lag auf allen Geſichtern. In einem der Lehnſtühle, welche den großen, mit einer grünen Decke bedeckten Tiſch umgaben, ſaß der Fürſt Latour d'Auvergne, welcher die ſchwierige Aufgabe übernommen hatte, die Beziehungen des halb ſchon zu Boden geworfenen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten zu pflegen und bei den europäiſchen Kabinetten ein Wort der moraliſchen Unterſtützung für Frankreich zu erbitten, nachdem der Herzog von Grammont es verſäumt hatte, dem in dem Nimbus ſeiner Vollmacht daſtehenden Kaiſerreich irgend welche Allianzen in Europa zu verſchaffen.

Der Fürſt, ein Mann von etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahren, mit einem runden, vollen Geſicht, das ſein kurz geſchnittener Vollbart umgab, und mit klaren, dunklen Augen, aus welchen aber nicht der ſtarke Geiſt und die willenskräftige Entſchloſſenheit leuchteten, welche erforderlich geweſen wären, um eine ſo ſchwierige Situation zu beherrſchen, war beſchäftigt, die Berichte und Depeſchen zu durchfliegen, welche ihm in dem Augenblick, da er ſich zum Conſeil begab, überreicht worden. Aber bei jedem neuen Papier, das er durchflog, wurde ſeine Miene düſterer, und in trüber Reſignation den Kopf ſchüttelnd, blickte er auf die Berichte, deren jeder ihm die Kunde von einer neuen fehlgeſchlagenen Hoffnung brachte.

Am andern Ende des Tiſches war der Miniſter des Innern, der frühere Seine-Präfekt Chevreau, ein kräftiger, unterſetzter Mann von faſt fünfzig Jahren, mit lebhaften, hervorſtechenden Augen, in eifriger Unterhaltung mit dem zum Handelsminiſter ernannten Journaliſten Clement Duvernois begriffen, einem blonden, etwas vollen jungen Mann von kaum fünfunddreißig Jahren, von regelmäßigen, ein wenig ſchlaffen Geſichtszügen, der in ſeinem Weſen und in ſeiner Haltung eine gewiſſe Sorgloſigkeit zeigte, die ihn auch in dieſer ſchwierigen, verhängnißvollen Situation nicht ganz verließ.

Der Finanzminiſter Magne mit ſeinem glatt raſirten, ruhig lächelnden Geſicht, den weißen Haaren und den kleinen, liſtig zuſammengekniffenen Augen ſprach mit dem Kriegsminiſter, Grafen Palikao, dem Präſidenten des Kabinets und dem in dieſem Augenblick jedenfalls bedeutungsvollſten aller Miniſter, da das Schickſal des Krieges ja auch zugleich das Schickſal Frankreichs und der Dynaſtie war.

Der General Couſin de Montauban, welcher für ſeinen chineſiſchen Feldzug zum Grafen von Palikao ernannt war, und welcher, während die übrigen Miniſter im ſchwarzen Morgenanzug erſchienen waren, die große Generalsuniform trug, war eben ſo ruhig, ſicher und faſt heiterer als der Finanzminiſter. Das weiße Haar des Kriegsminiſters kontraſtirte auf eine eigenthümliche Weiſe mit ſeinen dunklen, in jugendlichem Feuer blitzenden Augen und mit der dunklen Farbe ſeines militäriſch geſchnittenen Schnurrbartes. Auf ſeinem Geſicht lag Entſchloſſenheit und Muth, aber mehr Verſchlagenheit als klare und große Intelligenz, und in ſeiner Haltung zeigte er mehr die Geſchmeidigkeit und Feinheit des Hofmannes als die Feſtigkeit des Soldaten.

Der Baron Jérôme David, welcher das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten übernommen hatte, ging allein mit großen Schritten im Kabinet auf und nieder. Auf ſeinem Geſicht mit den gedrungenen, feſten Zügen, dem kurzen Haar und etwas vorſtehenden, funkelnden Augen, dem kleinen, aufwärts gedrehten Schnurrbart, arbeitete eine heftige Erregung. Er ſchien, in leiſen Selbſtgeſprächen die Lippen bewegend, ſeine Gedanken zu ordnen, um Mittel und Wege zu ſuchen, das Kaiſerreich und die Dynaſtie, denen er ſo nahe ſtand, von dem vernichtenden Schlage zu retten, der ſie ſo ſchnell und unerwartet getroffen.

Der kalte, elegante und undurchdringliche Admiral de Genouilly, der kalte und geſchmeidige Juſtizminiſter Grandpéré, der etwas ſteif und pedantiſch blickende Unterrichtsminiſter Jules Brame ſchauten ruhig aus dem

Fenſter über die ſich draußen immer dichter anſammelnde Menge hin und ſchienen ruhig zu erwarten, was die Zukunft aus Frankreich, aus dem Kaiſerreich und aus ihnen machen würde.

Ein Huiſſier trat ein und näherte ſich dem Grafen von Palikao, dem er einige Worte zuflüſterte.

Der Graf ſtand auf und begab ſich in das Vorzimmer.

Hier befand ſich in ſchwarzer, eleganter Kleidung jener Mann, welcher kurz zuvor im Café de Madrid der Verſammlung der Führer der Internationalen beigewohnt hatte. Hier, wo ſein Geſicht nicht mehr von dem breiten Schirm der Arbeitermütze bedeckt war, konnte man die abgelebten, von Leidenſchaft zerriſſenen Züge dieſes urſprünglich regelmäßigen Geſichtes mit den tiefliegenden, matten Augen deutlich erkennen.

„Ah, Herr Lenoir,“ ſagte Graf Palikao, indem er mit einer gewiſſen vornehmen Ueberlegenheit dieſem ſich tief und demüthig verneigenden Mann entgegentrat. „Was bringen Sie? — wenn es nichts beſonders Wichtiges iſt, ſo ſuchen Sie mich ſpäter auf, ich bin in dieſem Augenblick zu ſehr beſchäftigt, Ihre Majeſtät wird ſogleich erſcheinen.“

„Ich wußte,“ ſagte der mit dem Namen Lenoir Angeredete, „daß um dieſe Zeit ein Conſeil ſtattfinden ſoll, und habe mich gerade deßhalb beeilt, noch vorher hieher zu kommen, da ich vorausſetzte, daß die Nachrichten, welche ich bringe, vielleicht auf Eurer Excellenz Entſchluß von Einfluß ſein möchten.“

„Nun, laſſen Sie hören,“ ſagte der Graf Palikao, indem er in eine Fenſterniſche trat und Herrn Lenoir einen Wink gab, ihm zu folgen.

„Excellenz,“ ſagte dieſer mit leiſer Stimme, „in kurzer Zeit wird Rom von den italieniſchen Truppen beſetzt ſein. Ein Bote von Italien iſt an das hieſige Revolutionskomite geſendet, um die Nachricht zu überbringen und zugleich aufzufordern, daß man hier Alles zum Sturz des Kaiſerreichs thun möge.“

Graf Palikao zuckte die Achſeln.

„Das war zu erwarten,“ ſagte er, „wir können das nicht hindern, mögen ſie jetzt thun, was ſie wollen. Später,“ ſagte er, die Lippen auf einander beißend, — „ſpäter werden wir rechnen und dann werden ſie fühlen, was es heißt, uns im Augenblick der Noth und Gefahr auf ſolche Weiſe zu behandeln. Und hier?“ fragte er weiter.

„Hier iſt die Parole ausgegeben,“ erwiederte Herr Lenoir, „auf jede Weiſe zu verhindern, daß der Kaiſer und Mac Mahon auf Paris zurückgehen, weil man überzeugt iſt, daß der Marſch nach der Grenze die

Armee des Marſchalls Mac Mahon und den Kaiſer in's Verderben ſtürzen werden."

Ein feines Lächeln flog über das Geſicht des Grafen Palikao.

„Sie ſind verblendet," ſagte er, „dieſe Herren Revolutionäre, und das iſt ein Glück für uns. Sie denken nur daran, für den Augenblick eine wirklich militäriſche Autorität von Paris fernzuhalten. Sie ſehen es nicht, daß ihre augenblickliche Freiheit, hier in den Straßen etwas Unfug zu treiben, ſehr ſchnell verſchwinden wird, wenn dort draußen erſt unſere Waffen wieder ſiegreich ſein werden, wenn unſere Armeen ſich vereinigt haben und den Feind im Innern des Landes einſchließen, — für uns iſt es gut, ſehr gut, ſo finden wir Unterſtützung bei unſeren Feinden. Ich danke Ihnen, mein Herr," ſagte er leichthin, „fahren Sie fort, zu beobachten, und ſeien Sie meiner Erkenntlichkeit gewiß."

Mit leichtem Kopfneigen wandte er ſich ab und kehrte in den Conſeilſaal zurück.

Herr Lenoir ſah ihm ganz erſtaunt nach.

„Wer iſt nun eigentlich Herr in Frankreich?" flüſterte er vor ſich hin, — „dieſer glänzende General hier in den Tuilerieen oder der kleine Raoul Rigault in dem Hinterſtübchen des Café de Madrid?"

Kopfſchüttelnd verließ er das Zimmer und ſchritt über die Korridors nach einer Seitentreppe hin, welche zum Tuilerieenhof hinabführte.

„Die Sache bricht zuſammen,“ ſagte er in tiefem Sinnen und immerfort den Kopf ſchüttelnd, während er die Stufen hinabſtieg, „es wird Zeit ſein, an die Zukunft zu denken, denn ich habe nur eine ſehr geringe Neigung, mich unter den Trümmern dieſes zuſammenſtürzenden Gebäudes begraben zu laſſen.“

Er durchſchritt den innern Hof des Palaſtes, miſchte ſich unter die Menge und wandte ſich dann über die Place la Concorde nach der Richtung des Boulevards von Malesherbes hin.

*

Kaum war der Graf Palikao in das Conſeil zurückgekehrt, als ein Huiſſier die zu den inneren Gemächern führenden Flügelthüren aufriß und mit lauter Stimme rief:

„Die Kaiſerin!“

Die Miniſter traten zu ihren Stühlen und begrüßten mit tiefer Verneigung Ihre Majeſtät die Kaiſerin-Regentin, welche raſchen und elaſtiſchen Schrittes in das Zimmer eintrat.

Die Kaiſerin Eugenie trug ein einfaches Kleid von ſchwerem, ſchwarzem Seidenſtoff, ein goldenes Kreuz am ſchwarzen Bande um den Hals. Keine Schleife, kein Edelſtein ſchmückten ihr einfach geflochtenes, goldblondes Haar. Sie ſah bleich und angegriffen aus, ihre großen, tiefblauen Augen glühten in faſt fieberhaftem Glanz und waren von dunklen Ringen umgeben, während der zarte Teint ihres Geſichtes in faſt durchſichtiger Bläſſe ſich gegen ihre dunkle Toilette abhob.

Die Kaiſerin erwiederte mit einer zugleich ſtolzen und anmuthigen Neigung des Kopfes die Begrüßung der Miniſter und trat raſch an den großen Lehnſeſſel in der Mitte des Tiſches, auf welchem ſonſt der Kaiſer Napoleon Platz zu nehmen pflegte.

Der Graf Palikao ſetzte ſich zu ihrer Rechten, Herr Magne zu ihrer Linken, die übrigen Miniſter folgten der Reihe nach.

„Es wird Ihnen bereits bekannt ſein, meine Herren, daß Seine Majeſtät der Kaiſer durch den Präſidenten des Senats ein Dekret hieher geſandt hat, nach welchem Mac Mahon zum Oberkommandanten von Paris ernannt wird. Zugleich hat der Kaiſer mir ſeine Abſicht mittheilen laſſen, mit der Armee des Marſchalls, welche in dieſem Augenblick bei Rheims ſteht, hieher zurückzukehren und den Feind unter den Mauern von Paris zu erwarten. Ich habe Sie, meine Herren, um mich verſammelt, um Ihren Rath zu vernehmen, was dieſem kaiſerlichen Dekret gegenüber zu thun ſei.“

Der General Palikao verneigte ſich gegen Ihre Majeſtät, deren Blick ſich fragend auf ihn richtete, und ſprach mit ſeiner feinen, etwas leiſen, aber ſcharf accentuirten Stimme:

„Seine Majeſtät der Kaiſer, Madame, welcher Allerhöchſt Ihnen die Regentſchaft übertragen, als er mit der Armee in's Feld rückte, hat ohne Zweifel das Recht, in jedem Augenblick die Regentſchaft wieder aufzuheben und ſelbſt die Leitung der Regierung in die Hand zu nehmen. Dieß hat Seine Majeſtät jedoch nicht gethan, und ſo lange dieß nicht geſchehen, kann ein aus dem Lager des Kaiſers datirtes Dekret nur dann verfaſſungsmäßige Gültigkeit haben, wenn es von Eurer Majeſtät mit Ihren Miniſtern zur Ausführung für geeignet befunden wird. Bei aller tiefen Ergebenheit, die uns Alle hier für die Perſon des Kaiſers erfüllt, ſind wir dennoch verpflichtet, dieſe Verfügung zu prüfen und ihre Ausführung zu ſiſtiren, wenn wir ſie dem Wohle Frankreichs nicht angemeſſen finden. Ich glaube, daß alle anweſenden Herren Miniſter hierin mit mir vollkommen einig ſein werden.“

Die Kaiſerin neigte einen Augenblick das Haupt auf die Bruſt, dann ließ ſie den trüben und traurigen

Blick über die verſammelten Miniſter hingleiten und ſprach:

„Laſſen Sie uns keine Zeit verlieren, meine Herren, die verfaſſungsmäßige Gültigkeit oder Ungültigkeit des kaiſerlichen Dekrets und die Kompetenz der Regentſchaft zu diskutiren, laſſen ſie uns nicht die Sache über der Form vergeſſen. Der Kaiſer iſt der Herr und ich würde mich ſtets verpflichtet fühlen, jedem ſeiner Dekrete zu gehorchen, wenn dieſe Dekrete in voller Erkenntniß der Verhältniſſe gegeben ſind und zum Wohl Frankreichs führen können. Sie haben, Herr Miniſter, den Marſch nach der belgiſchen Grenze trotz der bereits aus Chalons erfolgten Gegenvorſtellung des Feldmarſchalls Mac Mahon für eine militäriſche Nothwendigkeit erklärt. Sie ſind der Meinung, daß durch dieſen Marſch die Verbindung mit Bazaine hergeſtellt werden könne, und daß dieſe Verbindung alle Schmach und alles Unglück der letzten Zeit wieder gut machen werde,“ fügte ſie mit einem funkelnden Blick hinzu. „Iſt das noch heute Ihre Meinung und diejenige der anderen Herren, dann müſſen wir Mac Mahon den Befehl ſenden, unter allen Umſtänden vorwärts zu marſchiren, und den Kaiſer beſchwören, von ſeinem Entſchluß zurückzukommen.“

„Es iſt meine beſtimmte Meinung, Madame,“

ſagte der General Palikao, „daß, wenn Mac Mahon mit ſeiner Armee in ſchnellen Märſchen nach der belgiſchen Grenze vorgeht und ſich von dort, wo man ihn gar nicht erwartet und er keinen Widerſtand findet, auf Metz wirft, Frankreich gerettet ſein wird. Jene beiden großen Armeen werden ſich dann vereinigen, um die Deutſchen, die im feindlichen Lande mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, zu umfaſſen und in einem neuen Feldzug Alles wieder zu erringen, was im erſten verloren war. Dieß iſt meine militäriſche Anſicht, und ich kann durch keine Gegengründe von derſelben zurückgebracht werden.“

„Und die militäriſche Anſicht muß maßgebend ſein,“ rief die Kaiſerin, „denn vom militäriſchen Erfolg hängt ja Frankreichs Zukunft ab und die unſrige,“ flüſterte ſie kaum hörbar vor ſich hin, indem ſie die Spitzen ihrer zitternden Finger an einander drückte. „Nur auf die eigene Kraft müſſen wir uns ſtützen,“ fuhr ſie mit feſter Stimme fort, „denn alle Freunde, welche das mächtige Frankreich in Europa hat, ſtehen heute ſchweigend und unthätig zur Seite oder ſind bereits unſere Feinde.“

„Leider iſt es ſo,“ ſagte der Fürſt Latour d'Auvergne, „die Vertreter Frankreichs an den europäiſchen Höfen begegnen kalter Zurückhaltung oder vorwurfsvoller Verwunderung über den ſo unvorbereitet begonnenen Krieg —“

„Wir werden dieſe Erfahrungen nicht vergeſſen,“ rief die Kaiſerin mit vor Zorn bebenden Lippen, „und der Tag wird einſt kommen, an dem Frankreich ſich erinnern wird.“

„England verkennt in trauriger Weiſe,“ ſagte der Fürſt Latour d’Auvergne, „ſeine eigenen Intereſſen, indem es Frankreich niederbeugen läßt. Die Stunde wird kommen, wo man dort vergeblich die Allianz der Weſtmächte wird wiederherſtellen wollen, welche Lord Palmerſton einſt in’s Leben rief und welche der Welt Geſetze gab. Das einzige Wohlwollen,“ fuhr er fort, „das uns entgegentritt, zeigt uns Rußland. Dieſes Rußland, dem wir einſt Sebaſtopol zerbrachen und das Schwarze Meer nahmen.“

„Und dem,“ rief die Kaiſerin lebhaft, „wir einſt werden wiedergeben können, was es verloren — reich und doppelt wiedergeben, wenn es uns jetzt die Hand reichen will! Sprechen Sie, Fürſt, was ſchreibt Fleury? — können wir von Rußland etwas erwarten? Ein einziger ernſter Schritt von jener Seite würde genügen, um uns aus aller Noth zu befreien. Die ganze preußiſche Macht iſt hier, die Oſtgrenzen Deutſchlands ſtehen offen. Ein Wort des Kaiſers Alexander wiegt für uns zwei gewonnene Schlachten. Sprechen Sie!“

Der Fürſt wandte die Blätter des Berichtes, den er in der Hand hielt, mit einer gewiſſen Verlegenheit zögernd hin und her.

„Madame,“ ſagte er, „der Kaiſer Alexander hat in ſehr freundlicher und in ſehr liebenswürdiger Weiſe dem General Fleury ſeine Theilnahme an den Unglücksfällen, welche den Kaiſer betroffen, ausgeſprochen. Er ſcheint beſorgt zu ſein, daß zu den äußeren Niederlagen innere Unruhen in Frankreich hinzutreten könnten, und will an den König Wilhelm ſchreiben —“

„Nun?“ fragte die Kaiſerin zitternd vor Spannung.

„Um den König zu bitten,“ fuhr der Fürſt Latour d'Auvergne fort, „daß er Alles thun möge, um das Kaiſerreich und die Dynaſtie zu erhalten, welche allein die Garantieen eines dauernden Friedens bieten könnten und für die Ruhe und Ordnung in Europa von hoher Wichtigkeit ſeien.“

Eine faſt leichenfarbige Bläſſe legte ſich über das Geſicht der Kaiſerin. Sie faltete die Hände auf den Tiſch und blickte ſtarr vor ſich hin.

„Das alſo iſt es,“ ſagte ſie mit tonloſer Stimme, „was der beſte Freund, den wir noch in Europa finden, für uns thun kann? So weit ſind wir geſunken, daß der Kaiſer von Rußland nur noch die Bitte an unſern Sieger für uns hat, die Dynaſtie zu ſchonen und die Krone nicht von unſerem Haupt zu ſchleudern? Das iſt hart, ſehr hart," fuhr ſie fort, indem ihre großen Augen ſich mit Thränen füllten. „Aber," rief ſie dann, den Kopf emporwerfend, während ihre Blicke durch den Thränenſchleier hindurch in flammendem Feuer leuchteten, „das iſt auch gut, das zeigt uns den Weg der Rettung! Iſt Frankreich allein nicht ſtark genug, um dieſen Feind zurückzuwerfen, der in eiliger Ueberraſchung uns für den Augenblick übermannt hat? Laſſen wir alle Gedanken an eine Hülfe vom Ausland. Denken wir nur an unſern eigenen Muth und unſere eigene Kraft. Graf Palikao," fuhr ſie in ruhigem Tone fort, „Sie waren alſo der Meinung, daß aus militäriſchen Gründen der Marſch Mac Mahon's nach dem Norden nothwendig ſei?"

„Ich bin dieſer Meinung, Madame," erwiederte der Graf Palikao, „und wenn in militäriſcher Beziehung ich meine Autorität auch nicht über diejenige des Marſchalls Mac Mahon, noch weniger aber über diejenige Seiner Majeſtät des Kaiſers zu ſtellen wagen will, ſo habe ich doch noch einen weitern, hochwichtigen Grund, um auf meiner Meinung zu beſtehen, einen Grund, welchen weder der Marſchall noch der Kaiſer dort inmitten ihrer Armee zu beurtheilen vermögen. Dieſer Grund iſt der, Ma=

dame, daß die ganze Bevölkerung von Paris ſich in hoch aufgeregtem Zuſtande befindet, daß man, ich muß es Eurer Majeſtät ſagen, ſehr eingenommen gegen den Kaiſer iſt, dem man die bisherigen Niederlagen ſchuld gibt, und daß man vor allen Dingen auf das Beſtimmteſte die Befreiung Bazaine's verlangt, von dem man die Rettung Frankreichs erwartet. Wenn nun in dieſem Augenblick, Madame, bei dieſer hoch aufgeregten öffentlichen Stimmung in Paris eine Maßregel getroffen wird, welche der allgemeinen Meinung ſo gerade entgegenläuft, wenn der Kaiſer, ſtatt Bazaine zu befreien, hieher zurückkehren würde, ſo würde ſich ein Sturm der Entrüſtung gegen die Regierung richten, ein Sturm, Madame, den die Nationalgarde und der General Trochu nicht zu beſchwören im Stande ſein möchten, und bevor der Kaiſer mit der Armee Mac Mahon's unter den Mauern von Paris angekommen wäre, würde Eure Majeſtät vielleicht gezwungen ſein, die Hauptſtadt zu verlaſſen und den Centralſitz der Regierung den Händen Ihrer bitterſten Feinde zu überlaſſen."

Das dumpfe Stimmengeräuſch der in dem Tuilerieengarten und dem Carouſſelplatz verſammelten Menge wurde immer lauter und lauter. Man unterſchied einzelne Rufe, welche zum Schloſſe herübertönten und in die Fenſter des Conſeilzimmers hereinſchallten.

„Nach Metz! Nach Metz!“ hörte man rufen. „Rettet Bazaine!“

Die Kaiſerin lauſchte dieſen Rufen.

„Jene Stimmen da draußen, Madame,“ fuhr der Graf Palikao fort, „beſtätigen meine Worte über die öffentliche Meinung, und in einem Augenblick, wie der gegenwärtige, iſt die öffentliche Meinung eine Macht, mit der man rechnen muß. Ich wiederhole Eurer Majeſtät, wenn dieſe Menge da unten erführe, daß der Kaiſer, ſtatt zur Entſetzung Bazaine's vorzugehen, nach Paris zurückkehrt, ſo würde ein einziger Schrei der Wuth und der Entrüſtung in ganz Paris ſich erheben, und ich würde es nicht mehr mit der perſönlichen Sicherheit Eurer Majeſtät für vereinbar halten, daß Sie hier bleiben. Dann aber,“ fuhr er fort, „würde Frankreich verloren ſein, dann würde es den Mittelpunkt einer legalen Regierung verlieren und neben den äußeren Gefahren würde zu der Revolution vielleicht der Bürgerkrieg hinzutreten.“

Die Kaiſerin richtete den fragenden Blick auf Herrn Chevreau, Miniſter des Innern.

„Sie müſſen ja die Stimmung in Paris am beſten kennen, wie denken Sie darüber, Herr Miniſter?“

„Madame,“ erwiederte Herr Chevreau, „ich kann Eurer Majeſtät nur beſtätigen, daß die Stimmung ſo iſt, wie der Herr Graf von Palikao ſie geſchildert hat. Ich glaube für die Ruhe nicht einſtehen zu können, wenn die letzte Armee, die wir noch im Felde haben, hieher zurückmarſchirt.“

Clement Duvernois und die anderen Miniſter beſtätigten die Erklärung des Miniſters des Innern.

„Und Sie, Herr Baron Jérôme David,“ fragte die Kaiſerin, ſich zu dem Miniſter der inneren Arbeiten wendend, welcher in heftigem innerem Kampf daſaß und ſeinen kleinen Schnurrbart unruhig zwiſchen den Fingern drehte, „was ſagen Sie uns? Sie haben den Kaiſer noch in Chalons geſehen.“

„Madame,“ rief Baron Jérôme David, „ich muß Eurer Majeſtät bekennen, daß ich durchdrungen war von der Richtigkeit des Entſchluſſes, welchen der Kaiſer und der Marſchall Mac Mahon gefaßt hatten, daß ich mich überzeugt hatte, wie gefährlich die Stellung der preußiſchen Armee werden würde, wenn ſie zwiſchen Metz und Paris hinein zu gehen gezwungen würde. Aber, Madame,“ fuhr er fort, „das, was ich hier höre und was ich in der Stadt geſehen habe, läßt mich allerdings zweifeln, ob es möglich ſei, jenen Entſchluß auszuführen, und ob dadurch nicht hier für die Regierung und das Kaiſerreich größere Gefahren heraufbeſchworen würden, als die äußeren Feinde ſie uns bringen können. Wenn nun gar die perſönliche Sicherheit Eurer Majeſtät in-Frage kommt, ſo weiß ich in der That nicht —“

„Nun, meine Herren,“ rief die Kaiſerin, „ich bin entſchloſſen! Wir können hier am Mittelpunkt die Lage der Dinge unzweifelhaft beſſer überſehen, als dieß für den Kaiſer möglich iſt, der in der Einſamkeit des Lagers, von feindlichen Armeen umſchwärmt, nicht den vollkommen freien Blick bewahren kann. Ich habe dem Kaiſer die Gründe auseinandergeſetzt, welche mich bewogen haben, gegen ſeinen Beſchluß nochmals zu proteſtiren. Und Sie, Herr Graf von Palikao, ſenden Sie ſofort dem Marſchall Mac Mahon den Befehl, unter allen Umſtänden ſeinen Marſch nach dem Norden fortzuſetzen.“

„Und ich werde hinzufügen,“ ſagte der Graf Palikao, „daß, wenn der Marſchall Bedenken haben ſollte, den Befehl auszuführen, ich mich ſogleich zur Armee begeben würde, um meinerſeits das Kommando zu übernehmen und den Marſch, von welchem nach meiner Ueberzeugung die Rettung Frankreichs abhängt, durchzuführen. Ich ſchwöre Eurer Majeſtät, daß ich dazu bereit und meiner Erfolge gewiß bin.“

Die Kaiſerin neigte das Haupt.

Der Graf von Palikao ergriff eine Feder und begann mit ſchnellen Zügen auf den vor ihm liegenden Bogen zu ſchreiben.

Es war eine tiefe, lautloſe Stille im Zimmer, — man hörte nur die Athemzüge dieſer Miniſter, welche, die letzten Diener des verſinkenden Kaiſerreichs, hier die letzten Zuckungen ſeines Daſeins vor ſich ſahen, ohne die Mittel zu ſeiner Rettung finden zu können.

Die Kaiſerin hatte einen Crayon ergriffen und fuhr mit demſelben ſanft über das Papier, — von draußen her begannen von Neuem laute Rufe, und deutlich konnte man die Worte unterſcheiden: „Rettet Bazaine, — Bazaine zu verlaſſen iſt Verrath am Vaterlande, — nach Metz, nach Metz!“

Die Kaiſerin zog mit dem Bleiſtift, den ſie in ihrer zarten weißen Hand hielt, immer deutlichere Linien über das Papier, — dieſe Linien formten ſich zu Buchſtaben, und dieſe Buchſtaben bildeten den Namen — Marie Antoinette, — den Namen dieſer unglücklichen Königin, welche in den Mauern dieſes verhängnißvollen Schloſſes ebenfalls die letzten, rathloſen Diener des Königthums um ſich geſehen hatte, — welche auch durch dieſe Fenſter von denſelben Plätzen herauf die Rufe des Volkes gehört hatte, — dieſe Rufe, die immer gebietender, immer herriſcher geworden waren, bis ſie die ſtolze Königin nach dem Schaffot begleiteten, wo ſie ihr Haupt dem Fallbeil beugte.

Die Kaiſerin ſtarrte mit großen Augen dieſen Namen an, der ſich unwillkürlich unter ihrer Hand gebildet, als ob das Verhängniß dieſelbe geführt hätte.

„Gefällt es Eurer Majeſtät,“ ſagte Graf Palikao, „das Telegramm zu genehmigen, welches ich zur Abſendung an Seine Majeſtät den Kaiſer entworfen habe?“

Die Kaiſerin zuckte zuſammen, — raſch fuhr ſie mit dem Bleiſtift über das Papier, ſo daß unter dichten ſchwarzen Strichen der Name der armen, leidensvollen Fürſtin verſchwand, deren Erinnerungen ſie ſtets mit ſo viel Vorliebe gepflegt und geſammelt hatte.

„Leſen Sie,“ ſagte ſie kurz.

Der Graf von Palikao erhob den Bogen, den er beſchrieben, und las mit feſter Stimme:

„Wenn Eure Majeſtät Bazaine verlaſſen, ſo iſt die Revolution in Paris, welche die Kaiſerin und die Regierung in die höchſte Gefahr ſetzt. Paris wird ſich gegen jeden Angriff von Außen ſchützen, — die Feſtungswerke ſind fertig. Sie ſind dem Kronprinzen von Preußen, welcher die Gefahr merkt, in die Ihr Umgehungsmarſch ihn bringt und ſeine Richtung verändert hat, um wenigſtens ſechsunddreißig Stunden voraus, — Sie haben nur einen Theil der Truppen vor ſich, welche

Metz blokiren und welche Ihr Marſch von dort abzieht. Jedermann fühlt hier die Nothwendigkeit, Bazaine frei zu machen, und die Angſt, mit der man Ihnen folgt, iſt entſetzlich, — die Kaiſerin theilte mir den Brief mit, in welchem Eure Majeſtät anzeigen, daß Sie die Armee auf Paris führen wollen, — ich bitte Eure Majeſtät, auf dieſe Idee zu verzichten, welche als ein Aufgeben der Armee von Metz erſcheinen würde.“

Er hielt einen Augenblick inne und las dann weiter:

„An den Marſchall Mac Mahon!

„Die Kaiſerin und der Miniſterrath halten es für nothwendig, daß Sie Ihren Marſch nach Norden fortſetzen, um die feindlichen Armeen zu umgehen und auf dieſem Wege zu Bazaine zu gelangen. Wenn Sie den Marſch nicht ausführen wollen, ſo fordern Sie Ihre Entlaſſung und ich übernehme das Kommando und die Verantwortlichkeit der Ausführung.“

Er ſchwieg.

Die Kaiſerin blickte fragend umher.

„Sind Sie mit dem Beſchluß und mit den Depeſchen einverſtanden, meine Herren Miniſter?“ fragte ſie.

Alle dieſe Männer, die da ſchweigend, ernſt und unbeweglich um ſie her ſaßen, neigten zuſtimmend ihre Häupter.

Der Baron Jérôme David allein fuhr empor, —

er ſtrich mit der Hand über die Stirn, als wolle er ſeine Gedanken ordnen, und ſchon öffnete er die Lippen, um zu ſprechen, da erſcholl von unten herauf mit verdoppelter Kraft von tauſend und tauſend Stimmen der Ruf:

„Nach Metz — nach Metz, — rettet Bazaine, — rettet die Armee von Metz!“

Der Baron Jérôme David zuckte zuſammen bei dieſen Rufen, — ſeine Lippen ſchloſſen ſich wieder, und wie vor dem Urtheil des Schickſals ſich beugend, neigte auch er das Haupt zur Genehmigung der Beſchlüſſe des Miniſterraths und der Depeſchen des Grafen Palikao.

Die Kaiſerin erhob ſich.

„So laſſen Sie denn die Telegramme abgehen,“ ſagte ſie, „Gott wolle es fügen, daß Alles ſich zum Heil Frankreichs wende.“

Und mit leichter Neigung des Hauptes ſchritt ſie zur Thür, um ſich in ihre Gemächer zu begeben.

Ernſt und traurig verließen die Miniſter das Zimmer.

Draußen aber wogte die Menge hin und her, immer lauter und lauter rufend: „Nach Metz, — nach Metz!“ und in den dichteſten Gruppen konnte man den Feniergeneral Cluſeret ſehen, welcher dieſe aufgeregten Menſchen immer mehr erhitzte und in unermüdlicher Beredſamkeit ihnen die Nothwendigkeit auseinanderſetzte, daß die

Armee Mac Mahon's nach dem Oſten marſchire, um Bazaine, die Hoffnung Frankreichs, zu befreien.

Raoul Rigault ſtand, auf den Arm Courbet's ſich ſtützend, unter den Bäumen des Tuilerieengartens, — ſein Lorgnon im Auge, blickte er zu dem alten Bau des Königs- und Kaiſerſchloſſes empor und ſagte, mit ſeinem Stöckchen an den Stiefel ſchlagend:

„Nicht wahr, mein Freund, — es müßte ein ſchönes Schauſpiel ſein, dieſen Sitz der Tyrannei einmal in vollen Flammen zu ſehen? Man hat Unrecht gehabt, dieſes Neſt ſtehen zu laſſen, in welchem ſich immer von Neuem dieſe Raſſe der Kaiſer und Könige feſtſetzt, — das nächſte Mal wird man das beſſer machen!"

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

In Folge der letzten Depeſchen aus Paris hatte der Marſchall Mac Mahon, welcher ſein ganzes Leben über Soldat geweſen war und einem Befehl ſeines Vorgeſetzten gegenüber nur den Gehorſam kannte, dem Kaiſer erklärt, daß er, der beſtimmten Weiſung des Grafen Palikao folgend, nunmehr jeden Gedanken an die Rückkehr nach Paris aufgebe und ſofort nach Norden marſchiren werde, um auf dieſem Wege ſich mit ſeiner Armee dem in Metz eingeſchloſſenen Marſchall Bazaine zu nähern, wenn nicht der Kaiſer die Vollmachten der Regentſchaft zurückziehe und die oberſte Leitung der Regierung und das Kommando der Armee wieder übernehmen wolle.

Dieß hatte der Kaiſer beſtimmt abgelehnt, und ſo zog denn dieſe Armee, auf welche ſich die letzte Hoffnung des kaiſerlichen Frankreichs gründete, in angeſtrengten Märſchen nordwärts.

Faſt ſtündlich erhielten der Kaiſer und Mac Mahon Depeſchen von Paris, in welchen der Kriegsminiſter ihnen mittheilte, daß ihr Umgehungsmarſch vortrefflich gelänge, daß der Kronprinz von Preußen und ſeine Armee weit entfernt ſei und daß es unzweifelhaft gelingen werde, nach Metz vorzudringen.

Dieſer Mittheilung aus dem Kriegsminiſterium durchaus entgegen, gewann der Marſchall Mac Mahon durch die Fühlung ſeiner Vorpoſten mit dem Feinde immer mehr die Ueberzeugung, daß ſehr bedeutende und immer maſſenhafter ſich verdichtende feindliche Streikräfte gegen ihn herangezogen würden, und am 31. Auguſt war er gezwungen die Richtung zu verändern und an der Feſtung Sedan einen Stützpunkt zu ſuchen, um gegen die immer ſtärker und dichter ihn umgebenden feindlichen Kräfte Stellung nehmen zu können.

Er telegraphirte dem Kriegsminiſter um ein Uhr fünfzehn Minuten auf deſſen dringende Anfrage um Nachricht, daß er gezwungen ſei, ſich nach Sedan zu begeben.

Dieſe lakoniſche Mittheilung war die letzte, welche von Mac Mahon nach Paris an den Kriegsminiſter gelangte.

Bald darauf ſchloß ſich der Ring um den Kaiſer und ſeine Armee, und die erſte Nachricht, welche demnächſt wieder nach Paris gelangte, ſollte diejenige von der Gefangennahme Napoleon's und ſeines ganzen Heeres ſein.

Der Kaiſer hatte ſchon bei dem Beginn des Marſches den kaiſerlichen Prinzen mit ſeinem Gouverneur nach Mézières geſandt, um von dort nöthigenfalls nach Belgien gehen zu können, da die Geſundheit des zarten und reizbaren Kindes die furchtbare Aufregung dieſer Tage nicht länger ertragen konnte.

Schweigend, in kalter, ſcheinbar gleichgültiger Apathie, hatte er ſeinen Sohn umarmt, der laut weinend immer wieder und wieder ſich an die Bruſt ſeines Vaters warf, deſſen Hände küßte und denſelben beſchwor, ihn bei ſich zu behalten. Die Bewegung, welche im Moment des Abſchieds auf dem Geſicht des Kaiſers zuckte, ſchien mehr körperlichem Schmerz als innerem Seelenleiden anzugehören. Nachdem das arme, weinende Kind endlich von ihm entfernt war, ſtieg der Kaiſer ſchweigend und gleichgültig wieder in ſeinen Wagen und fuhr durch die vorrückenden Truppen, welche ihn nur ſelten noch mit dem früher ſo lauten und begeiſterten „vive l'empereur!“ begrüßten.

Der Kaiſer ſprach nicht; in der Ecke ſeines Wagens zuſammengeſunken, ſaß er da, eine Cigarette nach der andern rauchend und mit ſtumpfen, trüben Blicken die

Regimenter muſternd, an denen er vorüberfuhr. So war er nach Sedan gekommen, langſam nur hatte ſein Wagen durch die mit Truppen gefüllten und oft von Artillerie und Kavallerie verſperrten Straßen nach der Mairie vorrücken können, einem Gebäude mit breiter Front und einem von Säulen getragenen Balkon, in welchem das Quartier für den Kaiſer bereitet war.

Der Marktplatz war gefüllt von Truppen. Zwei Küraſſierpoſten ſtanden vor der Mairie, alle Fenſter waren geöffnet, und aus allen dieſen Fenſtern blickten ſorgende, angſtvolle Geſichter.

Die ruhigen Einwohner von Sedan, dieſer ſtillen Provinzialgarniſonsſtadt, welche ſtets allen großen Weltereigniſſen fern geſtanden und auch beim Beginn des Krieges kaum daran gedacht hatten, daß ſie je etwas von demſelben zu ſehen bekommen würden, dieſe an ein ruhiges, faſt beſchauliches Stillleben gewöhnte Bevölkerung ſah ſich urplötzlich in den Mittelpunkt der großen Kataſtrophe verſetzt, welche die Welt erſchütterte.

Der Kaiſer, der von der Höhe ſeiner Macht und ſeines Glanzes in ſchnell auf einander folgenden Fällen ſo jäh herabgeſtürzt war und ſich bereits auf der letzten Stufe vor dem gähnenden Abgrund befand, war mit einem Male mitten unter ihnen, und draußen in weiten Kreiſen zogen ſich, wie hereinflüchtende Landleute berichteten, in immer dichteren Kreiſen jene furchtbaren deutſchen Heerſchaaren zuſammen, welche alle Träume von der Unbeſiegbarkeit Frankreichs ſo grauſam zerſtört hatten und vor welchen der Schrecken und das Entſetzen einhergingen.

Der ſechsſpännige Wagen des Kaiſers mit den Pikeurs in der grün goldenen Livrée und mit den prächtigen Pferden des Marſtalls, welche ſo friſch und muthig ausſahen, als hätten ſie nur eine Abendſpazierfahrt im Bois gemacht, fuhr an der Mairie vor.

Die Wachen ſalutirten, der Prinz von der Moskowa und der General Reille, welche mit dem Kaiſer gefahren waren, ſprangen herab und, auf ihren Arm geſtützt, ſtieg Napoleon langſam und ſchwerfällig, unſicher von dem Schlag auf den Boden tretend, aus dem Wagen. Er blieb einen Augenblick unter dem Säulenvorſprung der Mairie ſtehen und blickte über den mit Menſchen gefüllten Platz und über die Fenſter der umliegenden Häuſer hin.

Sein Auge fiel auf das Standbild des Marſchalls Turenne, welches in der Mitte des Platzes der Mairie gegenüber ſich erhob. Lange blickte er dieß ſo ruhig und feſt inmitten des wogenden Treibens daſtehende Bild an. Seine Bruſt hob ſich unter einem tiefen Athemzug und leiſe ſagte er zu dem neben ihm ſtehenden General:

„Warum müſſen die großen Männer, welche die Nation hervorbringt, vergehen, ohne einen Erſatz für den Verluſt zu hinterlaſſen! Einſt hatte Frankreich dieſen Feldherrn, der heute leider nur von Erz inmitten unſerer Armee ſteht, — und dort drüben? — ſie haben ihren Moltke.“

Langſam ſich umwendend, legte er ſeinen Arm in den des Fürſten von der Moskowa und ſtieg die Treppe hinauf zu den im erſten Stock für ihn bereiteten Zimmern, während der General Reille mit den Generalen Caſtelneau und Vaubert, welche inzwiſchen mit dem Doktor Conneau im zweiten Wagen herangefahren waren, folgte. Der Maire und einige Gemeindevertreter von Sedan, welche den Kaiſer am Fuß der Treppe erwarteten, folgten ihm in ſein Zimmer und begrüßten ihn, indem ſie die Hoffnung ausdrückten, daß das Glück Frankreichs ſich wenden und der Sieg wieder die Adler der kaiſerlichen Armee umſchweben werde.

Napoleon hörte gleichgültig, beinahe ungeduldig dieſe Worte an, dann entließ er die Deputation und die Generale und zog ſich, nur von Doktor Conneau begleitet, in ſein Schlafzimmer zurück, woſelbſt bereits ſein Leibchirurg verſchiedene Inſtrumente ausgebreitet hatte.

Der Kaiſer blieb in ſeinem Zimmer, während die Geſchütze durch die Straßen der Stadt rollten, um ihre

Poſitionen rings umher einzunehmen, und während Regimenter auf Regimenter heranzogen, um die Wälle der Feſtung noch einmal mit einer lebendigen Mauer einzuſchließen und den erbleichenden Ruhm Frankreichs und das Zuſammenſinken des Kaiſerreichs zu vertheidigen.

Nur der Marſchall Mac Mahon, welcher alle franzöſiſchen Poſitionen beritten und mit ſeiner unermüdlichen Kraft all' die Truppen zu Muth und Ausdauer angefeuert hatte, wurde am ſpäten Abend noch in das Zimmer ſeines Souveräns eingeführt.

Er fand den Kaiſer bleich und abgeſpannt auf einem Ruhebett liegend, eine Lampe mit dunklem Schirm erleuchtete kaum dieſen ſtillen Raum, welcher mehr einem Krankenzimmer glich als dem Hauptquartier des Imperators einer großen Nation, der ſich anſchickte, in einer letzten Entſcheidungsſchlacht um ſeine mühſam errungene und ſo lange behauptete Krone zu kämpfen. Mit einem matten, ſchmerzlichen Lächeln richtete ſich der Kaiſer ein wenig empor und ſagte:

„Ich muß Kräfte ſammeln, mein lieber Marſchall, dieſe ganze letzte Zeit hat mich ſchwer angegriffen und faſt erſchöpft — ich werde aller Kräfte bedürfen, deren dieſer arme, gebrochene Körper noch fähig iſt. Denn nicht wahr, morgen wird es zur Entſcheidung kommen?"

„Ich glaube, Sire," erwiederte Mac Mahon, „daß man uns morgen angreifen wird. Von allen Seiten ſind die feindlichen Truppen herangezogen und ſie werden uns ſchwerlich Zeit zur Ruhe und Erholung laſſen. Aber," fuhr er fort, indem er ſeine ſchlanke, nervige Geſtalt feſt emporrichtete, „ich bin voll Muth und Hoffnung, Sire, noch kann Alles gut werden. Der Ring, mit dem ſie uns umgeben haben, kann unmöglich ſehr dicht und feſt geſchloſſen ſein, und wenn es uns gelingt, ihn zu durchbrechen und Bazaine dann von Metz aus einen Vorſtoß hieher macht, ſo iſt die Vereinigung erreicht und der Feind befindet ſich in einer ſehr gefährlichen Lage. Die Truppen ſind vom beſten Geiſte beſeelt und wenn das alte Glück der franzöſiſchen Waffen uns nur einen Augenblick wieder lächelt, ſo können wir in kurzer Zeit mehr gewonnen haben, als wir bisher verloren."

„Und was ſagt Wimpffen? Ich habe viel Vertrauen zu ſeinem militäriſchen Blick."

„General Wimpffen," erwiederte der Marſchall, „iſt wie ich der Meinung, daß es beſſer und vorſichtiger geweſen wäre, nach Paris zu marſchiren, als dieſe Umgehung zu verſuchen, welche der Graf von Palikao ſo kategoriſch gefordert hat. Da wir nun aber einmal hier ſind, ſo theilt der General Wimpffen, der alle unſere Poſitionen inſpizirt hat, ſo weit dieß geſtern nach ſeiner Ankunft möglich war, meine Anſicht, daß, wenn es uns gelingt, die feindlichen Linien zu durchbrechen und den Weg nach Metz zu erzwingen, Alles wieder gut gemacht werden könne.“

„Nun,“ ſagte der Kaiſer, „möge der Genius Frankreichs Ihre Hoffnungen erfüllen.“

Er ſank einen Augenblick ſinnend in ſich zuſammen, ſeine matten, erſchöpften Züge drückten wenig Zuverſicht in die ſoeben geſprochenen Worte aus.

„Sire,“ ſagte Mac Mahon, indem er einen Schritt näher zu dem Kaiſer herantrat, — „ich muß Eure Majeſtät noch einmal darauf aufmerkſam machen, daß nach allen meinen Nachrichten der Weg über Mézières nach Paris noch frei iſt, — wenn Eure Majeſtät heute Abend noch abreiſen, ſo können Sie ungefährdet nach der Hauptſtadt kommen und vielleicht,“ fügte er etwas zögernd hinzu, „wäre dieß das Beſte, denn die Ereigniſſe in Paris könnten eine kräftige Hand erfordern, während hier — erlauben mir Eure Majeſtät ganz aufrichtig zu ſprechen — während hier die nothwendige Rückſicht auf die Sicherheit Ihrer Perſon den militäriſchen Maßregeln einen gewiſſen Zwang auflegt. Wenn Eure Majeſtät daher —“

Napoleon unterbrach den Marſchall durch eine Bewegung ſeiner Hand.

„Man ſoll keine Rückſicht auf meine Perſon nehmen,“ ſagte er, „ich bin ein einfacher Soldat, der das Schickſal der Armee theilt, ich will nichts Anderes ſein, — dieß iſt der Platz, der in dieſem Augenblick meines Namens und den Traditionen meiner Familie allein würdig iſt, die Kaiſerin vertritt mich vollſtändig in Paris, — hier liegt die Entſcheidung, — hier will ich bleiben und ich bitte Sie, bei Ihren Operationen ganz ſo zu verfahren, als ob ich nicht bei der Armee wäre.“

Der Marſchall verneigte ſich.

„Ich habe da,“ ſprach Napoleon weiter, „eine kurze Proklamation an die Armee aufgeſetzt, welche in wenigen Worten daſſelbe ſagt, was ich Ihnen ſo eben ausgeſprochen, — ich glaube, daß es nur günſtig auf die Stimmung der Armee wirken kann, wenn die Soldaten wiſſen, daß ich jedes Loos mit ihnen theilen will, ſtatt mich in die Sicherheit weit hinter den Kampfeslinien zurückzuziehen. Laſſen Sie die Proklamation ſo viel als möglich bekannt machen.“

Der Herzog von Magenta näherte ſich ſchweigend dem Tiſch, nach welchem der Kaiſer hindeutete, nahm das auf demſelben liegende, mit der kleinen, zierlichen Handſchrift Napoleon’s beſchriebene Papier und durchflog deſſen Inhalt.

„Nicht wahr?“ ſagte der Kaiſer, deſſen Blicke prüfend auf dem Geſicht des Marſchalls ruhten, — „nicht wahr, das muß einen günſtigen, ermuthigenden Eindruck auf die Truppen machen?“

„Es iſt das,“ erwiederte Mac Mahon ruhig, — „was in dieſem Augenblick zu ſagen übrig bleibt.“

„Nun aber,“ ſagte der Kaiſer, „ruhen Sie ſich aus, mein lieber Marſchall; wenn die Natur Sie auch von Eiſen und Stahl gemacht hat, ſo bedürfen Sie dennoch des Schlafes und der Erholung. Bedenken Sie, daß von Ihrer Kraft und Ihrem klaren Blick morgen das Schickſal unſeres Vaterlandes abhängt.“

„Die Zeit der Ruhe, Sire, wird kommen,“ erwiederte Mac Mahon, „wenn wir den Sieg erfochten haben, an welchen jeder Soldat bis zum letzten Augenblick glauben muß.“

Er verneigte ſich vor dem Kaiſer, der ihm von ſeinem Ruhebett aus die Hand hinſtreckte, und verließ mit feſtem, ſporenklirrendem Tritt das halbdunkle Zimmer.

Napoleon ſah ihm lange nach.

„Eine ſtarke Hand iſt in Paris nöthig,“ ſagte er, — „aber ich habe dieſe ſtarke Hand nicht mehr, — — würde ich dieß Paris von heute lenken können? — Nein, nein — hier allein bin ich an meinem Platz —

wenn der Sieg ſich zu uns neigt, ſo bin ich hier inmitten der Armee wieder der Herr Frankreichs — und wenn wir unterliegen — — nun, ſo kann ich hier allein würdig fallen, — ohne in dem blutigen Schlamm der Revolution zu verſinken, welche in Paris bereits aus den Tiefen heraufgährt!“

„Er hofft noch, — dieſer tapfere Soldat,“ flüſterte er dann, „o, daß ich es auch könnte! -- Aber dieſe abſterbenden Nervenfäden, dieſe erſchlafften Muskelfaſern haben mit der Kraft des Wollens auch die Fähigkeit zu wünſchen und zu hoffen verloren. Und die Hoffnung, welche man die treueſte, die letzte Freundin des Menſchen nennt, hat mich verlaſſen. Die ſtarre Ruhe des Todes hat ſich in meine Gebeine geſenkt, ich habe nur noch Gefühl für den Schmerz, für das Leiden.“

Er ſank zurück auf das gegen die Lehne ſeines Ruhebetts geſtützte Kiſſen, ſeine verworrenen grauen Haare fielen über die Schläfen herab, ſein Bart hing ungeordnet über die Lippen, ſeine Augen ſchloſſen ſich, und ohne das ſchmerzhafte Zucken, welches von Zeit zu Zeit über ſein erdfahles Geſicht fuhr, hätte man glauben können, daß eine Leiche in dieſem einſamen, dunklen Zimmer läge, zu welchem von fern her nur die dumpfen Stimmen der Hunderttauſende herüberdrangen, die ſich in weitem Umkreis draußen gegenüberſtanden, um ſich in furchtbarem Ringen zu zerfleiſchen und zu vernichten, — und doch hatten die bleichen, ſchmerzhaft zuckenden Lippen dieſes kranken, hülfloſen und verzweifelnden Mannes das Wort geſprochen, welches alle jene Krieger, ~~die Blüte~~ zweier großen Nationen, zu mörderiſchem Vernichtungskampf gegen einander getrieben.

Das
leider
nothwendige
Übel

Lange hatte der Kaiſer ſo in dumpfer Erſtarrung dagelegen, dann richtete er ſich langſam empor und ſtand von ſeinem Ruhebett auf; in mühſamer und ſchwerfälliger Bewegung ließ er ſich am Fuß deſſelben auf die Kniee nieder und ſtützte das Geſicht auf ſeine gefalteten Hände.

Man hörte nichts als ſeine tiefen, faſt röchelnden Athemzüge. Keine Worte drangen von ſeinen Lippen. Aber dieſe Athemzüge klangen wie eine verzweifelnde Klage, wie der Hülferuf einer zum Tode ermatteten Seele.

Betete er zu dem Fatum, auf deſſen unerbittliches Warten er am Tage ſeines Ruhms und ſeines Glücks ſo feſt vertraut hatte? Betete er zu dem Gott, den er in den prächtigen Tempeln ſeines Reiches bekannt hatte und zu welchem ſchon ſo viele, auf ihre eigene Kraft ſtolze Seelen ſich im Augenblick der Noth und der Verzweiflung gewendet hatten — wer möchte in den Tiefen dieſes geheimnißvollen, räthſelhaften Herzens leſen? —

Nach einiger Zeit richtete ſich der Kaiſer wieder empor.

Hoffnung und Muth hatte er nicht in ſeinem Gebet gefunden, aber ſtille und ruhige Ergebung lag auf ſeinen Zügen.

Er bewegte die Glocke, ließ ſich von ſeinem Kammerdiener entkleiden und befahl, ihn am andern Morgen in der erſten Frühe zu wecken.

Die Nacht legte ſich über den matten und gebrochenen Imperator und über die muthigen, tapferen Heere, welche ſich voll Kampfesluſt und Siegeshoffnung gegenüber ſtanden.

*

Während die franzöſiſche Armee mit dem Muth der Verzweiflung, um die Feſtung Sedan zuſammengedrängt, den entſcheidenden Zuſammenſtoß erwartete, hatte ſich der König Wilhelm von Preußen beim Dunkelwerden nach dem Dorfe Vendreſſe, etwa eine Meile ſüdlich von Sedan, begeben.

Hier war die erſte Staffel des großen Hauptquartiers angelangt, und das Quartier Seiner Majeſtät in dem freundlichen, ſchloßähnlichen Landhauſe des Herrn Haumont eingerichtet worden.

Das Dorf Vendreſſe lag weit ab von der eigentlichen Truppenaufſtellung, und es herrſchte hier eine tiefe Ruhe, welche kaum hätte vermuthen laſſen, daß ſo ungeheure Truppenmaſſen in der nächſten Nähe vereinigt und bereit ſeien, am folgenden Tage eine Entſcheidungsſchlacht zu ſchlagen.

Das Leibküraſſierregiment (Schleſiſches Nro. 1) hatte um zwei Uhr Mittags enge Kantonnements zwiſchen Artois les Viviers, Chateau les Caſſines und Vendreſſe bezogen, und eine Schwadron dieſes herrlichen Eliteregiments gehörte mit zu der geringen militäriſchen Beſatzung des kleinen Orts, in welchem der königliche Oberfeldherr der deutſchen Armee ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte.

Seine Majeſtät hatte, gleich nachdem er den vierſpännigen Reiſewagen verließ, in dem größten Zimmer des Haumont'ſchen Hauſes den Thee befohlen, zu welchem ſich das ganze militäriſche Gefolge verſammelte.

Der General von Moltke, welcher am Mittag bei Béſace beim König eingetroffen war, wo Seine Majeſtät bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß es hier zur Entſcheidung kommen werde und in Folge deſſen die Schlacht für den nächſten Tag befohlen hatte, trat in ſeiner ruhigen, feſten und beſcheidenen Haltung und mit ſo heiteren, klaren und ſicheren Blicken, als handle es ſich um ein großes Friedensmanöver, ein.

In dem Zimmer, wo neben dem Theetiſch eine Art von Büffet mit kalter Küche und verſchiedenen Getränken eingerichtet war, hatten ſich bereits die königlichen Flügeladjutanten und das übrige unmittelbare Gefolge Seiner Majeſtät eingefunden.

Hier ſah man den Oberhof- und Hausmarſchall, den Grafen Pückler, in dem Campagneüberrock mit den Generallieutenants-Schulterſtücken, welcher die Funktionen des Oberhofmarſchalls eben ſo ſicher und unermüdlich auf dem Parket der Säle des berliner Schloſſes als auf den Schlachtfeldern ausübt und Seine Majeſtät den König auf allen Feldzügen begleitet hat und in allen Gefechten an ſeiner Seite geweſen iſt. Die ſchmächtige, aber dabei ernſte und würdevolle Geſtalt des Oberhof- und Hausmarſchalls ſtand ruhig in militäriſcher Haltung da. Aus ſeinem freundlichen, wohlwollenden Geſicht mit dem weißen Haar blickten die hellen, klaren Augen ſcharf und prüfend umher, jedes Detail des Dienſtes überwachend und jedes Winks ſeines königlichen Herrn gewärtig.

Hier ſah man ferner den Hofmarſchall Grafen Perponcher, Oberſt der Kavallerie des zweiten Gardelandwehrregiments, den Oberſt von Albedyll, den Generaladjutanten von Treskow und die kommandirenden Offiziere der Stabswache: Rittmeiſter Albedyll vom

Küraſſierregiment Königin, die Lieutenants von Galen und Fürſt von Lynar, und den Leibarzt Doktor von Lauer.

Der König ging dem General von Moltke, welcher noch einige Meldungen von den Vorpoſten empfangen hatte, lebhaft einige Schritte entgegen.

„Nun, mein lieber General,“ ſagte er, indem er dem Lakaien die einfache Taſſe, aus welcher er ſeinen Thee genommen hatte, reichte, „haben Sie neue Meldungen erhalten, ſind unſere und die feindlichen Stellungen noch dieſelben, und ſind wir ſicher, daß die große Entſcheidung, der wir ſo lange nacheilen, uns morgen nicht mehr entgehen kann?“

„Ich bin deſſen ganz ſicher,“ erwiederte der General in ſeiner einfachen, ſchlichten Weiſe, „alle franzöſiſchen Truppen haben ſich bis zum Abend hier nach der Feſtung Sedan dirigirt und es muß daher dieſer Mittelpunkt von Marſchall Mac Mahon als Sammelplatz der ganzen Armee beſtimmt ſein. Dann aber muß er ſchlagen, denn weiter gehen kann er nicht, da die belgiſche Grenze alle ſeine Bewegungen hindert.“

„Aber,“ ſagte der König, „Sie wiſſen, daß wir die Nachricht erhalten haben, daß der kaiſerliche Prinz bereits in Mézières angekommen iſt. Wahrſcheinlich wird der Kaiſer Napoleon, von dem man nichts berichtet hat, auch dort ſein, um ſich auf dieſem Wege nach Paris zu begeben. Müßte man nicht annehmen, daß Mac Mahon ebenfalls mit ſeiner Armee auf dieſem Umwege nach Paris zurückkehren möchte, von wo er ſich im franzöſiſchen Intereſſe niemals hätte entfernen ſollen? Werden wir,“ fuhr er fort, „noch im Stande ſein, den Franzoſen dieſen Umweg nach Paris abſchneiden zu können?“

„Nein, Majeſtät,“ erwiederte der General von Moltke, „dazu ſind wir noch nicht weit genug vorgerückt — wir würden nicht im Stande ſein, jenen Weg zu verlegen, wenn die franzöſiſche Armee noch in dieſer Nacht oder im Laufe des morgenden Tages denſelben einſchlüge. Aber,“ ſagte er kopfſchüttelnd, „ich fürchte das nicht, die franzöſiſche Armee iſt durch die Märſche der letzten Tage in ihrem ganzen Gefüge erſchüttert und bedarf einige Tage der Ruhe, wenn nicht der weitere Rückzug zu einer wirklichen Flucht werden ſoll, bei welcher ſie in volle Auflöſung gerathen müßte. Dann aber, Majeſtät,“ ſagte er, und ein leichtes ſarkaſtiſches Lächeln zuckte in den feinen Linien ſeines Mundes, „ſcheint es mir nicht in der Abſicht Mac Mahon's zu liegen, nach Paris zurückzukehren — er glaubt uns ja zu umgehen und wird nach Metz hin vorſtoßen wollen, um Bazaine zu entſetzen, was man ja von Paris aus ihm zur Pflicht gemacht hat, wie alle Nachrichten beſagen, die von dort her zu uns gedrungen ſind."

„Welche Verblendung," ſagte der König; „iſt es nicht, als ob die Vorſehung ſelbſt die Geiſter unſerer Feinde verwirrte, um den frevelhaften Friedensbruch zu rächen? — quos deus vult perdere —" flüſterte er leiſe, den Kopf neigend, und blieb einige Sekunden in ſchweigendem Sinnen ſtehen.

Der Prinz Karl von Preußen in ſeiner noch ſo kräftig ritterlichen, ſeinem königlichen Bruder ſo ähnlichen Haltung trat herein.

Ihm folgte der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und noch andere Generale und Offiziere des Gefolges.

Der König begrüßte die fürſtlichen Herren und blieb dann noch lange in eingehender Unterhaltung mit dem General von Moltke ſtehen, bald den einen, bald den andern der Offiziere heranrufend und die Dispoſitionen zu der auf den andern Morgen befohlenen Schlacht ertheilend.

Endlich war Alles beſprochen und geordnet.

„Morgen zu früher Stunde will ich aufbrechen," ſagte der König, „um die Entwickelung der Aktion überſehen zu können. Wohin meinen Sie, daß ich am paſſendſten meine Pferde beordern ſoll?"

„Ich habe dazu, Majeſtät,“ erwiederte der General von Moltke, „das Dorf Chéhéry zwiſchen Chémery und Cheveuge am paſſendſten gefunden, von dort werden Eure Majeſtät leicht die Höhe erreichen, von der aus Allerhöchſtdieſelben das ganze Feld überſehen können, auf welchem die Aktion ſich entwickeln muß.“

„Gut,“ ſagte der König, „alſo nach Chéhéry. Und nun laſſen Sie uns ruhen, meine Herren, wir werden alle unſere Kräfte für morgen bedürfen; Sie beſonders, General von Moltke,“ fügte er hinzu, indem er dem General die Hand reichte, „ſollten ſich ſchonen und ausruhen, denn es wird morgen harte Arbeit geben. Die Franzoſen werden uns den Sieg nicht leicht machen und haben ſtarke Poſitionen.“

Der General verneigte ſich ſchweigend.

Der König verabſchiedete ſich von den fürſtlichen Herrſchaften und zog ſich in ſein Zimmer zurück.

Es war eines jener großen, bequem eingerichteten Schlafzimmer, in welchem in einer Vertiefung der Wand ein großes und breites Bett mit ſeinen ſchwellenden Matratzen und Kiſſen zu ſtehen pflegt. Dieß Bett war herausgenommen. An ſeiner Stelle ſtand das eiſerne Campagnebett des Königs, nur zwei Fuß vom Boden hoch, mit wenig Polſterwerk und einer leichten Decke ausgeſtattet. Eine Lampe brannte auf dem von einigen

Lehnſtühlen umgebenen Tiſch in der Mitte des Zimmers. Die Kohlen eines kleinen Feuers verglühten im Kamin.

Der König trat ernſt und ſinnend an den Tiſch, auf welchem eine Mappe mit den letzten perſönlichen Korreſpondenzen ſich befand. Er knöpfte den Uniformrock auf, ließ ſich in einen der um den Tiſch ſtehenden Lehnſtühle nieder, öffnete die Mappe und zog einen Brief aus derſelben hervor, den er aufmerkſam durchlas. Langſam faltete er ihn dann zuſammen und legte ihn mit einer gewiſſen peinlichen Sorgfalt wieder an ſeine Stelle.

„Der Kaiſer Alexander hat Recht," ſagte er, „der Sturz des Kaiſerreichs in Frankreich würde unberechenbare Zuſtände herbeiführen, die eine Quelle der Unruhe für ganz Europa werden könnten. Die revolutionären Mächte ſind in Frankreich zahlreich und mächtig, und wenn das Gefüge des Kaiſerreichs zuſammenbricht, möchte ſich kaum eine Hand finden, die ihrer Herr werden könnte. Ich werde wahrlich nichts thun, um dieß Kaiſerreich zu ſtürzen, das in wahnſinniger Verblendung mich zum Krieg gedrängt hat. Der Kaiſer muß des Krieges müde ſein, und wenn er nach Paris zurückkehrt, wenn Friedensvorſchläge von ihm kommen, ſo werde ich gewiß Alles thun, was mit der Ehre Deutſchlands vereinbar iſt, um der Welt den Frieden wieder zu geben — aber hängt der Beſtand des Kaiſerreichs von mir ab? Wird dieſer ſchwache, gebrochene Napoleon ſich halten können, wenn er eine ſiegreiche und ihm ergebene Armee nicht mehr zu ſeiner Verfügung hat?"

Er ſaß einige Augenblicke in ſchweigendem Nachdenken da.

„Als ich damals, faſt noch ein Knabe, an der Seite meines Vaters hier in Frankreich war, da handelte es ſich darum, jenen erſten Napoleon unſchädlich zu machen, der Krieg galt ihm noch mehr als Frankreich. Heute iſt das anders," ſagte er, aufſtehend, indem er die Hand feſt auf den Tiſch ſtützte, „heute gilt es, den Uebermuth der franzöſiſchen Nation zu brechen, die ſo viele gute und vortreffliche Eigenſchaften hat, aber die Deutſchland keinen gleichberechtigten Platz neben ſich gönnen will. Wenn dieß Ziel erreicht iſt, wenn der vermeſſene Friedensbruch geſühnt iſt, dann mag immerhin dieſer Napoleon und ſein Haus weiter in Frankreich regieren, wenn es ihm gelingt, dieß unruhige Volk zu beherrſchen."

Er trat langſam zu ſeinem Feldbett heran und ſtreckte die Hand nach der Glocke aus, welche auf einem kleinen Tiſch neben demſelben ſtand. Da fiel ſein Auge auf die kleine Taſchenuhr, welche an der Wand neben dem einfachen Lager hing, und deren leiſes, regelmäßiges Ticken durch das ſtille Zimmer tönte.

Ein Ausdruck tiefer Rührung erſchien auf dem Geſicht des Königs, er ſtreckte die Hand über das Bett hin nach der kleinen ſilbernen Uhr und zog ſie langſam und vorſichtig mit dem daran hängenden Schlüſſel auf.

„Welch' eine lange Reihe von Jahren," ſagte er, „hat dieſer kleine Zeiger durchlaufen, in ſeinem gleichmäßigen Gang Sekunde an Sekunde reihend und immer in dem ſtillen, kleinen Kreis ſich bewegend, während die Welt ſich ſo tief verändert hat, während ſo Vieles verſunken und vergeſſen und ſo vieles Neue erſtanden iſt. Es war im Jahre 1814," fuhr er, immer den Blick auf die Uhr geheftet, fort, „als mein Vater mir dieſe Uhr in Neufchâtel ſchenkte, und mir iſt ſeit jener Zeit ihr Schlag immer der letzte Ton geweſen, der in meinen Schlaf hinein klang, der erſte, der mich am neuen Tage begrüßte. Damals lag eine ſchwere, dunkle Zeit hinter uns, die Morgenröthe einer neuen, glänzenden Epoche war angebrochen, aber wer hätte damals vorausſehen oder nur ahnen können, zu welcher Größe die Hand Gottes Preußen führen würde? Wer hätte ahnen können, daß es mir beſtimmt ſein würde, die Krone zu tragen und all' dieß Große zu vollbringen — was würde er ſagen, mein Vater, mit dem ernſten, ſtillen und innigen Blick, wenn er ſehen könnte, was aus ſeinem Preußen geworden iſt — und ſie, meine Mutter, die an gebrochenem Herzen ſtarb — was würde ſie ſagen, wenn ſie unſere Truppen hier ſiegreich in dem Lande ſehen könnte, deſſen Heere ſie einſt flüchtend bis zu den äußerſten Grenzen ihres Landes vor ſich her trieben?

„Il était permis à la gloire d'un Frédéric de nous tromper sur nos moyens,“ ſagte er, in Erinnerungen verſunken — „si toutefois nous nous sommes trompés,“ fügte er noch leiſer hinzu.

„Si toutefois nous nous sommes trompés,“ ſagte er mit feſtem Ton —, „ja es war ein prophetiſches Wort, welches der edle Geiſt meiner Mutter ihr eingab. Sie hat ſich nicht getäuſcht und,“ rief er, die Hände über der kleinen Uhr faltend und den Blick aufwärts richtend, „ſie ſehen herab in dieſem Augenblick auf mich, die lieben, unvergeßlichen Eltern, ſie ſehen, daß es ihrem Sohn vergönnt iſt, ihre Demüthigungen, ihre Leiden zu ſühnen, ohne den Beiſtand der Fremden wie damals — nur mit deutſchen Waffen und mit deutſcher Kraft. Und ihre Blicke werden auch morgen auf mir und meinem Heere ruhen, ihr Segen wird mit mir ſein, — und dann muß ja auch Gott mit mir ſein.“

Leiſe bewegte er die Lippen und fromme, freudige Zuverſicht ſtrahlte aus ſeinen Augen, während der Schlag der kleinen Uhr mit demſelben regelmäßigen Klang, wie in jener alten, längſtvergangenen Zeit, in ſeinen Händen tönte. Dann hing er die Uhr langſam und vorſichtig wieder über ſeinem Bett auf und bewegte die Glocke.

Der Kammerdiener Engel trat ein.

In wenigen Augenblicken war der König entkleidet und ſtreckte ſich auf ſein einfaches Lager nieder, indem er dem Kammerdiener befahl, ſeinen Militärmantel über die Decke zu legen.

Der Kammerdiener löſchte die Lampe aus und verließ leiſe das Zimmer, in welchem man bald nur noch die ruhigen Athemzüge des Königs und das leiſe Ticken der kleinen Uhr über ſeinem Bette hörte. — — —

Die Herren des Hauptquartiers hatten ſich in ihre Quartiere zurückgezogen.

Der Hofſtallmeiſter von Rauch gab die Befehle für den Aufbruch der Pferde des Königs.

Der General von Moltke hatte in dem Augenblick, in welchem er das Quartier des Königs verließ, einige Meldungen erhalten. Dann zog er ſich in ſein in der Nähe des Haumont'ſchen Hauſes belegenes, einfaches Quartier zurück, noch einmal in ſchweigendem Nachſinnen über eine auf dem Tiſch ſeines Wohnzimmers ausgebreitete Karte gebeugt, die Stellung der Truppen überblickend und in ſeinen Gedanken das Spiel dieſer großen Maſchine ordnend, welche ſo ſcharf ineinandergriff, als würde ſie von mechaniſchen Federn bewegt, und in welcher doch jedes Glied aus ſchlagenden und fühlenden Menſchenherzen zuſammengeſetzt war.

„Hier bei Bazeilles,“ ſagte er, mit dem Finger auf die Karte deutend, „wird die Aktion beginnen und dorthin muß ich noch eine Inſtruktion ſenden, um ganz ſicher zu ſein, daß nichts verſäumt wird.“

Er trat an ſeinen Schreibtiſch und warf mit raſchen Zügen einige Zeilen auf das Papier, das er verſchloß und verſiegelte. Dann öffnete er die Thür des Nebenzimmers, in welchem ſein Adjutant ſich befand und ſagte:

„Ein Ordonnanzoffizier ſoll ſogleich dieſen Brief zum General von der Tann tragen, der in der Nähe von Wadelincourt ſein Hauptquartier hat. Das Leibküraſſierregiment ſteht hier in der Nähe, laſſen Sie einen Offizier desſelben hieher kommandiren.“

Der Adjutant entfernte ſich und kehrte nach etwa einer Viertelſtunde, während welcher der General aufmerkſam und nachdenkend die Karte betrachtet hatte, indem ſein Finger, leiſe über dieſelbe hinfahrend, verſchiedene Linien beſchrieb, zurück.

Ihm folgte ein ſchlanker Offizier in der Uniform des ſchönen ſchleſiſchen Eliteregiments, mit dem weißen Waffenrock und dem ſchwarzen Sammetkragen, den blitzenden Stahlhelm auf dem Haupt. Die bleichen

Züge des jungen Mannes waren freudig bewegt und die Blicke ſeiner dunklen Augen richteten ſich ehrfurchtsvoll auf den großen Feldherrn, der ihm langſam einen Schritt entgegentrat.

„Sekondelieutenant von Rothenſtein vom Leibküraſſierregiment Schleſiſches Numero Eins,“ ſagte der junge Offizier, indem er, die Hand am Helm, vor den General trat.

Der General neigte leicht das Haupt, er nahm einen Brief von ſeinem Schreibtiſch und ſagte mit kurzem, befehlendem, dabei aber doch zugleich freundlich verbindlichem Ton:

„Ich bitte Sie, ſogleich zum General von der Tann zu reiten, den Sie in der Nähe von Remilly an der Maas finden werden, um ihm dieſe Ordre zu überbringen. Je ſchneller Sie dorthin kommen, um ſo beſſer wird es ſein; Sie werden dann zum großen Hauptquartier zurückkehren und Rapport erſtatten. Laſſen Sie ſich bei Ihrem Eskadronschef abmelden und reiten Sie ohne Zeitverluſt.“

Der Lieutenant von Rothenſtein wandte ſich in kurzer, militäriſcher Bewegung um und verließ das Zimmer, in welchem kurze Zeit darauf das Licht erloſch.

Auch der große, unermüdliche Lenker dieſer Truppenmaſſen, die im meilenweiten Umkreis ihren eiſernen Ring um den Feind geſchloſſen hatten, ſuchte endlich die kurze Ruhe, welche für ihn genügte, um ſeinem Geiſt und ſeinem Körper die Spannkraft wieder zu geben.

Der Lieutenant von Rothenſtein ſchwang ſich in den Sattel, orientirte ſich auf einer Handkarte über die einzuſchlagende Richtung und ſprengte dann auf dem zum Dorf hinausführenden Feldwege in die Nacht hinein.

Einzelne Wolken, von einem leichten Winde getrieben, zogen über den Himmel dahin und bedeckten zeitweiſe die herabfunkelnden Sterne. Die Straße zog ſich in manchen Windungen zunächſt durch freie Felder, dann zu bewaldeten Hügeln hin.

Schon in den nächſten Ortſchaften begann es von Truppen zu wimmeln, welche größtentheils in Bivouaks lagerten und von allen Seiten her nach dem einen Mittelpunkt von Sedan zuſammengezogen waren.

Der junge Mann ritt weiter und weiter, das Anrufen der Poſten und Feldwachen kurz erwiedernd, hie und da einen raſchen Gruß mit einem herantretenden Kameraden austauſchend, einen Schluck aus der freundlich dargebotenen Feldflaſche nehmend oder ſich durch einige Fragen über die weiter einzuſchlagende Richtung ſeines Weges orientirend.

Es waren bunte, lebensvolle Bilder, welche ſich in wechſelnden Zwiſchenräumen vor den Blicken des jungen Offiziers öffneten, — bald eine Strecke einſam ſcheinenden Waldes, Feldwachen am Rande des Weges hinter vorſpringendem Gebüſch, — bald helllodernde Bivouakfeuer, Menſchen und Pferde in mannigfaltigen Gruppen darum gelagert, — bald Dörfer und Gehöfte, angefüllt mit all' dem regen Leben, welches den Sitz größerer oder kleinerer Kommandos umgibt.

Aber alle dieſe wechſelnden Bilder vermochten nicht den traurigen Ernſt zu verſcheuchen, welcher auf dem Geſicht des Herrn von Rothenſtein lag und dieſes jugendfriſche, ſchöne Geſicht wie eine graue Wolke beſchattete. Der junge Mann verſank oft in eine tiefe Träumerei, und in langſamerem Schritt, den Kopf auf die Bruſt herabgeſenkt, ritt er dahin, bis irgend ein Geräuſch an der Seite des Weges ihn aufſchreckte und er, ſeiner Miſſion ſich erinnernd, mit ſchnellem Schenkeldruck ſein Pferd zu raſcherer Gangart antrieb.

Er blickte zu den über dem dunkeln Himmel dahinfliegenden Wolken auf und mit einem ſchmerzlichen, faſt bitteren Zucken ſeiner Lippen ſagte er leiſe vor ſich hin:

„Ritter, treue Schweſterliebe
Widmet Euch dieß Herz.
Fordert keine andre Liebe —“

Seine Worte verloren ſich in einem ſchweren Seufzer,

— ſchweigend ritt er eine Strecke weiter und ſprach dann mit dumpfer Stimme:

„Und ein Jahr hat er's getragen,
— Trägt's nicht länger mehr —

„Warum?“ rief er dann laut, — „warum kann ich dieſe Erinnerung nicht aus meiner Seele, — warum kann ich dieß Bild nicht aus meinem Herzen reißen? Es iſt ja doch das größte Unglück wahrlich nicht, — die Welt ſteht mir groß und weit offen, — und es gibt ja noch viele Herzen, die mir freundlicher entgegenſchlagen möchten, — und doch — doch,“ — rief er in faſt zornigem Ton, — „doch kann ich ſie nicht vergeſſen, — doch ſehe ich dieß Auge Tag und Nacht vor mir, — dieß Auge, aus welchem die Seligkeit aller Himmel ſtrahlen müßte, wenn ſein Blick ſich liebend entzündete! — Ich kann ſie nicht vergeſſen, — und ich will ſie nicht vergeſſen,“ fügte er leiſer hinzu, — „ich habe nicht die Kraft, dieß Gefühl zu bekämpfen, — wie ſoll ich es überwinden?

„Hat ſie in dieſe weiße Roſe, die Blume der kalten Freundſchaft, die ſie mir gab, eine Zauberkraft gelegt, wie ſie einſt in jenem Kleinod wohnte, das die Gemahlin Karl's des Großen in die Waſſertiefe bei Aachen verſenkte und das den gewaltigen Kaiſer an das bezauberte Ufer feſſelte? Die Blume iſt verwelkt und vertrocknet, die Blume, die alle meine Hoffnungen zerſtörte, — und doch ruht ſie auf meiner Bruſt, doch kann ich ſie nicht von mir werfen, wie ich die Liebe, die thörichte, hoffnungsloſe Liebe nicht tödten kann! Wäre es nicht beſſer, mich, den zu einſamem, liebeleerem Leben von den erſten Tagen meines Daſeins an Verurtheilten, träfe eine jener Kugeln, welche Diejenigen dahinraffen, die mit ſo vielen Banden der Liebe an das Leben gefeſſelt ſind, um die ſo viele Augen weinen? — um mich würde Niemand weinen, — die Kameraden würden mich ein wenig vermiſſen, — ein wenig an mich denken, — und dann, — dann wäre ich vergeſſen, — verweht wie das Blatt, das der Wind über das Feld treibt!“

Eine Feldwache rief ihn an.

Nach einigen raſch gewechſelten Worten ritt er in ſcharfem Trabe weiter in die Nacht hinein.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Nach einer unruhigen Nacht, mehr ermüdet als geſtärkt durch den Halbſchlummer voll unruhiger Träume, der ihn kaum einen Augenblick die Sorge und Pein ſeiner Lage hatte vergeſſen laſſen, erhob ſich der Kaiſer Napoleon von ſeinem Lager, auf dem er halb angekleidet geruht hatte.

Bald nach ſechs Uhr Morgens war der General Reille mit der Meldung in ſein Zimmer getreten, daß das franzöſiſche Korps bei Bazeilles im Feuer ſei.

Faſt eine Stunde lang hatte ſich dann der Kaiſer in den Händen des Doktor Conneau und ſeines Leibchirurgen befunden. Er ſchien einige Erleichterung ſeiner Schmerzen zu empfinden, ſeine Blicke belebten ſich ein wenig, ſeine eingefallenen Züge wurden etwas friſcher und heiterer, — er ließ ſich ankleiden und bereitete auf der kleinen ſilbernen Maſchine mit Sorgfalt ſeinen Thee, während der Kammerdiener ihm den blauen Interimsrock der Generalsuniform reichte.

Der Kaiſer zog mit einer gewiſſen mühſamen Schwerfälligkeit die Uniform an, auf deren Bruſt ſich der große ſilberne Stern der Ehrenlegion und die Medaille für den italieniſchen Feldzug befand.

„Das Schwert des ſchwediſchen Schwertordens,“ befahl er dem Kammerdiener, während er eine kleine Cigarrette an der auf dem Tiſch brennenden Kerze anzündete und die leichten Wölkchen mit ebenſoviel Behagen und Genuß emporblies, als ob er ſich in ſeinem Kabinet in den Tuilerieen oder in St. Cloud befände.

Es ſchien, als ob dieſes orientaliſche Genußmittel ſeinem Geiſt die fataliſtiſche Gemüthsruhe der Völker des Orients wiedergäbe, welche während ſeines ganzen Lebens einen hervorſtechenden Zug ſeines Charakters gebildet und ihn auch in den ſchwerſten und entſcheidendſten Momenten ſeiner ſo wunderbar bewegten Laufbahn nicht verlaſſen hatte.

Der Kammerdiener trat mit dem Schwertzeichen des ſchwediſchen Ordens wieder ein und befeſtigte daſſelbe auf der Uniform des Kaiſers unter dem Stern der Ehrenlegion.

Sinnend blickte der Kaiſer auf ſeine Bruſt herab.

„Ich habe dieſes militäriſche Ehrenzeichen der kriegeriſchen Nation Guſtav Adolph's und Karl's XII. für die Schlacht von Solferino erhalten, welche mich auf die Höhe der Macht und des Einfluſſes führte. Wie kurz iſt die Zeit ſeit jenem Tage und doch welch' ein Abgrund liegt zwiſchen damals und jetzt," ſagte er, tief ſeufzend, „möchte das Schwert, das damals dem Glück und dem Siege folgte, mir heute das Glück und den Sieg zurückbringen!"

Er ließ ſich langſam und vorſichtig in ſeinen Lehnſtuhl niederſinken und trank eine Taſſe des friſch bereiteten Thees, deſſen duftiges Aroma das Zimmer erfüllte.

Die Generaladjutanten Prinz von der Moskowa, Reille und Vaubert traten in das Zimmer.

„Sind Meldungen des Marſchalls gekommen?" fragte der Kaiſer.

„Der Kampf hat begonnen," erwiederte General Reille, „bei Bazeilles, wo ein bayeriſches Korps gegen unſere Stellungen vordringt, und die Schlacht beginnt ſich jetzt auf der ganzen Linie zu entwickeln. Der Marſchall iſt voll Hoffnung und unſere Truppen halten ſich vortrefflich."

Wie zur Erläuterung der Worte des Generals begann der Kanonendonner von verſchiedenen Seiten herüberzudringen.

Der Kaiſer zuckte bei dieſem Ton leicht zuſammen wie in einer unwillkürlich nervöſen Erſchütterung, während ein Zug feſten, entſchloſſenen Willens, als wolle er ſeiner körperlichen Schwäche Herr werden, ſich um ſeine Lippen legte.

Einige Augenblicke ſaß er ſchweigend da. Dann fragte er in ſo ruhigem Ton, als handle es ſich um eine ihn kaum berührende Sache:

„Glauben Sie, daß der Feind ſtark genug iſt, um die uns umringenden Linien vollſtändig zu ſchließen?“

„Wir ſind in der letzten Zeit,“ erwiederte General Reille, „an ſo unglaubliche Märſche der deutſchen Armeen gewöhnt, daß wir auch dieß glauben können, obgleich es wunderbar genug wäre, wenn man ſo bedeutende Kräfte hieher hätte konzentriren können. Aber,“ fuhr er fort, „wir müſſen zu der alten, auch in dieſen Unglückstagen neu bewährten Tapferkeit unſerer Truppen das Vertrauen haben, daß ſie deſſenungeachtet die Linien durchbrechen und den Weg nach Metz hin öffnen werden.“

Abermals ſaß der Kaiſer ſtill und in ſich verſunken längere Zeit da, während die Generale, dem immer lauter und ununterbrochener herüberſchallenden Kanonendonner lauſchend, in leiſem Geſpräch ſich unterhielten.

Plötzlich ſtand der Kaiſer auf.

„Ich will hinaus,“ ſagte er, „der Platz des Kaiſers an einem Entſcheidungstage, wie der heutige, iſt in der Mitte der Truppen. Verſuchen wir,“ fügte er mit mattem Lächeln hinzu, „ob der Stern meines Hauſes noch über meinem Haupte ſchwebt und ob ſein leuchtender Strahl meinen Adlern den Sieg verleihen wird. Laſſen Sie die Pferde vorführen.“

Die Generale gingen hinaus, augenſcheinlich erfreut über den Entſchluß des Kaiſers, der es auch den Offizieren ſeiner Umgebung möglich machte, an dieſem Tage des heißen Kampfes in die freie Luft und unter den freien Himmel hinauszugehen.

Napoleon legte den Degen an, ſetzte das rothe, goldgeſtickte Käppi auf, warf ſchmerzlich ſeufzend noch einen Blick in das Zimmer zurück, in welchem die bangen Stunden dieſer ſchweren Nacht über ſein Haupt dahingezogen waren, legte dann ſeinen Arm in den des Prinzen von der Moskowa und ſtieg langſam mit ſeinem in den Hüften wiegenden Gang die Treppe hinab.

Der Platz vor der Mairie war leer. Vor dem Thor des Hauſes warteten die Generale Caſtelnau und Vaubert, ſowie die übrigen Ordonnanzoffiziere des Kaiſers.

Napoleon grüßte dieſelben leicht mit der Hand, trat dann zu ſeinem Pferde und unterſuchte ſorgfältig den Sattel, welcher mit einer beſonderen Vorrichtung verſehen war, um den Druck deſſelben zu vermindern und das längere Sitzen zu Pferde zu erleichtern. Dann ſetzte er den Fuß in den Bügel, ſchwang ſich mit einer gewiſſen Anſtrengung, aber doch immer noch mit einer an ſeine früheren Tage erinnernden Leichtigkeit auf ſein Pferd und ritt im Schritt, gefolgt von den Offizieren ſeiner Begleitung und einer Abtheilung der Hundertgarden, durch die Straßen der Stadt, in welchen nur wenige Menſchengruppen in ängſtlicher Unterhaltung ſich befanden, während an den Fenſtern der Häuſer erſchreckte Geſichter erſchienen, mit verſtörten Mienen dem Kanonendonner und dem Getöſe der immer mehr ſich entwickelnden Schlacht lauſchend.

Der Kaiſer, über den Kopf ſeines Pferdes zur Erde blickend, ritt aus der Porte Balan hinaus.

Bald öffnete ſich der Blick auf das Schlachtfeld hin über die Ebene hinter der Maas, links nach den Höhen von Pierremont, la Garenne und Fond de Givonne und rechts über die Maas und ihre Niederung hin.

Immer näher ertönte der Kanonendonner. Man ſah die Granaten durch die Luft fliegen und hörte ihr eigenthümliches Schwirren, man ſah die Rauchſäulen emporſteigen, man hörte lauter und lauter jenes furchtbare, tauſendſtimmige Gebrüll der immer wilder ringsum tobenden Schlacht.

Die Stellungen der Truppen waren noch fern, und faſt einſam ritt der Imperator des kriegeriſchen Frankreichs, der den Namen des Siegers von Auſterlitz und Marengo trug, deſſen Fahnen ſiegreich auf den Mauern von Sebaſtopol geweht und deſſen Waffen Oeſterreichs Macht in Italien gebrochen hatten, auf der Straße dahin, nur zuweilen einem Zug flüchtiger Landleute begegnend, welche ſich nach der Feſtung retten wollten und ſcheu und ängſtlich, oft auch mit einer leiſen Verwünſchung auf den Lippen, an ihm vorbeizogen.

Da erſchien plötzlich an einer Biegung des Weges, die durch ein kleines, vorſpringendes Gebüſch verdeckt wurde, eine Abtheilung Küraſſiere, langſamen Schrittes in der Richtung nach Sedan dem Kaiſer entgegenreitend.

Der Kaiſer hielt ſein Pferd an und erwartete erſtaunt und befremdet vorwärts blickend dieſe kleine Truppe, welche hier inmitten des ringsum tobenden Kampfes ſo ruhig wie im tiefſten Frieden auf der einſamen Straße hinritt.

Die Mienen dieſer prachtvollen, hochgewachſenen

Reiter in den blitzenden Helmen auf den ſtarken, dunkeln Pferden waren traurig und finſter, — als ſie den Kaiſer bemerkten, der mitten auf der Straße haltend ihre Annäherung erwartete, öffnete ſich das vordere Glied und man ſah in der Mitte des kleinen Zuges, von Soldaten getragen, eine hölzerne Bahre, auf welcher ein Mann mit goldgeſticktem, rothem Käppi, mit einem Mantel bedeckt, ausgeſtreckt dalag, den Oberkörper halb erhoben und auf den Arm geſtützt.

„Mein Gott,“ rief der Prinz von der Moskowa im Tone des höchſten Schreckens, — „es iſt der Marſchall Mac Mahon, — er iſt verwundet, — welches Unglück!“

Auch der Kaiſer hatte den Marſchall erkannt, ſein Auge richtete ſich mit einem Blick ſchmerzlichen Vorwurfs zum Himmel empor, — er berührte die Flanke ſeines Pferdes mit den Sporen und mit zwei Sätzen des edlen Thieres war er neben der Bahre.

„Welch' ein ſchwerer Schlag,“ rief er, ſich zu dem Verwundeten herabbeugend, den der Oberſt Marquis von Abzac, des Marſchalls Adjutant, den Arm um ſeine Schultern legend, unterſtützte, — „welch' ein ſchwerer Schlag, mein theurer Herzog, — hoffentlich hat es keine Gefahr!“

Das ſtets faſt durchſichtig weiße Geſicht des Marſchalls war bleich wie Marmor, — ein Zug bitteren Schmerzes lag um ſeine Lippen und ſeine hellen, vergißmeinnichtblauen Augen glühten in ſo düſterem Feuer, daß ſie faſt dunkel erſchienen.

„Gefahr, Sire?“ ſagte er mit dumpfer Stimme, — „was kümmert mich die Gefahr, — wie gern würde ich mein Leben hingeben und meine Kraft für den Sieg unſerer Waffen einſetzen, wenn ich dieſen Tag über hätte zu Pferde bleiben können — ein Granatſplitter hat mich an der Hüfte getroffen und mich niedergeworfen, — mag die Wunde gefährlich ſein oder nicht, — jedenfalls macht ſie mich unfähig, das Kommando zu führen, und zwingt mich, die Schlacht zu verlaſſen und auf meinem Lager unthätig die Entſcheidung abzuwarten! — O, Sire, — das iſt hart!“ rief er, indem ſein Kopf auf den Arm des Oberſten Abzac niederſank.

„Härter noch für Frankreich als für Sie, mein lieber Marſchall,“ ſagte der Kaiſer, „für Frankreich, das Ihrer ſo ſehr bedarf —“

„Für Frankreich bin ich geſtorben,“ fiel der Marſchall ein, „bis ich geheilt ſein kann, wird ſein Schickſal entſchieden ſein, — o daß dieſe Kugel mit einem Mal ein Ende gemacht hätte!“

„So etwas dürfen Sie nicht denken,“ ſprach der

Kaiſer, indem auf ſeinem ſtarren Geſicht ein Schimmer herzlicher Freundlichkeit erſchien, — „Sie müſſen Alles thun, um ſich wiederherzuſtellen, — Frankreich,“ ſagte er wieder ernſt und finſter, „wird Ihrer noch bedürfen, — die Zukunft iſt trübe, — und die feſten und tapferen Männer werden unſerem ſchwer getroffenen Lande mehr und mehr noth thun.“

„Ich habe das Kommando dem General Ducrot übertragen, Sire,“ ſprach der Marſchall, indem er ſich, von dem Oberſten Abzac unterſtützt, wieder erhob, — „er iſt in alle meine Ideen eingeweiht und würde die Schlacht genau ſo fortgeführt haben, wie ich ſie begonnen, — aber —“

„Aber?“ fragte der Kaiſer betroffen.

„Aber, Sire,“ fuhr der Marſchall fort, „der General Wimpffen nahm als älterer General das Kommando in Anſpruch —“

„In einem ſolchen Augenblick ſollten perſönliche Rangſtreitigkeiten zurücktreten,“ ſagte der Kaiſer.

„Ich achte die Erfahrung und den Charakter des Generals Wimpffen hoch,“ ſprach der Marſchall weiter, — „allein er iſt vor ſo kurzer Zeit erſt bei der Armee angekommen und ich hatte deßhalb gewünſcht, daß Ducrot mich erſetzen möchte, — doch der General Wimpffen hatte eine Ordre des Kriegsminiſters, nach welcher er im Falle meiner Behinderung an meiner Stelle den Oberbefehl übernehmen ſollte, — und,“ fuhr er mit einem leichten Seufzer fort, — „da Eure Majeſtät alle Ihre Autorität der Regentſchaft übertragen haben und es verweigern, dieſelbe zurückzunehmen, — ſo muß wohl das Kommando an Wimpffen überlaſſen werden.“

Der Kaiſer blickte vornübergeneigt finſter vor ſich nieder, — aber er antwortete nichts auf die Worte des Marſchalls.

Lautes Kampfgetöſe drang von der Richtung von Balan her.

„Wer ſteht dort?“ fragte Napoleon, mit der Hand nach jener Gegend hindeutend.

„Es iſt das zwölfte Korps unter dem General Lebrun, Sire,“ erwiederte Marquis von Abzac für den Marſchall, der wie erſchöpft die Augen geſchloſſen hatte, — „es iſt ein harter Kampf mit den Bayern und er hat den Befehl, um jeden Preis die Poſitionen zu halten.“

„Die Bayern,“ flüſterte Napoleon, — „ſie ſind die Erſten, die uns angegriffen, — die uns geſchlagen haben, — und doch ließ man mich hoffen — —“

„Ich will dorthin reiten,“ rief er, — „leben Sie wohl, Herr Marſchall, — erhalten Sie ſich Frankreich und mir, — Oberſt von Abzac, ich empfehle Ihnen die ſorgfältigſte Pflege des Marſchalls.“

Er beugte ſich vom Pferde herab und reichte dem Herzog von Magenta, der ſich mühſam emporrichtete, die Hand.

Einen Augenblick hielt er dieſe Hand in der ſeinigen und ein wunderbarer Ausdruck weichen, innigen Gefühls leuchtete aus ſeinen Augen.

„Leben Sie wohl, Sire,“ ſagte der Marſchall mit matter Stimme, — „leben Sie wohl, — Gott ſchütze Frankreich, — Gott ſchütze Eure Majeſtät.“

Das helle, klare Auge dieſes eiſernen Soldaten, der ſo oft dem Tode in das drohende Antlitz geſchaut hatte, ohne daß eine Faſer ſeines feſten Nervengefüges zitterte, — dieß Auge füllte ſich mit einer ſchimmernden Thräne bei dem Anblick dieſes gebrochenen Kaiſers, aus deſſen Händen er den Marſchallſtab und den Herzogshut empfangen hatte und der jetzt gebeugt an Seele und Körper hinritt zu ſeinen Truppen, die mit der letzten verzweifelten Anſtrengung gegen das entſetzliche Verhängniß ankämpften, welches dieſe ſchwache, unſichere Hand heraufbeſchworen hatte.

Dann ſank er wieder auf ſeine Bahre zurück, der Kaiſer wendete ſein Pferd und ritt nach Balan hin, während die Eskorte mit dem verwundeten Marſchall, der ſo lange der Stolz der franzöſiſchen Armee geweſen war, ſich langſam wie ein Leichenzug nach der Feſtung hin bewegte.

Näher und näher kam Napoleon den kämpfenden Truppen. Man war faſt bei dem Dorfe Balan angelangt. Da kamen aus den letzten Häuſern dieſes Orts flüchtige franzöſiſche Truppen, — Entſetzen in den Mienen, meiſt ohne Waffen, mit blutüberſtrömten Geſichtern, dahergeſtürmt.

Der Kaiſer hielt ſein Pferd an und ſah mit groß geöffneten, ſtarren Augen auf dieſe flüchtigen Soldaten, die erſten Boten einer neuen Niederlage der franzöſiſchen Waffen.

Der Prinz von der Moskowa ſprengte vor und parirte ſein Pferd mit heftigem Ruck vor einer Gruppe der Flüchtigen, ſo daß dieſe gezwungen waren, vor den Hufen des ſich aufbäumenden Thieres anzuhalten.

„Woher kommt ihr? — Was iſt geſchehen?“ rief der General.

„Alles iſt verloren!“ erwiederten die Soldaten, wild durcheinander ſprechend und rufend, „Bazeilles iſt genommen, — unſer Korps iſt geſchlagen, — der Feind wird bald hier ſein, — ſie haben zu viel Artillerie, — man kann ihren Kanonen nicht widerſtehen, — ſie reißen ganze Glieder von uns auf einmal nieder.“

Der Kaiſer blickte ſtarr und ſchweigend vorwärts.

Immer näher drang jenſeits des Ortes Balan das Toſen des Kampfes, das Knattern des Gewehrfeuers und die Schläge des ſchweren Geſchützes heran.

„Halt!“ rief der Prinz von der Moskowa, mitten in die Flüchtigen hineinreitend, — „ſollen franzöſiſche Soldaten in eiliger, feiger Flucht den Sieg preisgeben, weil der Feind einen Augenblick vorgedrungen iſt? — haltet, erwartet euer Korps, es gilt, dieſes Dorf zu vertheidigen!“

Aber vergebens waren ſeine Worte. An ſeinem Pferde vorbei, durch die Gruppe der Generale, durch die Hundertgarden drängten die Flüchtigen auf dem Wege nach Sedan weiter mit dem Rufe:

„Rette ſich, wer kann! — Alles iſt verloren! — Alles iſt aus! — Nieder mit dem Kaiſer, — nieder mit den Generalen, die uns verrathen haben! — Fort, — fort!“

Die Hundertgarden ritten heran, die Generale umgaben den Kaiſer, der gebeugt auf ſeinem Pferde ſaß, die Hand leicht auf den Sattelknopf geſtützt und ausdruckslos auf dieſe Flüchtigen hinſtarrend, welche ihm ihre Verwünſchungen entgegenriefen.

Laute Hufſchläge ertönten auf dem Wege von Sedan her. Von einem zahlreichen Stabe umgeben ſprengte der General von Wimpffen heran, eine kräftige, etwas gedrungene Geſtalt von feſter militäriſcher Haltung; ſein ſtarker Kopf mit dem kurzgeſchnittenen grauen Haar ſaß gerade emporgerichtet auf dem etwas kurzen Halſe. Seine ſtrengen militäriſchen Züge mit dem geſtutzten Schnurrbart waren finſter und ernſt zuſammengezogen und ſeine hellen, klar blickenden Augen ſchienen den weiten Horizont mit ſeinen aufwirbelnden Dampfwolken umfaſſen zu wollen.

Er ritt in ſcharfem Trabe an den Kaiſer heran, der bei ſeinem Erſcheinen aus ſeiner Apathie zu erwachen ſchien, und ſprach, indem er das goldgeſtickte Käppi erhob:

„Eure Majeſtät werden die traurige Meldung erhalten haben, daß der Marſchall Mac Mahon ſchwer verwundet und aus der Schlacht fortgetragen iſt. Ich bin der älteſte General nach ihm und vom Kriegsminiſter zur Stellvertretung des Marſchalls beſtimmt, deßhalb habe ich das Kommando in Anſpruch nehmen müſſen, — es war eine Forderung der Ehre für mich, — aber auch eine ſchwere — ſchwere Aufgabe, da ich vor achtundvierzig Stunden angekommen bin und kaum Zeit gehabt habe, mich über die Armee und ihre militäriſche Lage zu orientiren.“

„Ich habe Mac Mahon begegnet,“ erwiederte der

Kaiſer finſter, — „es iſt ein harter Schlag, daß er gerade in dieſem entſcheidenden Augenblick niedergeworfen wurde, — — er war die Erinnerung an Italien und Sebaſtopol,“ — und ſeufzend blickte er auf das Zeichen des Schwertordens herab, das er am Morgen an ſeine Bruſt hatte befeſtigen laſſen.

Dann richtete er ſich wieder empor, und indem das liebenswürdige, verbindliche Lächeln ſeiner früheren Tage auf ſeinem Geſicht erſchien, ſagte er:

„So kurz die Zeit ſeit Ihrer Ankunft auch ſein mag, mein lieber General, ſo genügt ſie für einen Mann von Ihrem militäriſchen Scharfblick und Ihrer Erfahrung, um ſich vollſtändig orientirt zu haben, und das Kommando meiner Armee könnte in dieſem wichtigen Moment keinen würdigeren Händen anvertraut werden.“

Und indem er nach dem Dorfe Balan hindeutete, aus welchem neue Gruppen von Flüchtigen heraneilten, ſprach er, eine Antwort des Generals abſchneidend:

„Sehen Sie dort, mein General, Bazeilles iſt genommen, unſere Truppen ſind auf dem Rückzug hieher.“

„Ich habe es gehört, Sire,“ erwiederte der General, „und deßhalb bin ich hier, denn es kommt Alles darauf an, daß das Dorf Balan gehalten wird. Wenn dieß geſchieht, will ich einen ſtarken Vorſtoß gegen Illy hin machen, um auf jener Seite eine Bahn zu brechen und zu verhindern, daß die feindlichen Korps ſich dort vereinigen. Da ich nun das Kommando übernommen habe, Sire," fuhr er fort, „ſo werde ich auf der ganzen Linie die Offenſive befehlen. Unſere Truppen ſind nicht gemacht zur Vertheidigung oder zum paſſiven Ertragen dieſes furchtbaren Artilleriefeuers, und unſere Kavallerie ſoll voran, um den Weg zu öffnen. Ich bitte Eure Majeſtät um Erlaubniß, mich zu entfernen, um die offenſive Bewegung einzuleiten."

Er ſandte einen Offizier ſeines Stabes den heranrückenden, im Gefecht befindlichen Truppentheilen mit dem Befehl entgegen, das Dorf Balan um jeden Preis zu halten, grüßte dann den Kaiſer, wandte ſein Pferd kurz herum und ſprengte davon.

„Eure Majeſtät ſollten nicht hier bleiben," ſagte der General Reille, an den Kaiſer herantretend und ſein Käppi lüpfend. „Der Kampf wird ſich dieſer Stelle ſofort nähern und den Aufenthalt hier höchſt gefährlich machen."

Der Kaiſer blickte den General wie aus einem Traum erwachend an.

„Gefahr," ſagte er achſelzuckend, „ſollte ich die Gefahr ſcheuen, welche ich mein ganzes Leben über ver-

Bayeriſche Staatsbibliothek München

achtet habe, in dem Augenblick, in welchem ich erwarte, daß jeder franzöſiſche Soldat ſein Leben einſetzt?"

Er ritt eine kurze Strecke nach dem Dorfe Balan vor, in welchem bereits Wolken von Pulverdampf aufſtiegen und aus welchem immer näher das Getöſe des Kampfes herandrang. Eine kurze Zeit hielt der Kaiſer und ſeine Umgebung an dieſer Stelle. Napoleon blickte ſchweigend, in anſcheinend ſtumpfer Gleichgültigkeit vor ſich hin. Die Offiziere ſeines Stabes folgten mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem durch das Dorf Balan ſich heranziehenden Kampf.

Einzelne Granaten begannen bereits nahe der Stelle, an welcher der Kaiſer hielt, niederzufallen. Sie kamen aus den Batterieen des zweiten bayeriſchen Korps, welche auf den Befehl des Generals von der Tann in ihre Angriffspoſitionen gegen die Kehle der Feſtung Sedan gerückt waren.

Zahlreicher wurden die Flüchtigen, welche auf dem Wege von Balan her nach Sedan hineilten, gegen den Kaiſer und ſeine Umgebung andrängend, immer dichter wurden die Haufen dieſer Flüchtlinge.

Da endlich rückte noch in geſchloſſenen Gliedern, jeden Fuß breit Bodens vertheidigend, aber hart gedrängt von heranſtürmenden bayeriſchen Truppen, ein geordnetes franzöſiſches Regiment aus den Gehöften des Dorfes gegen den Kaiſer heran.

Zu gleicher Zeit ſtiegen von La Moncelle, von La Ramarie und La Fonderie her die Höhen herab franzöſiſche Truppen, von den Deutſchen gedrängt und von der Artillerie ſcharf beſchoſſen, heran.

Alle dieſe Korps löſten faſt unmittelbar vor der Stelle, an welcher der Kaiſer mit ſeiner Umgebung hielt, ihre Glieder auf, und in einem Augenblick befand ſich Napoleon in einem wilden Gewühl ungeordneter Truppen, während von den Höhen herab und aus dem Dorfe Balan her die deutſchen Kolonnen mit lautem Hurrah heranſtürmten.

Der Prinz von der Moskowa ritt nun an den Kaiſer heran, um ihn aus ſeinem dumpfen Hinbrüten zu erwecken und auf die große Gefahr der Lage aufmerkſam zu machen.

Die Hundertgarden ſchloſſen ſich enger um ihren Herrn, denn in bedenklicher Nähe erſchienen bereits die Spitzen der feindlichen Kolonnen und der wilde Strom der flüchtigen Franzoſen drohte den Kaiſer mit ſich fortzureißen.

Aber bevor noch der Prinz von der Moskowa, der leicht den Arm ſeines Souveräns berührte, ein Wort zu ihm geſprochen hatte, richtete ſich Napoleon im Sattel empor, ein Blick ſeines weit und groß ſich öffnenden Auges flog über das ſo ſchmerzliche Bild dieſer neuen Niederlage der franzöſiſchen Waffen, er biß die Lippen aufeinander mit dem Ausdruck tiefen Körper- und Seelenſchmerzes, aber zugleich ſchien ein mächtiger Aufſchwung des Willens alle ſeine Muskeln zu ſpannen. Er ſprengte mit einigen Sätzen ſeines Pferdes einem zurückweichenden Bataillon entgegen und rief mit heller und klarer Stimme, den betäubenden Lärm des Kampfes übertönend:

„Halt, Soldaten! Halt, im Namen Frankreichs! Denkt an die Vergangenheit! Denkt an den Ruhm unſerer Geſchichte! Denkt an das Vaterland, das auf euch blickt und dem euer Leben gehört!“

Das Bataillon ſtand einen Augenblick betroffen vor dem Wort des Kaiſers, ein Hagel von feindlichen Kugeln fiel auf daſſelbe nieder, und mit dem wilden Geſchrei: „Rette ſich, wer kann!“ ſtürmte ein Theil der Soldaten rückwärts nach Sedan zu, — ein anderer Theil derſelben ſchloß ſich feſt an den Kaiſer an und gab eine Salve ab, welche die herandringenden feindlichen Kolonnen zum Stehen brachte.

Ein franzöſiſcher Stabsoffizier bahnte ſich einen Weg durch die Menge der Flüchtigen, dieſelben durch die Huftritte ſeines Pferdes rechts und links zur Seite drängend. Er hielt beim Anblick des Kaiſers ein wenig erſtaunt an und ſagte:

„Ich bringe den dringenden Befehl des Generals Wimpffen, Balan um jeden Preis zu halten. Er hofft, bei Illy durchzudringen und ſo die feindlichen Linien zu durchbrechen.“

„Ihr hört es,“ rief der Kaiſer, indem er ſeinen Degen zog, — „ihr hört es! Der Sieg wendet ſich zu uns, und an euch iſt es, ihn feſtzuhalten! Vorwärts! vorwärts! — jenes Dorf muß wieder genommen werden!“

Die Truppen, welche den Kaiſer umringten, ſchwenkten ihre Käppis in der Luft und noch einmal erhob ſich der ſchon lange nicht mehr gehörte Ruf:

„Es lebe der Kaiſer!“

Einzelne der Fliehenden blieben ſtehen. Andere Gruppen, welche von La Ramarie her gedrängt wurden, ſchloſſen ſich ihnen an. Die Generale Vaubert, Caſtelnau, Reille und der Prinz von der Moskowa vereinigten ſich mit den Offizieren der zurückgeſchlagenen Truppen und formirten aus den Trümmern der zurückgedrängten Bataillone eine Sturmkolonne.

„Vorwärts für Frankreich und für die Ehre der Armee!“ rief der Kaiſer, und mit gefälltem Bajonnet drang dieſe Kolonne gegen Balan vor.

Ein mörderiſches Feuer der bayeriſchen Truppen empfing ſie und riß mächtige Lücken in ihre Reihen.

Aber unaufhaltſam ſtürmten die Franzoſen vorwärts, an deren Seite der Kaiſer, den Degen in der Hand, vorritt.

Die Bewegung der Fliehenden ſtockte und Viele derſelben wandten ſich um, der kleinen Schaar folgend, welche die Spitzen ihrer Waffen unerſchrocken den Feinden wieder entgegenſtreckten.

Ein heißer Kampf entſpann ſich. Die deutſchen Truppen, welche in raſcher Verfolgung der zurückweichenden Franzoſen noch nicht in genügender Zahl vorgedrungen waren, um die gewonnenen Poſitionen vollſtändig zu beſetzen, zogen ſich langſam zurück. Nach einiger Zeit waren die Kolonnen, welche ſich aus den verſchiedenen Truppentheilen um den Kaiſer gebildet hatten, wieder in dem Beſitz des Dorfes Balan. Einen Augenblick ſchwieg das Gewehrfeuer. Die ſtark gelichtete Schaar der Franzoſen hielt an, die Soldaten ſtützten ſich auf ihre Gewehre, von der erſchöpfenden Anſtrengung ausruhend, und die Generale ritten an den Kaiſer heran, um ihm Glück zu wünſchen zu dieſem erſten Schritt auf der Bahn des Sieges, die er unter ſeiner perſönlichen Führung wieder geöffnet habe.

Die Erregung, welche während des Kampfes das Geſicht Napoleon's bewegt hatte, verſchwand wieder. Seine Augenlider ſenkten ſich herab, ein trübes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen und wie in heftigem körperlichem Schmerz zuckte er zuſammen.

„Der Sieg!“ ſagte er mit mattem Ton, — „ich glaube nicht mehr daran, — was es noch zu retten gilt, das iſt die Ehre der franzöſiſchen Waffen und,“ fügte er leiſe, den Kopf auf die Bruſt ſenkend, hinzu, „vielleicht ein würdiger Tod, der mich von allen dieſen Leiden befreit.“

„Was haben Sie?“ ſagte er wieder aufblickend zu dem Prinzen von der Moskowa, der ſich herabbeugte und ſeinen Fuß, den er eben aus dem Bügel gezogen, betaſtete.

„Es iſt nichts, Sire,“ erwiederte der General, „ein leichter Streifſchuß hat meinen Fuß getroffen, — es iſt keine ernſte Verletzung.“

„Und für mich iſt keine Kugel vorhanden!“ ſagte der Kaiſer mit dumpfem Ton.

Dann verſank er wieder in ſein ſchweigendes Brüten, und die Hand mit dem Degen ſank ſchlaff an ſeiner Seite herab.

Die Spitzen der bayeriſchen Kolonnen, welche ſich hinter das Dorf Balan zurückgezogen hatten, rückten inzwiſchen langſam wieder heran. Dichte Truppenmaſſen folgten ihnen und ein ſcharfes, ununterbrochenes Gewehrfeuer richtete ſich auf die vom heißen Kampf erſchöpften Franzoſen.

Aber ſie ſchloſſen abermals ihre Glieder und rückten muthig gegen die herandringenden Feinde vor, während der Kaiſer unbeweglich an ſeinem Platz hielt.

Noch einmal entſpann ſich ein heißer Kampf, immer verheerender ſchlugen die feindlichen Kugeln in die franzöſiſchen Linien und langſam begannen dieſe wieder zurückzuweichen.

Da raſſelte von Sedan, mit ſeinen dröhnenden Hufſchlägen die Erde erſchütternd, ein Küraſſierregiment heran. Die franzöſiſchen Reihen öffneten ſich, um ihm den Weg frei zu machen, und an dem Kaiſer vorbei ſtürmten die Reiter vor gegen die herandringenden Bayern. Ein furchtbares Feuer empfing ſie. Ein Augenblick unbeſchreiblich wilden Getümmels trat ein.

In geſpannter, ängſtlicher Erwartung blickten die Generale vorwärts. Aber der furchtbare Stoß der Reiterſchaar brach ſich wie die brandenden Wellen des Meeres an den Felſen des Ufers, — rückwärts ſprengten die Küraſſiere, um ſich von Neuem zu formiren.

Noch einmal verſuchten die franzöſiſchen Infanteriſten, dieſe Trümmer der geſprengten Regimenter, gegen die Bayern vorzugehen, — aber immer neue Maſſen rückten heran. Immer ſchneller rollten die Salven, immer dichter drang der Kugelregen ihnen entgegen. Zu gleicher Zeit begann ein furchtbares Artilleriefeuer von den Höhen über der Maas und an der Seite des Weges, — und reihenweiſe brachen die franzöſiſchen Soldaten zuſammen.

Da wendeten auch dieſe Truppen, welche das Aeußerſte für den Ruhm und die Ehre ihrer Waffen gethan hatten, ſich zum Rückzug, und ſchneller und ſchneller, mehr und mehr ſich auflöſend, drangen ſie unter dem entſetzlichen Artilleriefeuer, das ſich auf ſie konzentrirte, auf dem Wege von Balan nach Sedan vorwärts.

Noch immer hielt der Kaiſer unbeweglich den ſtarren Blick auf die immer näher heranrückenden Bayern gerichtet.

Der General Reille ritt an ihn heran.

„Sire,“ ſagte er, „es iſt unmöglich, hier noch etwas zu thun. Die Gefahr iſt dringend und unmittelbar. Retten Sie ſich.“

„Retten,“ ſagte er mit einem Lächeln voll bitterer Verzweiflung, das ſeinen Zügen einen ſchauerlichen Ausdruck gab, — „retten, wohin? — Das wäre meine

Rettung, — die beſte, die ſicherſte," und er deutete mit der Spitze ſeines Degens auf einen Küraſſier, der in Todeszuckungen, von Blut überſtrömt, ſich unter ſeinem über ihn geſtürzten Pferde am Boden wand.

Eine Granate fiel ganz in der Nähe nieder, ſie zerſprang, eine Staub= und Dampfwolke umhüllte einen Augenblick den Kaiſer.

„Eure Majeſtät dürfen hier nicht bleiben," rief der General Reille, „es iſt nichts mehr zu thun und die Poſition iſt verloren."

Er ergriff das Pferd des Kaiſers am Zügel und wandte daſſelbe rückwärts.

Napoleon ließ es willenlos geſchehen und folgte in langſamem Schritt den ſich immer mehr auflöſenden und immer ſchneller auf der Straße nach Sedan dahineilenden Kolonnen, während unter lautem Hurrah die Bayern vorrückten und nach kurzer Zeit das Dorf Balan zum zweiten Mal beſetzten.

Als der Kaiſer nach der Feſtung hinritt, ließ er ſeinen Blick über den weiten Umkreis des Schlachtfeldes ſtreifen, und was er ſah, zeigte ihm, daß Alles verloren ſei und daß das plötzlich in ſo raſchen Schlägen über ihn hereingebrochene Schickſal ſich hier erfüllen ſollte.

Enger und enger ward die Linie der franzöſiſchen

Aufſtellung zuſammengedrängt und rund um Sedan rollte der Donner der Geſchütze. Die Flammen der brennenden Dörfer ſchlugen zum Himmel auf. Das wilde Toſen des Kampfes rückte näher und näher. Von allen Seiten wälzten ſich die wilden Schaaren der flüchtigen Truppen heran, ohne Ordnung, in wildem Durcheinander, verfolgt von den jubelnden Siegesrufen der deutſchen Heere und auf ihrer Flucht zerſchmettert von den Granaten, welche Tod und Verderben in ihre Reihen trugen.

Immer dichter wurde das Gewühl, je mehr man ſich den Thoren von Sedan näherte, und unmittelbar vor dem Thor war der Weg faſt verſperrt von der Menge der Soldaten aller Waffen, welche Schutz hinter den Mauern der Feſtung ſuchten.

Die Offiziere von der Umgebung des Kaiſers ritten voran, die Hundertgarden verſuchten einen Weg zu öffnen; aber lange waren ihre Bemühungen vergebens. Alle Bande der Disziplin waren gelöſt. Es war keine Armee, es waren keine Soldaten mehr, was ſich hier zuſammendrängte. Es war ein wilder Knäuel verzweifelnder, halb raſender Menſchen, welche Rettung ſuchten vor der Vernichtung, die von allen Seiten auf ſie hereindrang.

Eine Zeitlang hielt der Kaiſer vor dem Thor, umdrängt und langſam fortgeſchoben von der flüchtigen Menge.

Finſter und drohend ruhten auf ihm die Blicke dieſer Soldaten, welche noch vor Kurzem mit jubelndem Enthuſiasmus ſeinem Wink gefolgt waren, — da erſcholl ein Ruf aus der Menge:

„Nieder mit dem Kaiſer! Nieder mit den Verräthern, die uns ſchlachten laſſen!“

Ein ſchnelles Echo fand dieſer Ruf rings umher und alle dieſe Soldaten mit den von Wuth und Verzweiflung verzerrten Geſichtern riefen, die Hände emporſtreckend und mit drohenden Geberden herantretend:

„Nieder mit dem Kaiſer! Nieder mit den Verräthern!“

Napoleon ſchien dieſe Rufe nicht zu hören. Er ſaß vorgebeugt auf ſeinem Pferde, ſchmerzlich zuckte ſein Geſicht und ſeine bleichen Lippen preßten ſich feſt aufeinander.

Die Hundertgarden und die Generale der Umgebung ſchloſſen ſich enger um den Kaiſer, und in die drängende Menge hineinſprengend, öffneten ſie einen Weg durch das Feſtungsthor, aber noch weithin ſchallten dem Kaiſer die Drohungen und Verwünſchungen dieſer von allen Banden der Disziplin gelösten Soldaten nach.

Die Straßen von Sedan waren verändert. Ueberall ſah man Haufen von flüchtigen Soldaten, vermiſcht mit den Einwohnern, welche angſtvoll aus den Häuſern hervorſtürzten, durch deren Dächer die Granaten einſchlugen, und welche noch lieber die feindlichen Geſchoſſe unter freiem Himmel erwarten wollten, als in den Häuſern, in denen die zerſtörende Wirkung nur um ſo furchtbarer war. Verwundete und Sterbende lagen überall. Es war ein Bild der Zerſtörung, des Grauens, des Entſetzens. Auch hier tönten aus den Gruppen der Soldaten und der Umherirrenden Rufe des Haſſes und der Verwünſchung dem Kaiſer entgegen, aber in ſchnellem Trabe, von ſeiner Umgebung umringt, ritt er durch die Straßen weiter hin zum Platz vor der Mairie, auf welchem noch eine Abtheilung in militäriſcher Ordnung aufgeſtellt war.

Der Kaiſer hielt ſein Pferd gerade unter der Statue Turenne's an, und hier, zu den Füßen des großen Feldherrn, der die Heere Frankreichs ſo oft zu Siegen über Deutſchland geführt hatte, der ſo viel deutſches Blut vergoſſen, ſo viel deutſche Erde verwüſtet hatte, hielt der Kaiſer faſt eine halbe Stunde unbeweglich, ſtarr und ſtumm, nur durch körperliche Schmerzen erbebend und zuckend, während die Geſchoſſe der deutſchen Batterieen rings um ihn her einſchlugen, während immer neue Flüchtlinge an die Feſtung herandrängten und während immer näher heran der jubelnde Hurrahruf der deutſchen Heere ertönte.

Da bahnte ſich auf ermüdetem Pferde ein Adjutant des Generals Wimpffen, mit Staub bedeckt, das Geſicht von Pulverdampf geſchwärzt, einen Weg bis zum Kaiſer.

„Kapitän de St. Houenne mit einer dringenden Botſchaft vom General Wimpffen, Sire,“ ſagte er, das Käppi erhebend.

Er zog einen kleinen, mit Bleiſtift beſchriebenen Zettel aus ſeiner Uniform und überreichte denſelben dem Kaiſer.

Napoleon ergriff das Papier, wie aus einem Traum erwachend erhob er daſſelbe und las, während die ihn umgebenden Generale ſich erwartungsvoll näherten:

„Sire, ich ertheile dem General Lebrun den Befehl, einen Durchbruch in der Richtung nach Carrignan zu verſuchen und laſſe alle disponiblen Truppen folgen. Ich befehle dem General Ducrot, dieſe Bewegung zu unterſtützen, und dem General Douai, den Rückzug zu decken. Gefällt es Eurer Majeſtät, ſich in die Mitte dieſer Truppen zu begeben, — ſie werden eine Ehre darin ſuchen, Ihnen einen Ausgang zu öffnen.“

Der Kaiſer faltete das Papier zuſammen und blickte mechaniſch, ſchweigend auf daſſelbe nieder.

„Brechen wir auf, Sire,“ ſagte der General Reille, „das iſt der letzte Weg zur Rettung.“

„Der General Wimpffen,“ ſprach der Adjutant, „läßt Eure Majeſtät dringend bitten, ſeinen Vorſchlag anzunehmen. Er glaubt des Erfolges gewiß zu ſein und Eure Majeſtät werden in einigen Stunden in Sicherheit ſein.“

Der Kaiſer ſah mit einem matten Blick die ihn umgebenden Generale an, dann richtete er ſich ein wenig im Sattel empor und ſprach mit einer vor Erſchöpfung leicht zitternden Stimme:

„Der Vorſchlag des Generals kann Frankreich und die Armee nicht retten. Wegen meiner Perſon will ich ſo viele Menſchenleben nicht opfern. Sagen Sie dem General, daß er weiter keine Rückſichten auf mich nehmen ſoll.“

„Sire,“ rief der Adjutant, „ich bitte Eure Majeſtät —“

„Bringen Sie dem General meine Antwort,“ ſagte Napoleon mit feſtem Ton, „ſie iſt unabänderlich, — es iſt aus, — ich will abſteigen,“ ſprach er leiſe.

Dann wandte er ſein Pferd und ritt vor das Eingangsthor der Mairie. Mühſam ſtieg er ab, während einer der Hundertgarden den Bügel hielt. Dann nahm er den Arm des Generals Reille und ſtieg ganz ſchwankend und zitternd vor Ermüdung die Treppe hinauf.

„So kehre ich alſo doch noch in dieſe Räume zurück,“ ſagte er, in ſein Zimmer eintretend, „und keine feindliche Kugel hat den Weg zu dieſem Herzen gefunden, das ſo müde — ſo müde iſt und ſo gern zu ſchlagen aufhören möchte.“

Er ſank gebrochen in einen Lehnſtuhl zuſammen und ſagte mit einem Ton, der röchelnd aus ſeiner Bruſt hervordrang:

„Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr! Meine Kraft iſt zu Ende! Ich muß Ruhe haben um jeden Preis. Laſſen Sie mich einen Augenblick allein, damit meine erſchöpfte Natur ſich wieder ſammeln kann und ich die Fähigkeit des Denkens wieder gewinne.“

General Reille ging hinaus und der Kaiſer blieb einſam in ſeinem Zimmer, während rings um ihn her immer lauter, immer gewaltiger, immer erſchütternder der Kampf tobte und näher und näher an die Mauern von Sedan heranrückte.

Nach einer Stunde meldete der General Caſtelnau dem Kaiſer, daß die Kommandanten der verſchiedenen Korps, welche unmittelbar an die Mauern von Sedan herangedrückt und in die Gräben der Feſtung geworfen waren, den Kaiſer zu ſprechen verlangten.

Napoleon erhob ſich, ein wenig geſtärkt und erfriſcht durch die kurze Zeit der einſamen Ruhe, und trat ernſt und kalt den Generalen entgegen, welche mit düſteren Mienen, in beſtäubten und zerriſſenen Uniformen vor ihm erſchienen und ihm die Unmöglichkeit, den Kampf länger fortzuführen, auseinanderſetzten.

Man verſuchte, einen Offizier zum General von Wimpffen zu ſenden, welcher, wie gemeldet war, mit einigen tauſend Mann den verzweifelten Verſuch eines Durchbruchs nach Carrignan hin erfolglos unternommen hatte.

Aber nach kurzer Zeit ſchon kehrte der Offizier mit der Meldung zurück, daß es ihm unmöglich ſei, bei der allgemeinen Verwirrung, die in und um Sedan herrſche, zu dem General durchzudringen.

Da befahl Napoleon dem General Lauriſton, die weiße Fahne auf der Citadelle aufzuziehen.

Ernſt und traurig entfernte ſich der General. Und kurze Zeit darauf ſchwieg plötzlich wie durch einen Zauberſchlag rings umher der betäubende Lärm des Kanonendonners.

Der Kaiſer athmete auf, wie von einer ſchweren Laſt befreit. Die Korpskommandanten zogen ſich zurück, um die Trümmer ihrer Truppen ſo gut als möglich zu ordnen.

Napoleon trat an ſeinen Schreibtiſch, und nachdem er längere Zeit, den Kopf in die Hand geſtützt, ſinnend dageſeſſen, ſchrieb er einige Zeilen auf einen Bogen Papier. Mehrere Male überlas er das Geſchriebene, dann ſetzte er ſeinen Namen darunter, faltete das Papier zuſammen, that es in eine Enveloppe und ſetzte mit raſchen Zügen die Adreſſe darauf:

„A Sa majesté le roi de Prusse.“

Der General Reille trat ein.

„Ein preußiſcher Parlamentär, Sire,“ meldete er.

Napoleon winkte mit der Hand, und im nächſten Augenblick führte der General einen Offizier in der Oberſtlieutenantsuniform des großen preußiſchen Generalſtabs in das Zimmer des Kaiſers.

Der Offizier blickte erſtaunt und befremdet auf die gebrochene Geſtalt des Kaiſers, der ſich mit der Hand auf den Seſſel vor ſeinem Schreibtiſch ſtützte. Dann trat er in dienſtlicher Haltung zu dem Kaiſer heran und ſagte in franzöſiſcher Sprache:

„Sire, Seine Majeſtät der König, mein allergnädigſter Herr, ſendet mich hieher mit dem Auftrage, die Feſtung und die Armee zur ſofortigen Kapitulation aufzufordern.“

Der Kaiſer neigte mit ruhiger Höflichkeit den Kopf und erwiederte:

„Ich führe nicht das Kommando über die Armee und werde den General von Wimpffen beauftragen, über die Kapitulation, welche nothwendig geworden iſt, zu verhandeln. Melden Sie dieß Seiner Majeſtät dem Könige von Preußen, und ſagen Sie demſelben, daß ich ſogleich einen meiner Offiziere mit einem Brief an Seine Majeſtät ſenden werde, der das Nähere enthalten wird. Ich hätte gewünſcht, mein Herr,“ fügte er verbindlich hinzu, „bei einer weniger ernſten und verhängnißvollen Gelegenheit Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ihr Name, wenn ich bitten darf?“

„Bronſart von Schellendorf,“ erwiederte der preußiſche Offizier im Ton dienſtlicher Meldung, „Oberſtlieutenant vom großen Generalſtab Seiner Majeſtät des Königs von Preußen.“

[illegible]
[illegible]

Der Kaiſer dankte mit einer höflichen Neigung des Kopfes.

Der Oberſtlieutenant grüßte militäriſch und verließ, vom General Reille begleitet, das Zimmer.

Der Kaiſer ging einige Male ſinnend auf und nieder, dann öffnete er ſelbſt die Thür zum Vorzimmer und rief den General Reille zurück.

„Ich habe Ihnen eine traurige Botſchaft zu ertheilen, mein lieber General,“ ſagte er. „Hier iſt ein Brief an den König von Preußen, den Sie ſogleich überbringen ſollen. Sie ſind Seiner Majeſtät perſönlich bekannt und der König hat Ihnen bei ſeinem Beſuch in Paris ſein beſonderes Wohlwollen geſchenkt. Sie werden einer freundlichen Aufnahme gewiß ſein."

Er reichte dem General den Brief, den er vorher geſchrieben. Dieſer empfing das Papier mit einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer und ſchritt ſchweigend hinaus.

Unmittelbar darauf wurde die Thür des Vorzimmers ſchnell geöffnet und der General von Wimpffen, die Thür hinter ſich offen laſſend, trat in heftiger, zitternder Erregung ein. Die Adjutanten des Kaiſers folgten.

„Sire," rief der General, „Eure Majeſtät haben die weiße Fahne aufziehen laſſen? Eure Majeſtät wollen kapituliren?"

Der Kaiſer trat zum General hin, blickte ihn ruhig und freundlich an und ergriff ſeine Hand.

„Das Glück iſt gegen uns geweſen, mein lieber General," ſagte er, „die aufopfernde Tapferkeit der Armee war vergebens. Ein weiteres Fortſetzen des Kampfes wäre ein Verbrechen, ein unnützes Opfer ſo vieler Menſchenleben, ein Opfer, das wir nicht verantworten können."

„Aber, Sire," rief der General, „die Ehre der franzöſiſchen Waffen, meine militäriſche Ehre, die ich während einer langen Dienſtzeit unverletzt und rein erhalten habe — —“

„Die Ehre der franzöſiſchen Waffen,“ fiel der Kaiſer ein, „iſt ruhmvoll aus dieſem Kampf hervorgegangen. Ich bin überzeugt, daß unſere Gegner die Erſten ſein werden, welche die Tapferkeit und den Muth unſerer Truppen anerkennen, und Sie, mein lieber General, haben bis zum letzten Augenblick mit Selbſtverleugnung und Hingebung Ihre Pflicht gethan. Ihr Unglück wird überall achtungsvolle Theilnahme, aber keine Verurtheilung finden.“

„O, Sire, Sire!“ rief der General, indem er zuſammenbrechend auf einen Stuhl niederſank und ſein Geſicht mit den Händen bedeckte, „bedenken Sie den Schmerz, welcher mein altes Soldatenherz zerreißen muß, daß ich nach ſo langer, ehrenvoller Laufbahn gerade hieher habe kommen müſſen, um die Schmach dieſes Tages unauslöſchlich an meinen Namen zu heften.“

Der Kaiſer trat zu ihm und legte ſanft die Hand auf ſeine Schulter.

„Seien Sie ruhig, mein lieber General, der König von Preußen wird Ihnen und der Armee ſeine Anerkennung nicht verſagen und Ihre Ehre wird durch dieſe Kapitulation nicht gekränkt werden. Ich habe den General Reille abgeſandt, um mich perſönlich gefangen zu geben, ich hoffe, daß durch dieſes Opfer meiner Perſon die möglichſt günſtigſten Bedingungen werden erreicht werden."

„Sire," ſagte der General aufſtehend, „wenn die Kapitulation nothwendig iſt, ſo bitte ich Eure Majeſtät um die einzige Gnade, meinen Namen unter dieſelbe nicht ſetzen zu dürfen. Ich bitte Sie, Sire, wenn ich mir je einen Anſpruch auf Ihre Anerkennung erworben habe, geben Sie mir meine Entlaſſung. Laſſen Sie mich das unglückſelige Kommando niederlegen, welches ein unglückliches Verhängniß in meine Hände gelegt hat."

„Aber bedenken Sie, mein lieber General —" ſagte der Kaiſer.

„Ich kann nichts bedenken, Sire," rief der General Wimpffen mit bebender Stimme. „Ich kann nur den überwältigenden, zerſchmetternden Schmerz empfinden, ein ſolches Ende meiner militäriſchen Carrière vor mir zu ſehen. Ich bitte Eure Majeſtät, geben Sie mir meine Entlaſſung."

Und ehe der Kaiſer antworten konnte, hatte der General ſchwankenden Schrittes, die Hand an ſeine Stirn drückend, das Zimmer verlaſſen.

„Der arme, brave Mann," ſagte der Kaiſer, ihm mit tiefer Bewegung nachblickend; „iſt es nicht genug an meinen eigenen Leiden? Muß ich auch noch den

Schmerz der treuen Diener ſehen, welche ich in mein verhängnißvolles Schickſal mit fortgeriſſen habe?“

Dann trat er zu ſeinem Schreibtiſch und warf ſchnell einige Zeilen auf ein Papier.

„Bringen Sie dieß dem General,“ ſagte er zu dem General Caſtelnau. „Er wird ruhiger werden und die franzöſiſche Nation und Geſchichte wird ihm dieſelbe Anerkennung gewähren, die ich ihm auszuſprechen ſchuldig bin.“

In tiefer Bewegung ging der General Caſtelnau fort, um den General Wimpffen aufzuſuchen und ihm das Billet des Kaiſers zu bringen.

Der Kaiſer entließ ſeine Adjutanten und befahl ſeinem Kammerdiener, den Doktor Conneau zu rufen.

„Der Vorhang ſinkt nieder,“ ſagte er, ſtarr vor ſich hinblickend, — „ein Akt dieſes großen Dramas iſt aus, — wird der Vorhang ſich wieder erheben? Wird ein zweiter Akt folgen? — — ‚Plaudite!‘ riefen die alten Tragöden dem verſammelten Volk zu. — — Was ſoll ich ſagen?“

Lange ſtand er ſchweigend da, die Arme herabgeſunken, den Kopf auf die Bruſt gebeugt.

„Doch Eins werde ich noch haben,“ rief er dann, tief aufathmend, „Ruhe und Stille. Und das iſt jetzt die einzige Sehnſucht, welche meine Seele in der armen, zerbrochenen Hülle dieſes Körpers noch empfinden kann.“

Ein faſt glücklicher Ausdruck erſchien auf ſeinem Geſicht und freundlich ſagte er zu dem eintretenden Arzt:

„Kommen Sie, Doktor, und helfen Sie dem armen Kranken, — der Kaiſer wird Ihre Kur nicht mehr ſtören.“

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Schon um fünf Uhr Morgens war König Wilhelm am 1. September aufgeſtanden und hatte das ſtille Dorf Vendreſſe verlaſſen, von wo auch unmittelbar darauf das Leibküraſſierregiment aufbrach, um ſich der erhaltenen Ordre gemäß in die Stellung bei Boutencourt zu begeben.

Schon von dem erſten Morgengrauen an hatte man Kanonendonner über die Höhen her erſchallen hören, welche ſich neben der Maasniederung zwiſchen Vendreſſe und Sedan erheben.

Als der König um acht Uhr Morgens bei Chéhéry eintraf, wohin die Pferde beordert waren, erhielt er die Meldung, daß dieſelben bereits bis auf die Höhen von Chevenge vorgegangen ſeien, von wo aus man die bereits im Gang befindliche Aktion beſſer überſehen könnte.

Zugleich traf die Meldung ein, daß das erſte bayeriſche Korps in Folge der in der Nacht erhaltenen Ordre ſchon ſeit ſieben Uhr Morgens den Kampf gegen die feindliche Stellung bei Bazeilles eröffnet habe.

Der König fuhr bis Chevenge und beſtieg hier mit ſeinem Gefolge die Pferde.

Bei Seiner Majeſtät befanden ſich außer den Generalen und Flügeladjutanten der Chef des Generalſtabs, General von Moltke mit ſeinem Stabe, der Kriegsminiſter General von Roon, der Bundeskanzler Graf Bismarck, in der Uniform des magdeburgiſchen Küraſſierregiments Nr. 7, mit ſeinem diplomatiſchen Stabe. Auch trafen hier der Großherzog von Sachſen-Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg und die ohne beſonderes Kommando bei der Armee anweſenden Fürſten nach einander ein. Unter allen dieſen deutſchen Uniformen bemerkte man auch die Generale Sheridan und Forſyth in den einfachen, kleidſamen Uniformen der Armee der Vereinigten Staaten. So war Seine Majeſtät von einem zahlreichen und überaus glänzenden Gefolge umgeben.

Als der König ſein Pferd beſtiegen hatte, trabte er ſchnell auf der ſteilen, an dem Hügel hinaufſteigenden Chauſſee vorwärts an der Spitze dieſes ſich weit hinter ihm ausdehnenden Gefolges, das alle Organe der oberſten militäriſchen Leitung Preußens, welche in dieſem Augenblick diejenige Deutſchlands war, in ſich ſchloß.

Auf der Höhe angelangt, öffnete ſich vor dem Blick des Monarchen das ganze Thal von Sedan, und man konnte gerade die bayeriſchen Batterieen in ihre Poſitionen zum Angriff gegen die Kehle der Feſtung auffahren ſehen, während aus dem rechts liegenden Gehölz ſich die bayeriſche Infanterie zu entwickeln begann.

Der König überſah einen Augenblick prüfend das ihn umgebende Terrain, verließ dann die Chauſſee, welche ſich zum Maasthale hinabſenkte, wandte ſich in der Nähe der Ortſchaft Frénois von derſelben ab und ritt einen langſam aufſteigenden Hügel hinan, auf deſſen Höhe er anhielt, um von hier aus die weitere Entwickelung der Schlacht zu beobachten. —

Weit öffnete ſich hier dem Blick das ganze Maasthal. Gerade der Stellung dem Könige gegenüber erhob ſich die kleine, von den Feſtungswällen gedeckte Stadt, zu welcher in faſt gerader Linie die Chauſſee hinführte und hinter der ſich die Höhen hinzogen, die ringsum von den franzöſiſchen Truppen beſetzt waren und von den noch weiter heranrückenden deutſchen Korps angegriffen wurden.

Links zog ſich in weiter Krümmung, wie ein ſilbernes Band, die Maas durch die freundliche Niederung hin, in großem Bogen wieder die Stadt Sedan berührend. Unmittelbar am Fuße des Hügels, auf welchem der König hielt, dehnte ſich die weite Niederung flach bis zur Feſtung hin aus.

Kaum war Seine Majeſtät auf der Höhe angelangt, als die bayeriſchen Batterieen ihr Feuer begannen, und ſofort wurde daſſelbe aus dem ſchweren Feſtungsgeſchütz erwiedert. Während rings auf den Höhen umher der Pulverdampf aufſtieg und der entfernte Donner der Geſchütze herüberdrang, ſchien die in der Mitte der ganzen feindlichen Stellung gelegene Feſtung eine einzige große Batterie zu ſein, aus welcher Schuß auf Schuß herüberkrachte, um die namentlich von rechts her herandringenden Deutſchen zurückzuwerfen.

Der König war abgeſtiegen. Das ganze Gefolge umſtand ihn und alle Blicke richteten ſich auf die immer lebhafter rings umher ſich entwickelnde Schlacht.

Da fielen aus den ſchweren Geſchützen der Feſtung einige Granaten ganz nahe an dem Platz des Königs nieder.

Der König blickte ruhig nach der Stelle hin und befahl, die Pferde des Gefolges hinter die rückwärts liegenden Abhänge des Hügels zurückzuführen. Dann verfolgte er wieder, ohne den in einzelnen Zwiſchenräumen in der Nähe einſchlagenden Kugeln weitere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die Bewegungen der Schlacht ſo kaltblütig und ruhig, als handle es ſich um ein bloßes Manöver, das ſich nach beſtimmten Dispoſitionen vor ihm abwickelte. Nur lag ein tieferer, feierlicherer Ernſt auf ſeinen ſonſt ſo milden und freundlichen Zügen, und ſchmerzlich zuckte es um ſeine Lippen, ſo oft das Krachen einer Salve der Geſchütze herüberdrang, welche jedesmal ſo viel junges und hoffnungsvoll erblühendes Leben zerſtörte.

Schweigend und unbeweglich ſtand einige Schritte hinter dem Könige der General von Moltke. Sein feines, geiſtdurchleuchtetes Geſicht zeigte keine Unruhe, keine Erregung und Spannung. Sein klares, helles Auge verfolgte mit ſcharfen, hellen Blicken alle Bewegungen der Truppen auf dem weiten Felde, und faſt ſchien es, als habe dieſer Blick die Kraft, durch die Ferne hin die Kolonnen zu bewegen und zu leiten und den Geſchoſſen ihren Weg vorzuſchreiben.

Der General von Roon hielt ein großes Teleſkop in der Hand und blickte durch daſſelbe nach den Höhen hinter Sedan hinüber.

Hoch aufgerichtet, die Hand feſt auf den Pallaſch geſtützt, ſtand der Bundeskanzler da, der eiſerne Graf Bismarck, deſſen in langen, mühevollen Jahren vorbereitetes Werk an dieſem gewaltigen Entſcheidungstage zu ſeiner Vollendung geführt werden ſollte, freudige und ſtolze Zuverſicht ſtrahlte aus ſeinen markigen Zügen. Er wechſelte zuweilen einige Worte mit dem neben ihm ſtehenden General Sheridan, und ſeine ganze Erſcheinung trug den Stempel des Wortes, das er einſt ſo freudig in kühnem Muth geſprochen hatte: „Wenn ich daran dächte, daß die preußiſche Armee geſchlagen werden könnte, ſo würde ich nicht preußiſcher Miniſter ſein.“

Immer mehr und mehr hellte ſich der Nebel auf, welcher am Morgen die Gegend bedeckt und zuweilen die Ausſicht getrübt hatte, und immer deutlicher konnte man erkennen, daß auf allen Punkten die preußiſchen Truppen im Vorrücken waren. Immer furchtbarer rollte der Kanonendonner von allen Seiten über das Schlachtfeld hin. Dazwiſchen hörte man den eigenthümlich raſſelnden Ton der Mitrailleuſen, welche ihren Kugelregen den tapferen Deutſchen entgegenſandten, ohne ſie aufzuhalten. Man ſah Bazeilles in hellen Flammen ſtehen. Auch aus anderen Dörfern und Gehöften auf den Höhen hinter Sedan ſchlug Feuer und Dampf empor.

Immer wilder tobte die Schlacht, aber immer deutlicher zeigte ſich den Blicken der Umgebung des Königs das Vorſchreiten der deutſchen Heere zum Siege.

Es war Mittag geworden. Da ſchwieg das Feuer der zwei franzöſiſchen Batterieen, welche auf einer Höhe neben dem Dorf Floing ſtanden — eine preußiſche Batterie von ſechs Kanonen, auf den Abhängen neben der zerſtörten Eiſenbahnbrücke über die Maas, unterhalb Donchery, auf deſſen Höhe der Kronprinz von Preußen ſeine Stellung genommen, hatte dieſe erſte unter den feindlichen Geſchützpoſitionen zum Schweigen gebracht, — und unmittelbar darauf konnte man ſehen, daß auch die franzöſiſche Infanterie das Dorf Floing räumte.

Kaum war dieß geſchehen, ſo trat der General von Roon zum König heran und meldete, daß er durch ſein Teleſkop deutlich geſehen, wie hinter Sedan bei Illy die Verbindung der ſächſiſchen und preußiſchen Korps vollzogen ſei.

Ein feines Lächeln erſchien auf dem Geſicht des Generals von Moltke.

„Jetzt ſind ſie vollkommen umzingelt, Majeſtät,“ ſagte er, „auch ein Entweichen nach Mezières oder nach der belgiſchen Grenze hin iſt nicht mehr möglich. Die Entſcheidung iſt ſicher und kann nur noch eine Frage der Zeit ſein.“

Immer deutlicher wurde nun der Rückzug der Franzoſen, welche ſich von allen Seiten her nach Sedan zurück bewegten, und man ſah mehr und mehr aufgelöste Bataillone aus den verſchiedenen Dörfern und aus den Gehölzen her nach der Feſtung hineilen.

Immer ſchärfer konzentrirte ſich das Feuer der deutſchen Batterieen um die Feſtung Sedan, welche immer enger von dem Feuerkreis eingeſchloſſen wurde, der Tod und Verderben auf die franzöſiſchen Stellungen niederregnen ließ. Immer vollſtändiger wurde die Auflöſung der franzöſiſchen Kolonnen. Aber eine Flucht war für ſie ſchon nicht mehr möglich, ringsum im weiten Kreiſe waren alle Wege verſchloſſen und Alles warf ſich in dichteren und dichteren Maſſen in die Feſtung hinein.

Dann ſchienen ſich die Franzoſen noch einmal, zuletzt in verzweifeltem Widerſtand, aufraffen zu wollen, und während ſie in der letzten Zeit überall nur geſucht hatten, ihre Poſitionen gegen die verſchiedenen deutſchen Korps zu halten, begannen plötzlich von Torcy her franzöſiſche Küraſſiere, deren Helme und Küraſſe im Schein der jetzt hervorgebrochenen Sonne funkelten, einen wilden Angriff gegen fünf kleine Bataillone in Kompagniekolonnen und einige Jägerkompagnieen.

Der König trat einen Schritt vor und verfolgte durch ſein Glas dieſen Angriff der franzöſiſchen Kavalleriekolonne, welche in Schwadronsſektionen mit vernichtender Gewalt heranjagte.

„Mein Gott,“ rief der General Sheridan, zum Grafen Bismarck gewendet, „dieſe armen Teufel werden vernichtet werden! Sie können den Angriff der Küraſſiere nicht aushalten.“

„Warten wir es ab,“ ſagte Graf Bismarck ruhig.

Dann trat er etwas vor, um den Angriff zu verfolgen.

Alle Blicke dieſes großen, glänzenden Stabes des Königs richteten ſich auf den ungleichen Kampf, der ſich dort unten in der Ebene entſpann.

Immer wilder wurde der Ritt der franzöſiſchen Schwadronen. Feſt ſtanden die preußiſchen Bataillone, indem ſie nur durch eine leichte und einfach ausgeführte Bewegung die Diſtanz zwiſchen ſich ein wenig erweiterten. Hoch wirbelte der Staub empor, die geſchwungenen Pallaſche der Küraſſiere funkelten wie zuckende Blitze aus der Staubwolke.

Da endlich hatten ſie die preußiſchen Bataillone erreicht, und nun erſt gaben dieſe ein Schnellfeuer ab, welches ſie in weißen Dampf hüllte und deſſen ununterbrochenes Geproſſel trotz des Kanonendonners bis zu dem Hügel, auf welchem der König ſtand, hörbar herübertönte.

Einen Augenblick ſtutzten die Küraſſiere. Ihre Reihen ſchienen zu wanken und wandten ſich von den Bataillonen ein wenig ab, ſo daß ſie nun durch die zwiſchen denſelben befindlichen Intervalle hindurchjagten und ſich bald auf der andern Seite derſelben befanden, während ſie das ununterbrochene Schnellfeuer unausgeſetzt von allen Seiten erfaßte und verfolgte. Als die Küraſſiere hinter den Bataillonen angekommen, waren ihre Reihen gelichtet und aufgelöst, und der Weg, den ſie gemacht, war dicht bedeckt mit Menſchen und Pferden, die ſich blutend und verſtümmelt am Boden wälzten.

Schnell hatten ſich die tapferen Reiter wieder formirt, und von Neuem jagten ſie nunmehr von der andern Seite gegen die Bataillone heran. Abermals empfing ſie eben ſo ruhig, eben ſo wohl gezielt, eben ſo ununterbrochen das Schnellfeuer der unerſchrockenen kleinen Abtheilung, und abermals jagten ſie durch die Intervalle hindurch, dezimirt von den feindlichen Kugeln und bald in vollſtändiger Auflöſung nach dem Ort ihrer früheren Stellung zurückfliehend.

Da ſetzten ſich die preußiſchen Bataillone in Bewegung und im Doppelſchritt verfolgten ſie in fortwährendem Feuer die davonjagende ſchwere Kavallerie, ein wunderſamer Anblick, wie er wohl nie in der ganzen Geſchichte der Kriege ſich dem Auge eines Feldherrn dargeboten hatte. Der König ließ ſein Glas herabſinken. Sein Auge leuchtete vor Stolz und freudiger Rührung.

„Das war eine brave That,“ ſagte er, — „es ſind Bataillone des fünften Korps — ſie haben faſt Unmögliches geleiſtet, — um ſo anerkennenswerther, je tapferer dieſe franzöſiſchen Küraſſiere ſich gehalten haben.“

Der Graf Bismarck blickte lächelnd auf den General Sheridan, welcher ganz erſtaunt und kopfſchüttelnd in die Ebene hinabſah.

General von Moltke ſagte kurz:

„Ich glaube, Majeſtät, daß die Schlacht gewonnen iſt. Es handelt ſich nur noch darum, die ganze feindliche Armee in und um die Feſtung zuſammenzutreiben, wo dann ihre Kapitulation unvermeidlich ſein wird.“

Wenige Augenblicke darauf kam der Kronprinz herangeſprengt. Er ſprang vom Pferde, eilte zum Könige hin und begrüßte in tiefer Bewegung ſeinen Vater.

„Du haſt den Vormarſch Deiner Truppen auf dem linken Flügel in dem Rücken des Feindes vortrefflich geleitet,“ ſagte der König, indem er mit freudigem Stolz auf die hohe, kräftige Geſtalt ſeines Sohnes blickte, „und auch heute wieder danke ich Dir einen großen Theil des Erfolges, der mit Gottes Hülfe geſichert zu ſein ſcheint.“

Die Fürſten traten heran, und die feierliche, ernſte Stimmung, die das ganze Gefolge des Königs beherrſcht hatte, machte einer frohen und freudigen Bewegung Platz.

Alle verfolgten das immer klarer ſich entwickelnde Bild der ringsum eingeſchloſſenen franzöſiſchen Armee, welche in ſtets ſich verengendem Kreiſe um die Feſtung zuſammengedrängt wurde.

*

Der Lieutenant von Rothenſtein hatte noch vor Anbruch des Tages das Hauptquartier des Generals von der Tann erreicht und ſeine Ordre überbracht.

Noch kurze Zeit hatte er ſich in Remilly aufgehalten, um ſein Pferd zu füttern und etwas ausruhen zu laſſen. Dann hatte er gehört, daß das königliche Hauptquartier ſich während der Schlacht wahrſcheinlich in der Nähe von Frénois und Donchery befinden werde, und war auf der Straße fortgeritten, welche ſich faſt am Ufer der Maas hin über Wadelincourt hinzieht, um von dort aus das Hauptquartier zu erreichen und ſo ſchnell als möglich wieder zu ſeinem Regiment zu gelangen.

Er konnte, am Ufer der Maas hinreitend, den erſten Angriff auf die franzöſiſchen Poſitionen bei Bazeilles ſehen, und unter dem immer lauter um ihn her rollenden Donner der Kanonen ritt er weiter.

Alle die traurigen Gefühle, welche ſein Herz bewegt hatten, verſchwanden faſt in ihm bei dieſem Ritt über die einſame, ſtille Straße hin, während rings umher immer gewaltiger der Kampf entbrannte, von dem Jedermann fühlte, daß er die Entſcheidung bringen müßte. Seine Bruſt dehnte ſich weiter aus, er blickte hinüber über den Fluß, auf welchem die weißen Nebel hin und her wallten, neben dem Flammenſchein, der von Bazeilles her glühte, und das ganze Gefühl der Bedeutung dieſes Tages, des großen nationalen Kampfes kam über ihn, mächtiger und kräftiger vielleicht noch bei dieſem Ritt fern von dem Gewühl, als wenn er mitten im Gefecht des Kampfes geweſen wäre. Faſt war er beſchämt, daß er alles Denken, Trachten und Hoffen ſeines Lebens an dieſe eine Liebe gehängt hatte, wenn er hier von allen Seiten herübertönend immer ſchneller, immer lauter und erſchütternder die Geſchützſchläge hörte, bei deren jedem ſo viele Herzen zu ſchlagen aufhörten, ſo viele Herzen, die alle ſich freudig opferten für die Ehre und die Größe des Vaterlandes; hier, rings umgeben von dem Toſen der männermordenden Schlacht, welche ſo unzählige Blüten und zarte Empfindungen der Menſchenſeele zertrat, fragte er ſich, ob es denn nichts Höheres und Größeres gebe, um das Leben auszufüllen, als die Liebe zu einem Weſen, das ſich ihm nicht mit gleichem Gefühle zuwendete.

Immer freier wurde ſein Sinn und inmitten dieſes weiten Feldes, über welches der Tod als furchtbarer und unerbittlicher Herrſcher dahinſchritt, fand er in ſich den Muth und die Kraft zum Leben wieder.

Er verſuchte, von der Straße abweichend, über die bei St. Menges beginnenden bewaldeten Höhen nach der Gegend von Frénois hin zu gelangen.

Aber die einzelnen Truppen, die er hier antraf, hinderten ihn am weiteren Vorgehen. Auch waren die Wege zu verworren, um ſich in denſelben zurechtzufinden, ſo daß er nach längerem Zeitverluſt beſchloß, wieder auf die Straße zurückzukehren, um trotz des Umweges ſicherer und ſchneller nach dem Standpunkt des Hauptquartiers zu gelangen.

So kam er auf die Ebene in der Nähe von Torcy. Hier ſtanden mehrere Bataillone Infanterie und einzelne Kompagniekolonnen. Und ſchnell ritt der junge Mann an eine Kompagnie des ſechsundvierzigſten ſchleſiſchen Infanterieregiments heran.

„Herr Kamerad," rief er dem an der Spitze ſeiner Kompagnie haltenden Hauptmann zu, „wiſſen Sie, wo das große Hauptquartier hält? Mein Gott, Herr Hauptmann Steinbrunn," ſagte er, als der Hauptmann grüßend zu ihm aufblickte, „Sie hier? Ich freue mich, Sie wohl zu ſehen, und wünſche, daß Sie weiter glücklich die Gefahren des Feldzuges überſtehen."

Er reichte dem Hauptmann Steinbrunn die Hand, der herzlich ſeinen Gruß erwiederte und dann ſagte:

„Sehen Sie, dort auf jenem Hügel drüben — Sie werden die großen Gruppen der Uniformen erkennen, dort iſt Seine Majeſtät und das große Hauptquartier, ſo viel ich weiß. Sie werden gut thun, die Straße bis gegen Frénois hinauf zu reiten, um von da nach der Höhe zu gelangen.“

„Gott befohlen, Herr Kamerad,“ ſagte der Lieutenant von Rothenſtein und wandte, nachdem er noch einmal die Hand des Hauptmanns gedrückt hatte, ſein Pferd nach der Richtung hin, welche dieſer ihm bezeichnete.

Da dröhnte von der andern Seite her der Hufſchlag zahlreicher Kavallerie heran.

„Mein Gott,“ rief der Hauptmann, „franzöſiſche Küraſſiere! Sie ſtürmen hieher, ſie ſind ſchon ganz nahe! Wir müſſen ſie empfangen.“

In der That ſah man die dichten Linien in glänzenden Panzern mit den wehenden Roßſchweifen auf den Helmen heranjagen.

Ruhig und kaltblütig gab der Hauptmann die Kommandos. Der Lieutenant von Rothenſtein ritt an die Seite der Kompagnie und zog den Pallaſch. Die Soldaten ſtanden unbeweglich, die Gewehre im Anſchlag. Der Hauptmann maß mit ruhigem, ſicherem Blick die ſich mit jeder Sekunde vermindernde Diſtanz, welche ihn von den franzöſiſchen Reitern trennte.

Da waren dieſe in nächſter Nähe vor der Kompagnie angelangt. Man mußte glauben, daß im nächſten Augenblick die mit unwiderſtehlicher Gewalt daherbrauſende Maſſe der ſchweren Eiſenreiter dieſes kleine Häuflein Infanteriſten erdrücken und in die Erde ſtampfen werde.

„Feuer!“ rief der Hauptmann Steinbrunn mit feſtem, klarem Kommandoton.

Und im ſelben Augenblick blitzte es aus allen dieſen den Küraſſieren entgegengeſtreckten Gewehren. Ein dichter Hagel von Kugeln ſchlug in die feindlichen Reihen. Blitz auf Blitz folgte in Sekundenſchnelle. Man hörte keine einzelnen Schüſſe mehr, das Feuer praſſelte wie eine ununterbrochene Exploſion und wie in dichten Garben flogen die Kugeln durch die Luft.

Faſt das ganze erſte Glied der Küraſſiere ſtürzte nieder, die Folgenden drängten darüber hin. Gewaltig riſſen die Reiter ihre Pferde herum, und die ganze verderbendrohende Schaar brauste ſeitwärts hinſchwenkend an der Kompagnie vorbei, welche keinen Augenblick ihr Feuer unterbrach.

Andere Schwadronen waren in ähnlicher Weiſe von den übrigen Infanterieabtheilungen empfangen worden, und in wenigen Augenblicken befand ſich dieſe ganze Maſſe feindlicher Kavallerie hinter den ſchwachen Infanteriekolonnen, ohne daß die Glieder einer einzigen derſelben erſchüttert waren.

Einen Augenblick ſchwieg das Feuer. Die Küraſſiere formirten ſich wieder und ſtürmten von der andern Seite abermals heran.

„Feuer!“ kommandirte der Hauptmann Steinbrunn abermals kalt und ruhig, wie auf dem Exerzirplatz.

Und abermals prallten die Küraſſiere vor dieſem entſetzlichen Kugelregen zurück. Abermals ſtreiften ſie ſeitwärts an der Kompagnie vorbei, wenige Soldaten derſelben theils mit Säbelhieben, theils mit Karabinerſchüſſen niederſtreckend.+

+ Küraſſiere haben kein Karabiner.

Der Lieutenant von Rothenſtein hatte an der Seite der Kompagnie gehalten und mit flammendem Blick den ſo ungleichen Kampf der kleinen Abtheilung gegen die überlegene feindliche Kavallerie angeſehen.

Als zum zweiten Male die Küraſſiere gegen die Kompagnie heranprallten, als der Hauptmann Steinbrunn, ſeinen Degen erhebend, ſeinen Kommandoruf „Feuer“ erſchallen ließ, da wurde das Reiterblut des jungen Offiziers lebendig. Mit unwiderſtehlicher Macht riß es ihn fort, ſich in dieſen Kampf hineinzuſtürzen.

Er drückte ſeinem Pferde die Sporen in die Seiten, mit einem mächtigen Satz ſtieg das edle Thier empor und hoch den Pallaſch über ſeinem Haupte ſchwingend, ſprengte er auf die franzöſiſchen Küraſſiere ein.

Einer der feindlichen Reiter hatte eben ſeine Waffe über dem Kopf eines Infanteriſten erhoben, — ein wuchtiger Schlag von dem Pallaſch des Lieutenants von Rothenſtein ſchmetterte den erhobenen Arm nieder. Einige andere der vorbeijagenden Küraſſiere bemerkten den plötzlichen Angriff dieſes Reiters im weißen Waffenrock auf dem hoch aufſteigenden Pferde.

Sie glaubten, die preußiſche Kavallerie rücke heran, und riefen im Ton des Schreckens:

„Preußiſche Küraſſiere!“

Dieſer Ruf verbreitete ſich weiter und während die Kugeln der Kompagnie des Hauptmanns Steinbrunn in die Schwadronen einſchlugen, flogen dieſe in immer ſchnellerer Eile dahin, hart verfolgt von dieſem einzelnen Küraſſier und von dieſer kleinen Infanterieabtheilung, welche im Doublirſchritt dem Feinde nacheilte, der eine lange Spur von Verwundeten und Todten auf ſeinem Wege zurückließ.

Fortgeriſſen von dem Rauſch des Kampfes, jagte der Lieutenant von Rothenſtein weiter und weiter, nicht daran denkend, daß er ſich immer mehr und mehr von der preußiſchen Poſition entfernte und daß er, eben=

ſo wie die Feinde, die er verfolgte, dem Schnellfeuer der Infanterie ausgeſetzt wäre.

Die feindlichen Schwadronen begannen langſamer zu reiten. Einige der Küraſſiere in den letzten Linien blickten zurück und ſahen dieſen einzelnen feindlichen Offizier, der hinter ihnen herjagte. Sie warfen ihre Pferde herum und ſprengten ihm entgegen.

„Ergeben Sie ſich!" rief der erſte der franzöſiſchen Reiter, indem er ſein Pferd faſt unmittelbar vor Herrn von Rothenſtein parirte und den Karabiner auf ihn anlegte.

Ein wuchtiger Hieb, den der junge Offizier nach dem Haupt des Franzoſen führte und der vom Helm auf die Schulter hinabglitt, war die Antwort.

Der feindliche Küraſſier ſchwankte einen Augenblick im Sattel und ſank dann ſeitwärts vom Pferde hinab. Im Hinabſinken aber entlud ſich ſein Karabiner und Herr von Rothenſtein, der den ihn zunächſt Angreifenden entgegenſprengte, fühlte es wie einen warmen Strom durch ſein Knie ziehen.

Drei bis vier feindliche Küraſſiere drangen auf ihn ein.

Ein heißer Kampf entſpann ſich. Die blitzenden Klingen ſausten durch die Luft und klirrten gegen einander. Mehrere Karabinerſchüſſe krachten aus unmittelbarer Nähe gegen den jungen Mann. Ein mächtiger Schlag traf ſeinen Helm. Wie betäubt beugte er ſich vorwärts zuſammen, — noch einmal raffte er ſich empor und ſchwang ſeine Klinge wirbelnd über dem Kopf. Da fühlte er einen heftigen Schlag gegen die Bruſt, ſeine Blicke verdunkelten ſich, ſeine Gedanken ſchwanden und in jähem Sturz ſank er von ſeinem Pferde herab neben einige feindliche Reiter, welche von den Kugeln der preußiſchen Infanterie zu Boden geſtreckt waren, während ſein Pferd in blindem Lauf davonjagte.

Dieß war der Kampf geweſen, der von dem Hügel, auf welchem das Hauptquartier ſtand, bemerkt worden war und die anerkennende Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich gezogen hatte.

Der Kavallerieangriff war die letzte franzöſiſche Offenſivbewegung geweſen. Von dieſem Augenblick an ſah man die unordentlich durch einander treibenden franzöſiſchen Truppen ſich immer enger um die Feſtung zuſammenziehen, und auf allen Höhen umher blinkten die preußiſchen Helmſpitzen.

Die Schlacht war gewonnen. Die feindliche Armee war feſt eingeſchloſſen und in ihrem innern Gefüge völlig aufgelöst.

„Wir können viele Menſchenleben retten,“ ſagte der König zum General von Moltke gewendet, indem er mit einem weiten Blick das Schlachtfeld überflog, „wenn wir jetzt das Feuer der Batterieen nur noch auf die Feſtung konzentriren, um dieſe in Brand zu ſchießen und ſo die feindlichen Generale zu überzeugen, daß die Ergebung unvermeidlich iſt.“

General von Moltke neigte ſchweigend das Haupt und einen Augenblick darauf flogen die Ordonnanzoffiziere mit den Befehlen des Königs in ſcharfem Ritt nach allen Richtungen dahin.

Bald ſah man, wie von den zunächſt liegenden Batterieen zuerſt, dann immer weiter von allen Seiten her die durch die Luft fliegenden Geſchoſſe mit den weißen Pulverwölkchen über die flüchtigen franzöſiſchen Truppen hin, alle in weitem Bogen, ihren Weg nach der Feſtung Sedan hin nahmen und auf dieſen Mittelpunkt der ganzen feindlichen Aufſtellung verderbenbringend niederfielen.

Alle Blicke richteten ſich geſpannt dorthin, um den Ausgang dieſer konzentrirten Beſchießung zu erwarten.

Lange zeigte ſich keine Wirkung. Endlich ſtieg links von dem Thurme der Kirche langſam eine ſchwarze Wolke empor. In gerader Linie ſtieg ſie höher und höher, unten tief ſchwarz, oben weißlich grau ſich auseinander breitend, wie die rieſige Krone eines geſpenſtiſchen Baumes. Dann leuchtete ein rother Glutſchein auf und einige Sekunden ſpäter leckten die hellen Flammen empor.

„Jetzt iſt es Zeit,“ ſagte der König. Und ſchnell ſich umwendend, rief er den Oberſtlieutenant Bronſart von Schellendorf vom großen Generalſtab heran und befahl ihm, nach der Feſtung zu reiten und den kommandirenden franzöſiſchen General zur ſofortigen Kapitulation und Uebergabe der Feſtung und der Armee aufzufordern.

Der Oberſtlieutenant ſchwang ſich auf ſein von der hintern Seite des Hügels herangeführtes Pferd und jagte den Abhang hinab nach der auf Sedan zu führenden Chauſſee hin.

Kaum war er abgeritten, ſo ſchwieg das Feuer plötzlich in der Nähe von Sedan und zugleich erſchien ein Adjutant des bayeriſchen Brigadekommandos, welches Frénois beſetzt hielt, und meldete, daß einzelne Truppen der Brigade bereits bis auf das Glacis von Sedan vorgedrungen wären und daß auf den Mauern von Sedan die weiße Fahne aufgezogen ſei.

Der König befahl, daß bei der bayeriſchen Brigade das Feuer eingeſtellt werden ſolle, und unmittelbar darauf ſchwieg auf der ganzen langen Linie, welche Sedan umgab, eine Batterie nach der andern.

Wunderbar berührte die tiefe Stille, welche faſt plötzlich dem furchtbaren Geſchützdonner folgte.

Ernſt und ſchweigend ſtand der König da, immer über das weite Feld des blutigen Kampfes hinblickend. Nur wenige Worte wechſelte er hin und wieder mit dem Kronprinzen und den Fürſten und Generalen ſeiner Umgebung.

Da hörte man von Sedan her laute jubelnde Hurrahrufe erſchallen. Sie pflanzten ſich nach allen Seiten hin fort und drangen immer deutlicher zu dem Hügel hinauf.

Es war ſechs Uhr.

Im raſchen Trabe ritt der Oberſtlieutenant Bronſart von Schellendorf heran, ſprang vom Pferde und näherte ſich mit freudig erregter Miene dem Könige.

Die Fürſten und Generale traten heran, und die ganze Suite drängte ſich ſo nahe, als es irgend möglich und ſchicklich war, an die Gruppe, welche den König und den Kronprinzen unmittelbar umringte.

„Majeſtät,“ ſagte der Oberſtlieutenant von Bronſart im Ton dienſtlicher Meldung, aber mit einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme, „ich habe Allerhöchſtihren Befehl ausgeführt, die weiße Fahne iſt aufgezogen, die Kapitulation wird erfolgen, wie mir der

Kaiſer Napoleon geſagt hat, mit dem ich deßhalb geſprochen.“

Der König trat mit einer Bewegung des lebhaften Erſtaunens einen Schritt vor.

„Mit dem Kaiſer ſelbſt?“ fragte er. „Iſt denn der Kaiſer bei der Armee? Ich habe geglaubt, er wäre ſchon mit dem kaiſerlichen Prinzen nach Mezières gegangen, um ſich auf dieſem Wege nach Paris zurückzubegeben.“

„Eure Majeſtät halten zu Gnaden,“ ſagte der Oberſtlieutenant von Bronſart, „ich bin zum Kaiſer geführt worden und habe ihn ſelbſt geſprochen. Ein franzöſiſcher General wird mir unmittelbar folgen und einen Brief des Kaiſers überbringen.“

Der Oberſtlieutenant erzählte nun genau alle Umſtände ſeiner Begegnung und ſchilderte ausführlich den Zuſtand entſetzlicher Rathloſigkeit und Verwirrung, welche er in der Feſtung bei den Truppentheilen, die er geſehen, und bei dem kaiſerlichen Hauptquartier ſelbſt gefunden.

Freude leuchtete auf allen Geſichtern, und die ganze Umgebung des Königs theilte ſich unter einander, von der Bewegung des Augenblicks fortgeriſſen, lauter als ſonſt in der Nähe des Monarchen, ihre Bemerkungen über dieß große, folgenſchwere Ereigniß mit.

Nur der König allein ſtand ernſt da, wie tiefe Rührung zuckte es über ſein Geſicht. Stille, fromme Dankbarkeit lag in dem Blick, den er zu dem vom Abendſtrahl der untergehenden Sonne beleuchteten Himmel emporrichtete.

Von allen Seiten her drangen die immer lauteren Jubelrufe der Truppen heran.

Da ſah man auf dem Wege von Sedan her drei Reiter heranſprengen. Man erkannte die Uniform eines franzöſiſchen Generals. Neben demſelben ritt ein Trompeter, auf der andern Seite ein preußiſcher Generalſtabsoffizier.

„Es iſt der General Reille,“ ſagte der Kronprinz, welcher durch ſein Glas hinübergeblickt hatte, „der bei unſerem Beſuch in Paris zur Dienſtleiſtung bei mir kommandirt war.“

Der König neigte den Kopf.

„Ich bitte Alle, ſich zurückzuziehen,“ ſagte er mit einer Handbewegung gegen ſeine Umgebung.

Und augenblicklich trat das ganze Gefolge, ebenſo auch der Kronprinz und die Fürſten weit zurück.

Der König ſtand allein in ſeiner feſten militäriſchen Haltung auf dem Hügel. Von unten herauf fielen noch hie und da einzelne Schüſſe. Jenes leiſe Klirren und jenes unbeſtimmte, verworrene Stimmenbrauſen, welches ſtets über großen Truppenkörpern ſchwebt, zitterte durch die Luft. Es war einer jener gewaltigen Momente, in denen die Weltgeſchichte Halt macht, um einen Denkſtein aufzurichten am Wege der dahinrollenden Jahrhunderte.

Der General Reille war bis auf etwa zwanzig Schritte zum Könige herangekommen. Er hielt an, ſtieg vom Pferde und näherte ſich, das goldgeſtickte Käppi in der Hand, dem ſiegreichen königlichen Oberfeldherrn der deutſchen Heere.

„Sire,“ ſagte er mit tiefernſtem, traurigem Ton, als er vor dem Könige ſtand, der, die Hand an den Helm legend, ſeinen Gruß erwiederte, „ich habe einen Brief des Kaiſers zu übergeben, ſonſt aber weiter keinen Auftrag.“

Und er reichte ehrerbietig dem König das verſiegelte Schreiben hin, das er trug.

Der König ſtreckte die Hand nicht aus, daſſelbe zu empfangen.

„Ich habe,“ ſagte er, indem ſein Blick ernſt und feſt auf dem General ruhte, „vor Allem eine Bedingung zu ſtellen und zwar die, daß die franzöſiſche Armee ihre Waffen niederlegt.“

General Reille verneigte ſich ſchweigend.

Der König nahm den Brief, öffnete das Siegel und durchlas ſeinen Inhalt. Dann wandte er ſich rückwärts, rief den Kronprinzen, den Grafen Bismarck, General von Moltke und den Kriegsminiſter von Roon, welche raſch herantraten und ſich um Seine Majeſtät gruppirten.

Der König las den Brief vor und ſprach einige Augenblicke mit ſeinem Sohn und den herangerufenen Herren.

Dann rief Graf Bismarck den Legationsrath Grafen Hatzfeld, der ſich bei dem Gefolge befand, und nach dem Diktat Seiner Majeſtät ſchrieb dieſer auf ein Blatt ſeines Portefeuilles die Antwort nieder.

„Nun gilt es, einen Brief zu ſchreiben,“ ſagte der König, indem ein leichtes Lächeln einen Augenblick über ſeine ernſten Züge flog, „ohne Tiſch, ohne Feder und Papier.“

Schnell eilten einige Offiziere davon. Aus irgend einem in der Nähe liegenden Gehöft wurden zwei Stühle herbeigebracht. Der Flügeladjutant, Major von Alten, ſtellte dieſelben übereinander. Der Lieutenant von Guſtaedt vom Gardehuſarenregiment, welcher als Ordonnanzoffizier zum Kronprinzen kommandirt war, legte ſeine Säbeltaſche als Schreibunterlage auf den Sitz des oberſten Stuhles. Der Großherzog von Sachſen-Weimar reichte dem Könige aus ſeinem Taſchenportefeuille einen Bogen Papier und eine Stahlfeder, und ſo ſchrieb Seine Majeſtät die dem Grafen Hatzfeld diktirte Antwort ab, während Graf Bismarck zu dem General Reille hintrat und ihn mit freundlichem Händedruck begrüßte.

Als der König den Brief beendet, reichte ihm der Kronprinz ein Couvert aus ſeiner Brieftaſche. Der König verſchloß daſſelbe und trat dann zu dem General Reille hin, welcher ſich ſchnell näherte.

„Mein General,“ ſagte er, „hier meine Antwort, die ich Sie bitte, dem Kaiſer zu überbringen. Ich bedaure,“ fügte er mit mildem, freundlichem Ton hinzu, „daß ich Sie in einem ſo ernſten und für Sie ſchmerzlichen Augenblick wiederſehe. Ich habe mich,“ fuhr er fort, „ſtets gern der Zeit erinnert, wo ich in Paris die Freude hatte, Ihre Bekanntſchaft zu machen — unter anderen, freundlichen Verhältniſſen — an deren Aenderung ich keine Schuld trage.“

Auch der Kronprinz begrüßte mit Herzlichkeit den General Reille, der ſich dann mit ehrerbietiger Verbeugung vor dem Könige zurückzog und wieder, von dem Trompeter und dem Generalſtabsoffizier begleitet, auf dem Wege nach Sedan fortritt. Während die Fürſten, der Bundeskanzler und die Generale den König und den Kronprinzen umringten, brachen die unbeſchreiblichen Gefühle des ganzen Gefolges in lauten Jubelrufen aus. Man umarmte ſich, man ſchüttelte ſich die Hände, man konnte nicht Worte finden, um das auszudrücken, was die Herzen empfanden an dieſem Siegestage, der Alles überbot, was die letzten Jahre ſchon an großen Ereigniſſen herbeigeführt hatten, an dieſem Tage, der die große Armee der ſtolzen und kriegeriſchen Nation zu Boden warf und den Kaiſer, welcher Deutſchland ſo vermeſſen herausgefordert, zum Gefangenen machte.

Der König blieb ruhig, ernſt und ſtill und hörte ſchweigend die begeiſterten Worte ſeiner Umgebung an. Endlich wandte er ſich zum Grafen Bismarck.

„Ein großes, welthiſtoriſches Ereigniß hat ſich vollzogen,“ ſagte er, „aber den Frieden bringt es uns nicht, den Frieden, den die Völker ſo ſehr bedürfen und den ich ihnen ſo gern geben möchte.“

Betroffen hörten die Generale dieſe Worte des Königs, deren ernſter, faſt trauriger Ton wunderbar gegen die allgemeine freudige Stimmung abſtach.

„Endlich, Majeſtät,“ erwiederte Graf Bismarck, „wird aber der Frieden doch kommen und zwar,“ fügte er mit metalliſch klingender Stimme hinzu, „ein Friede, den keine fremden Federn verderben und verpfuſchen ſollen. Dießmal ſoll das deutſche Blut nicht umſonſt vergoſſen ſein!“

Der König neigte freundlich den Kopf und ſtand noch einige Augenblicke in ſchweigendem Sinnen da, dann befahl er, ſein Pferd vorzuführen, und ritt, vom ganzen Gefolge begleitet, während der Abend immer tiefer hereindunkelte, zu ſeinem in der Nähe von Chéhéry wartenden Wagen.

Hier befahl der König dem General von Moltke und dem Bundeskanzler Grafen Bismarck, in Donchery zurückzubleiben, um mit dem General von Wimpffen über die Kapitulationsbedingungen zu unterhandeln und am andern Tage früh den Bericht über den Abſchluß der Verhandlungen nach dem Hauptquartier zu ſenden.

Dann umarmte er noch einmal den Kronprinzen, der ſich hier verabſchiedete, und fuhr durch den bereits tiefdunklen Abend in großem Bogen nach Vendreſſe zurück, überall begrüßt von dem jubelnden Zuruf der Truppen, welche an den Weg herandrängten, ſobald ſie die dem Wagen voranſprengenden Reiter der Stabswache erkannten.

In dem von der großen Bewegung der Armee zurückliegenden Dorfe Vendreſſe war erſt ſpät die ſo wunderbare Entſcheidung des Tages bekannt geworden, — die Civilbeamten des Hauptquartiers ſtanden in Gruppen auf dem Marktplatze, die nach einander ein=

treffenden Nachrichten von der Uebergabe der Feſtung und der Gefangennahme des Kaiſers einander mittheilend und beſprechend, die Soldaten beleuchteten die Fenſter der Häuſer, indem ſie Alles requirirten, was die Einwohner an Lampen und Lichtern beſaßen, — noch machten ſich hie und da Zweifel geltend, namentlich an der Gefangennahme des Kaiſers Napoleon, da man deſſen Anweſenheit in Sedan gar nicht vermuthet hatte, — bis endlich an den erſten Häuſern der Wagen des Königs mit der Eskorte erſchien. Auf dem Marktplatze flammte ein aus aufgeſchichteten Strohbündeln raſch improviſirtes Feuer empor und beleuchtete mit ſeinem hellen Schein alle dieſe frohen, glücklichen Geſichter, die dem vorüberfahrenden ſiegreichen Kriegsherrn ihr jubelndes Hurrah entgegenriefen. Die Generale und Offiziere der königlichen Umgebung fuhren nun in raſcher Folge heran und bald verbreiteten ſich die beſtimmten und ausführlichen Nachrichten über die gewaltigen welthiſtoriſchen Ereigniſſe des Tages.

Der König war vor dem Haumont'ſchen Hauſe abgeſtiegen, die Generale und Offiziere des Hauptquartiers verſammelten ſich zum Thee, und vor den erleuchteten Fenſtern der königlichen Zimmer ſtanden neugierige Gruppen, nach den hinter den Scheiben erſcheinenden und verſchwindenden Geſtalten hinblickend und ſpähend, ob unter ihnen nicht der geliebte und bewunderte Herrſcher zu erkennen ſei.

Da ſtellte ſich die Muſik des Königs-Grenadierregiments unter den Fenſtern auf und bald erklangen durch die Nacht die Töne der mächtigen Melodie des preußiſchen Volks- und Heergeſangs: „Heil dir im Siegerkranz!“

Wunderbar ergriff dieſe Melodie alle Herzen, dieſe Melodie, die in ihren wenigen, einfachen Takten ein ganzes Buch erſchütternder Völkergeſchichte enthält, bei deren Tönen die preußiſchen Heerfahnen rauſchen und die Trophäen preußiſchen Ruhmes klirrend erbeben, — in vielen großen Augenblicken war dieſes Lied ſchon erklungen, aber noch nie hatte ein ſo voller Lorbeerkranz herrlichſten Sieges das Haupt eines preußiſchen Königs geſchmückt, noch keinem preußiſchen Könige war aus allen Herzen im lange getheilten Deutſchland ein ſo einſtimmiger Heil- und Segensruf entgegengebracht worden.

Drüben von Sedan herüber leuchtete noch rothe Glut am ſchwarzen Nachthimmel herauf — hier brannten die Lichter in feſtlichem Schein an den Fenſtern der Häuſer, — die erſte improviſirte Illumination im kleinen, ſtillen Dorfe, deren Schein bald weit ſich fortpflanzend in den Freudenfeuern des ganzen Deutſchlands wiederſtrahlen ſollte — vor der einfachen Wohnung des königslichen Feldherrn, der, mit dem Schwerte Deutſchlands umgürtet, die geeinigte Nation im alten Zeichen des Kreuzes zu ſo herrlichem Siege geführt hatte, klang das Lied einer großen Vergangenheit in die deutſche Zukunft hinein — und alle dieſe Gruppen bewegten leiſe, wie in ſtillem Gebet, die Lippen — aus allen Herzen quoll es hervor in unbeſchreiblicher Empfindung:

„Heil dir im Siegerkranz!“

Dreißigſtes Kapitel.

Während der König Wilhelm, begrüßt von dem Jubelruf ſeiner ſiegreichen Truppen, durch die erleuchteten Ortſchaften hin am Abend der Schlacht nach Vendreſſe zurückfuhr, während der General von Wimpffen voll Verzweiflung über das traurige Schickſal, welches ſeine militäriſche Carrière auf dieſe Weiſe beendete, mit dem Grafen Bismarck und dem General von Moltke über die Kapitulationsbedingungen verhandelte, während der Kaiſer Napoleon in der Geburtsſtadt Turenne's einſam über die Hinfälligkeit irdiſchen Ruhms und irdiſcher Größe nachdachte, ſank die Nacht tiefer und tiefer auf das Schlachtfeld herab, auf welchem am Tage vorher die Blüte der Jugend zweier großer Nationen im heißen Vernichtungskampf ſich gegenüber geſtanden hatte.

vide [illegible] 62

Die ſiegreichen und beſiegten Truppen hatten ſich von dieſem Felde des Schreckens zurückgezogen — die Schlacht war zu Ende. Alle die geſchlagen hatten, blickten hoffnungsfreudig oder ſchmerzvoll und finſter in die Zukunft. Sie Alle gedachten nicht mehr der vergangenen Stunden, ſie ſahen nicht das furchtbare, ſtille Nachſpiel dumpfer, verzweiflungsvoller Leiden und Schmerzen auf dem weiten Plan, auf welchem ſo viel heldenmüthige Selbſtaufopferung, ſo viel tapfere Todesverachtung geübt worden war, — Aufopferung, — Todesverachtung — wie ſchön, wie groß klingen dieſe Worte! Wie laſſen ſie das Herz höher ſchlagen in kühner Aufwallung! Wie haben ſie die Dichter aller Zeiten begeiſtert zu herrlichen Geſängen, von Homer und Pindar bis zu Körner und Schenkendorf!

Wenn das Opfer nur immer vollzogen werden könnte durch einen gewaltigen, vernichtenden Streich, wenn der Tod ſich dem Haupt der Helden nahte, wie der aus den Wolken herabzuckende Blitzſtrahl, im lichten Flammenſchein das Leben und die Empfindungen zerſtörend. Aber nicht Alle ſind auserwählt, ſo zu fallen, ſanft und freundlich berührt vom raſchen Kuß des Todesengels, der ſeine Lippen auf ihre ſtolz erhobene Stirn drückt und mit ſchneller Wendung die lodernde Fackel verlöſcht.

Anders und ſchrecklich zeigt ſich der Genius der Zerſtörung, wenn er wie ein bleiches, kaltes Geſpenſt, das Haupt umwallt von den Schlangen tauſendfacher

Qualen, einherfährt durch die Nacht über ein blutgetränktes Schlachtfeld. Glücklich die Todten, welche da auf der kalten Erde liegen, die Kugel im Herzen, das noch Tags vorher ſo liebevoll und hoffnungsreich ſchlug, die Glieder zerriſſen, welche ſo kräftig ſich ſpannten, das Gehirn verſpritzt, das die Träume künftigen Glückes erfüllte — ſie haben geendet, hinter ihnen liegt die irdiſche Welt mit ihren Freuden, aber auch mit ihren Leiden, — ſie ſind eingegangen zu ewiger Verklärung und zu ewigem Frieden, den der ſtaubgeborene Menſch vergeblich ſucht in dieſer Welt des Kampfes, der Feindſchaft, des Neides und der Bosheit.

Aber die Sterne, welche heraufziehen am nächtlichen Himmel über der Stätte des Kampfes der Menſchen, die Gott zu Brüdern geſchaffen, ſie blicken nicht nur herab auf die Todten, welche die Rechnung ihres Lebens geſchloſſen und ihre Hoffnungen und Wünſche, ihren Kummer und ihre Leiden hinüber genommen haben in den Alles verſöhnenden Schooß der Ewigkeit — der zitternde, matte Strahl der Lichter des Firmaments, welche die Hand der ewigen Allmacht und Liebe entzündete, ſenkt ſich auch nieder auf jene Tauſende, welche, von der zerſtörenden Waffe getroffen, zu Boden geſunken ſind, ohne daß die Wurzeln des Lebens durchſchnitten wurden, und welche daliegen, verſtümmelt, blutend, leidend in allen Faſern ihres Weſens, ohne das Gefühl des Bewußtſeins ihrer Leiden verlieren zu können, und welche ſtarren Blickes emporſchauen zum Himmel, die verzweiflungsvolle Frage auf den bleichen Lippen, warum ſie geboren wurden, um ſo viele Leiden zu ertragen, warum der Engel des Todes ſie nur geſtreift hat mit ſeinen Flügeln, ohne ihnen die Wohlthat der Vernichtung zu gewähren.

Dieſe Unglücklichen, einſam Leidenden und Verzweifelnden ſehen ſie nicht, die jubelnden Sieger auf der einen Seite, die finſteren Beſiegten auf der andern, — ſie ſind allein unter dem dunklen Gewölbe des Himmels, das für ihre Klagen kein Echo, für ihre Leiden keinen Troſt hat, — allein mit dem Tode, der ihnen nicht nahen wollte in der flammenden Wetterwolke der Schlacht, der wie eine kalte Schlange langſam ihre Glieder umwindet und ſich heranringelt zu dem fühlenden, leidenden Herzen, das mit der letzten Kraft ſeiner Lebenswärme in hoffnungsloſen Schlägen ſich müht und quält. —

Doch nein — wo der Himmel ſchweigt, wo die Sterne kalt und theilnahmlos herabblicken, da regt ſich die Liebe und das Erbarmen, welche Gott in ſeine Geſchöpfe legte und welche nach den Thaten des Haſſes das Werk der Barmherzigkeit beginnen. Von allen

Seiten ziehen ſie heran unter dem Zeichen des rothen Kreuzes, die Kolonnen, welche dem Dienſt der chriſtlichen Liebe geweiht ſind, die Ambulanzen mit den Aerzten, den Johannitern, den barmherzigen Schweſtern und Diakoniſſinnen, dieſen Prieſterinnen der thätigen Liebe, die den Spuren des Dämons der Zerſtörung unermüdlich folgen in reinerem und ſchönerem Gottesdienſt, als er jemals vor den Altären der hochgewölbten Dome geübt wurde. Sie bringen den Leidenden Hülfe, den Verſchmachtenden Erquickung, den Verzweifelnden Troſt und gläubige Ergebung.

Aber neben dieſen Dienern und Boten des Heils, des Lichtes und der Liebe öffnen ſich auch von der andern Seite die finſteren Abgründe des Verbrechens und aus ihnen hervor ſteigen, von den Geiſtern niedriger Habgier getrieben, jene Geſtalten hervor, welche zweifeln laſſen an der göttlichen Abſtammung unſeres Geſchlechts, und welche faſt zu dem Glauben berechtigen, daß auch der Hölle die Macht gegeben iſt, ihre Geſchöpfe in unſere zwiſchen Licht und Finſterniß ſchwebende Welt heraufzuſenden.

Hoch aufgethürmt lagen die Leichenhaufen an der Stelle, an welcher die tapferen preußiſchen Bataillone den Angriff der franzöſiſchen Küraſſiere abgeſchlagen hatten und an welcher der Lieutenant von Rothenſtein ſchwer getroffen vom Pferde geſunken war.

Stunden waren vergangen ſeit jenem wilden Kampf, einſam und ſtill war dieſe Stelle, nur von weit her drangen die Stimmen der bivouakirenden Truppen herüber, — ſtarr und bleich lag der junge Offizier in der weiß und ſchwarzen Uniform des berühmten Regiments der ſchleſiſchen Küraſſiere auf dem vom Nachtthau befeuchteten Boden. Der Helm war von ſeinem Haupt geſunken, ein Säbelhieb hatte ſeine Stirn geſtreift und ſeine Haare klebten, von Blut durchſtrömt, an ſeinen Schläfen. Er hatte die Hände auf ſeine Bruſt gedrückt, Blut rieſelte zwiſchen ſeinen ſtarren Fingern hervor und ſeine gebrochenen Augen waren von den herabgeſunkenen Lidern halb bedeckt. Um ihn her lagen franzöſiſche Küraſſiere und Pferde, — Alle tödtlich getroffen. Das Leben ſchien von dieſer Stelle gewichen und der bleiche, ſtarre Tod lag auf allen dieſen Körpern, welche noch vor kurzer Zeit von Kraft und Kampfesmuth geſchwellt waren.

Da zuckten die Augenlider des unbeweglich am Boden ausgeſtreckten Offiziers, ſie ſenkten ſich vollſtändig über die halb offenſtehenden, gebrochenen Augen herab und hoben ſich dann wieder empor. Der ſtarre Ausdruck des Todes war aus den Augen verſchwunden und mit großen, verwunderten Blicken ſchauten dieſelben in das vom Sternenſchein matt erhellte Dunkel. Ein langer, mühſamer Athemzug hob die Bruſt des jungen Mannes. Er machte eine Bewegung, um ſich emporzurichten, aber die Kraft verſagte ihm, ein ſchwerer, drückender Schmerz laſtete auf ſeiner Bruſt, er hatte ein Gefühl, als ſei ſein linker Fuß an den Boden geheftet, und ein brennender Schmerz in der linken Schulter machte ihm jede Bewegung unmöglich. Dumpfes Fieber zitterte durch ſeine Glieder und betäubte ſeine Gedanken, ein quälender Durſt dörrte ſeine Zunge und ſeinen Gaumen, und allmälig gewaltſam ſeine Gedanken ſammelnd, kam er zum Bewußtſein ſeiner Lage, — er ſah die Leichen um ſich her, er fühlte ſeine hülfloſe Einſamkeit, und der entſetzliche Gedanke, hier, umringt von den Schauern des Todes, zu verſchmachten, ließ ihn faſt die kaum wiedergewonnene Kraft des Denkens verlieren.

Dann aber regte ſich in ihm der mächtige Inſtinkt der Lebenserhaltung, welchen die Natur in jedes geſchaffene Weſen gelegt, und er verſuchte, ſich zu erheben, um irgendwie einen erquickenden Trunk zu erlangen. Aber jede Bewegung war mit unendlicher Mühe verbunden, ſeine ganze Kraft war durch Blutverluſt erſchöpft, der rechte Arm und der rechte Fuß waren die einzigen Glieder, deren Nerven und Muskeln noch dem Willen gehorchten.

Langſam richtete er ſich, auf die Hand und das Knie geſtützt, empor, mit mächtiger Anſtrengung den Schwindel überwindend, der ihn erfaßte.

Kein Bach, keine Waſſerpfütze zeigte ſich ſeinen Blicken. Nichts als zerſtampftes, trockenes Gras und verſtümmelte Leichen umher.

Aber mit ſeiner letzten Kraft kroch er, immer auf das Knie und die Hand ſich ſtützend, zu einem in ſeiner Nähe halb von ſeinem Pferde bedeckt liegenden franzöſiſchen Küraſſier, um zu verſuchen, ob in den Taſchen des Todten eine Feldflaſche zu finden ſei. Auf das gefallene Pferd geſtützt, beugte er ſich zu dem Todten hinüber, der in der krampfhaft geſchloſſenen Hand ſeinen Karabiner hielt, und deſſen Geſicht, von einer Kugel zwiſchen beiden Augen getroffen, ihn in gräßlicher Verzerrung anſtarrte.

Er überwand den Schauder vor dieſem furchtbaren Anblick, und indem er ſich mit der Bruſt auf das todte Pferd lehnte, ſenkte er ſeine Hand in die Uniformtaſche des gefallenen Soldaten, und der todte Feind bot ihm hier, ſo fern von aller Hülfe der Lebenden, die erſehnte Labung. Er fand eine kleine, mit Korbgeflecht umzogene Flaſche. Mühſam öffnete er dieſelbe mit den

Zähnen und ſog mit durſtigem Zug den darin befindlichen Rothwein ein.

Ein neues Gefühl des Lebens durchſtrömte ihn, ſeine Blicke wurden freier, ſeine Gedanken klarer, ſein Blut begann zu rollen und die Hoffnung hob das in dieſem zertrümmerten Körper faſt erſtarrte Herz zu neuen Schlägen empor. Er ſtrengte ſeine ganze Kraft an, um einen Hülferuf erſchallen zu laſſen, der vielleicht die Sanitätskolonnen zu ſeiner Rettung herbeiziehen konnte, aber es drang nur ein matter Ton aus ſeinen Lippen und traurig ließ er den Kopf auf den Sattel des todten Pferdes ſinken.

Der Trunk aus der Feldflaſche des franzöſiſchen Küraſſiers hatte zwar ſeine Kräfte geſtärkt und neue Lebenswärme durch ſeine Glieder ſtrömen laſſen, aber er begann nun auch den Schmerz ſeiner Wunde zu fühlen, welchen er in ſeiner frühern Betäubung kaum empfunden hatte, und ſein ganzer Körper erzitterte unter dem ſchneidenden Wehgefühl in ſeinen verwundeten Gliedern. Der Schmerz wurde ſo überwältigend, daß von Neuem ſeine Sinne ſich verwirrten. Er verſank in einen traumartigen Zuſtand, eine glühende Hitze erfüllte ſeinen Kopf, heiße Athemzüge ſtrömten aus ſeinem Munde und wunderbar verworrene Phantaſiebilder ſtiegen vor ſeinem Geiſte auf. Er ſah einzelne Momente ſeines vergangenen Lebens mit photographiſcher Treue vor ſich, in raſcher Folge flogen ſie an ihm vorüber, bis endlich ein kleines, blühendes Roſengebüſch vor ihm erſchien, — inmitten deſſelben ſtand eine Geſtalt in weißem Gewande. Sie hatte das Geſicht abgewandt, aber dennoch erkannte er dieſe Geſtalt, er ſah die Züge dieſes Geſichtes, obgleich ſie ihm nicht zugekehrt waren, wie es ſich ſinnend zu den Blumen herabbeugte.

In zitternder, athemloſer Bewegung blickte er auf dieſe Geſtalt hin, da wandte ſie ſich um und ſchwebte wie von duftigem Wolkenhauch getragen zu ihm heran. Ein warmes Licht glänzte ihm aus ihren Augen entgegen, ſie reichte ihm eine weiße Roſe — ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, er ſtreckte ſeine Hand aus, um die kalte, traurige Blüte zu empfangen, aber wie er ſie berührte, da erglühte die Blume in dunklem Purpur und ſtrömte ihm einen Duft entgegen, der alle ſeine Sinne mit Entzücken erfüllte — und der purpurne Glanz der Roſe leuchtete auf dem bleichen Antlitz der holden Geſtalt wieder, die ſich ihm entgegenbeugte. Ein Strom von Liebe ergoß ſich aus ihren Augen, er fühlte den warmen Athem ihres Mundes an ſeiner Stirn — — —

Da drangen Stimmen an ſein Ohr — wie zurückkehrend aus einer andern Welt öffnete er die Augen —

die Erinnerung ſeiner Lage kam ihm zurück, freudige Hoffnung durchſtrömte ihn — es waren ja Menſchen in der Nähe, die Rettung war gewiß.

Er ſah dunkle Geſtalten, welche ſich über die Todten beugten, ſie trugen kleine Blendlaternen in den Händen, deren helles Licht ſeine flackernden Streifen über das Feld hinſendete.

Mit aller Kraft, deren er fähig war, erhob er das Haupt und ſtieß einen langen, durch die Nacht hin hallenden Hülferuf aus.

Und der Ruf wurde gehört. Eine der Geſtalten wendete ihre Laterne nach ihm hin und kam mit ſchnellen, leiſen Schritten heran. Es war ein Mann in einem dunkeln Mantel, einen runden Hut tief in das Geſicht gedrückt. Ihm folgte raſch eine weibliche Geſtalt.

Der verwundete Offizier glaubte eine Diakoniſſin zu erkennen, und erſchöpft von der Anſtrengung und der Aufregung ſchloß er die Augen.

Da fühlte er ſich berührt an ſeinem verwundeten Arm. Ein jäher Schmerz durchzuckte ihn, raſch ſchlug er die Augen wieder auf und wollte den Mund öffnen, um ſeinem Retter zu danken. Aber was er vor ſich ſah, waren nicht das Bild eines helfenden Arztes, nicht die ſanften Züge einer barmherzigen Schweſter.

Der Mann, welcher, über ihn gebeugt, ſeinen Arm hielt, hatte ein graugelbes Geſicht mit ſtarken, unheimlichen Zügen, ſeine tiefliegenden Augen funkelten wild und ſchauerlich unter der breiten Hutkrämpe hervor und in ihrem Blick lag nichts von helfender, erbarmender Liebe.

Neben ihm kniete, vom Schein der brennenden Laterne beleuchtet, ein mageres, häßliches Weib, ihre grauen Haare hingen verworren um den Kopf, ihre gelben, knöchernen Arme waren mit Blut befleckt, blutiger Schlamm lag auf ihrem Geſicht und machte deſſen wilden Ausdruck noch entſetzlicher.

„Hier werden wir etwas finden,“ ſagte der Mann mit heiſerem Ton in dem franzöſiſchen Patois der Gegend, „hier iſt eine Uniform mit Silbertreſſen — hier wird eine Uhr, hier wird Geld ſein.“

„Schnell, ſchnell,“ rief das Weib, „dort hinten bewegt ſich etwas auf dem Felde. Man wird kommen, um die Verwundeten zu ſuchen. Wir haben nicht mehr viel Zeit.“

Mit ſchnellem, geſchicktem Griff öffnete der Mann den Küraß, nicht achtend des ſchmerzvollen Stöhnens, das der verwundete Offizier, der von Entſetzen faſt gelähmt war, ausſtieß.

„Hier erſt die Ringe!“ rief das Weib, das den Handſchuh von der linken Hand des Herrn von Rothenſtein geriſſen hatte, — „das iſt ein guter Fund," — und raſch zog ſie den Siegelring von dem Finger des jungen Mannes und warf ihn in einen Sack, der um ihre Schultern hing.

„Hier iſt noch ein Ring," ſagte ſie dann, „es iſt ein Diamant, groß und werthvoll — —"

Und ſie verſuchte, einen kleinen Ring mit einem à jour gefaßten Diamant von dem kleinen Finger des Verwundeten zu ziehen.

„Er ſitzt feſt," rief ſie, „wir haben keine Zeit. Das Meſſer her!"

Der Mann reichte ihr ein großes, ſcharfes Meſſer.

Mit einem ſchnellen Schnitt trennte ſie die Haut von dem Finger und riß den Ring herunter.

Herr von Rothenſtein zuckte zuſammen und ſtieß einen gellenden Schrei aus.

„Verdammt," rief der Mann, „er wird uns die Patrouillen auf den Hals rufen! Drück' ihm die Kehle zu!"

Das Weib ſtürzte ſich über den Verwundeten her und umſpannte ſeinen Hals mit einem ſo zähen Griff ihrer dürren Finger, daß ſie ihn erwürgt haben würde, wenn nicht der ſtarke Kragen ſeiner Uniform den Druck gemildert hätte.

Der Mann hatte inzwiſchen unter der Uniform die

Uhr des Verwundeten hervorgezogen und taſtete auf ſeiner verwundeten Bruſt umher, um zu ſuchen, ob er noch andere Werthgegenſtände finden könnte.

Herr von Rothenſtein trug an einer goldenen Kette in einem Etui die weiße Roſe, welche ihm einſt Gräfin Gabriele im Garten von Renſenheim gegeben. Dieß Etui hatte eine Kugel von dem Herzen des jungen Mannes abgehalten und ſeitwärts gelenkt, es hing plattgedrückt an der Bruſt herab, — der Mann entdeckte es und verſuchte es von der Kette loszureißen.

Da erwachte in dem verwundeten Offizier die letzte Kraft der Verzweiflung, als er dieſe heilige Erinnerung ſeiner Liebe von den räuberiſchen Händen der Unmenſchen bedroht ſah. Er erhob ſeine unverwundete rechte Hand, um ſich zu vertheidigen, und ſtieß dabei an den Karabiner des todten Franzoſen. Mit übermenſchlicher Anſtrengung löste er deſſen ſtarre Finger von der Waffe, hob den Lauf des Gewehrs gegen den Kopf des über ihn gebeugten Mannes und drückte den Stecher. Der Karabiner entlud ſich, die Kugel durchdrang den Kopf des Räubers, der mit einem kurzen Schrei ſich hoch aufbäumte und dann als eine lebloſe, ſchwere Maſſe auf den Verwundeten niederfiel.

„Verdammter Preuße!“ rief das Weib, indem ſie ihre Finger ſo feſt um den Hals des Herrn von

Rothenſtein drückte, daß derſelbe Athem und Beſinnung verlor.

Aber bereits klangen von der andern Seite Stimmen herüber und das rothe Licht von Fackeln durchdrang die Nacht. Der Schuß war gehört worden. Der Galopp eines Pferdes erſchallte in unmittelbarer Nähe.

Raſch ſprang das Weib empor, ſtieß einen kurzen Pfiff aus, ſchloß ihre Blendlaterne und verſchwand wie ein geiſterhafter Schatten in dem Dunkel der Nacht.

Auch die anderen Laternen, welche in einiger Entfernung wie zitternde Irrlichter über den Leichen hin und her geſchwebt hatten, erloſchen.

Wenige Augenblicke darauf ſprengte ein Reiter in der Uniform der Johanniter, die weiße Binde mit dem rothen Kreuz um den Arm, heran, parirte ſein Pferd vor den Leichen, welche den verwundeten Offizier umgaben, und rief mit lauter Stimme:

„Woher der Schuß? Was geht hier vor?“

Herr von Rothenſtein, halb erſtickt durch den letzten Griff, mit welchem das geflüchtete Weib ſeinen Hals umſpannt hatte und erdrückt von der Laſt des über ſeine Bruſt geſtürzten Mannes, hatte nur die Kraft, in einer letzten Anſtrengung mit heiſerer Stimme zu rufen:

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!“

Der Reiter ſprang aus dem Sattel, zog ſeinen

Säbel und näherte ſich, ſein Pferd am Zügel haltend, langſamen und vorſichtigen Schrittes dem Verwundeten.

Befremdet blickte er, das Auge anſtrengend, durch die Dunkelheit auf alle dieſe lebloſen, unbeweglichen Geſtalten und ſchien ſich keine Rechenſchaft darüber geben zu können, von welcher von ihnen der erſtickte Hülferuf ausgegangen ſei, den er ſoeben vernommen.

Er taſtete umher, bis ſeine Hand endlich das noch lebenswarme Geſicht des Herrn von Rothenſtein berührte.

„Mein Gott,“ rief er, den todten Körper, welcher auf dem jungen Manne lag, zur Seite werfend, „wer ſind Sie? Was iſt hier vorgegangen?“

„Preußiſcher Offizier,“ flüſterte Herr von Rothenſtein leiſe, ohne die Augen öffnen zu können, — „Räuber —“

Die Stimme verſagte ihm, er verſank in tiefe Ohnmacht.

„Hierher,“ rief der Johanniter laut über das Feld hin, „hierher, ſchnell zu Hülfe!“

Aus dem dunklen Schatten der Nacht fuhr raſch ein großer, mit Stroh gefüllter Leiterwagen heran. Einige Verwundete waren bereits auf die Strohbündel gebettet, zwei barmherzige Schweſtern ſaßen auf dem Wagen, Aerzte und Mannſchaften der Krankenträgerkompagnie mit Fackeln folgten.

Licht fiel auf den Ort des Schreckens. Man ſah die todten franzöſiſchen Reiter, auf dem gefallenen Pferde den preußiſchen Küraſſieroffizier, und gekrümmt daneben liegend den Leichnam des Räubers, mit verzerrten Geſichtszügen und durchſchoſſenem Kopf.

„Entſetzlich,“ rief der Johanniter, ein junger Mann mit bleichen, regelmäßigen Geſichtszügen, blauen Augen und blondem Vollbart, — „wir ſind gerade zur rechten Zeit gekommen, um ein furchtbares Verbrechen zu verhüten und vielleicht einen tapferen Landsmann zu retten. Kommen Sie her, Doktor, und ſehen Sie, was zu thun iſt.“

Der Arzt trat heran. Die barmherzigen Schweſtern waren vom Wagen geſtiegen und warteten, bis ihre Hülfe nöthig ſein würde.

Der Doktor kniete neben dem Verwundeten, legte die Hand an ſeine Stirn und betaſtete prüfend ſeine Glieder.

„Er iſt ſchwer verwundet,“ ſagte er, — „aber es iſt Leben in ihm. Wir müſſen verſuchen, ihn zu retten. Für’s Erſte gilt es, die Lebenskraft ein wenig zu ſtärken, damit er den Transport aushält.“

Er öffnete eine an ſeinem Hals hängende Feldflaſche, aus welcher ein ſtarker, aromatiſcher Duft hervordrang, und hielt ſie an die Lippen des Verwundeten.

„Ein feuchtes Tuch, um ſeine Stirn zu kühlen!“ rief er dann, während Herr von Rothenſtein Tropfen für Tropfen die belebende Flüſſigkeit einſog.

Schnell eilte eine der barmherzigen Schweſtern, ein weißes, mit Waſſer und Eſſig getränktes Tuch in der Hand, herbei.

Der Doktor zog die Flaſche zurück. Die barmherzige Schweſter beugte ſich über den Verwundeten und legte das Tuch um ſeine Stirn, während der Johanniter eine Fackel ergriffen hatte, deren Strahl die Szene hell beleuchtete.

Als die barmherzige Schweſter den kühlenden Umſchlag um die blutende Stirn des Verwundeten legte, zuckte ſie wie im jähen Schreck zuſammen, ein leiſer Schrei drang aus ihren Lippen, und ſie machte eine Bewegung, als wolle ſie aufſpringen und ſich zurückziehen. Dann aber beugte ſie ſich wieder vor und drückte das Tuch mit ihren beiden Händen feſt auf das Haupt des Verwundeten.

Herr von Rothenſtein ſchlug langſam die Augen auf. Sein träumender, unſicherer Blick fiel auf das von dem Fackelſchein beleuchtete Geſicht der barmherzigen Schweſter -- ſeine Augen öffneten ſich weit und groß, als ſähe er eine überirdiſche Erſcheinung vor ſich. Ein Ausdruck unendlichen Glückes erleuchtete ſein bleiches, in ſchmerzlichen Linien verzogenes Geſicht und leiſe, kaum hörbar, als fürchte er, durch den Ton ſeiner Stimme die vor ihm erſcheinende Viſion zu verſcheuchen, flüſterte er:

„Gabriele — Gabriele — Sie hier — o, mein Traum, mein Traum, — er iſt Wahrheit, glückliche, ſelige Wahrheit geworden!“

In unbeſchreiblicher Verwirrung blickte die barmherzige Schweſter in das verklärte Geſicht des Verwundeten. Unbeweglich kniete ſie vor ihm, die Hände an ſeine Schläfen gedrückt, während der Doktor die in der Nähe liegenden franzöſiſchen Küraſſiere unterſuchte, ohne eine Spur von Leben in ihnen zu entdecken.

Herr von Rothenſtein ſuchte mit ſeiner rechten unverwundeten Hand auf ſeiner Bruſt. Er fand das goldene, von der feindlichen Kugel plattgedrückte Etui, hob daſſelbe empor und rief mit fieberhaft leuchtenden Blicken: „Hier, Gabriele, hier die weiße Roſe — ſie hat auf meinem Herzen geruht, ſie hat den Tod von demſelben abgewehrt, ſie iſt roth geworden, roth von meinem Blut —“

Noch immer kniete Gabriele unbeweglich vor ihm, aber in dem Schein der Fackel färbte ſich ihr zartes, bleiches Geſicht mit dunklem Purpur, und aus ihren Augen ſtrahlte im warmen Wiederſchein die helle

Glut zurück, welche aus den Blicken des Verwundeten leuchtete.

„So war mein Traum,“ rief Herr von Rothenſtein mit kräftiger Stimme, — „ſo habe ich Sie geſehen! Es iſt Wahrheit, glückliche Wahrheit!“

Ein zitternder Schauer flog durch ſeinen Körper. Langſam ſenkten ſich ſeine Augenlider herab — — ſeine Kraft war erſchöpft.

„Sie haben einen Bekannten wiedergefunden?“ fragte der Johanniter in höflichem Ton, durch welchen eine innige, bewegte Theilnahme hindurchklang, als Gabriele ſich erhob und, den Blick fortwährend auf den bleichen, jungen Mann gerichtet, in unruhiger Verlegenheit daſtand.

„Es iſt Herr von Rothenſtein,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme, „den ich oft im Hauſe meiner Eltern geſehen.“

„Ich bin der Baron von Rantow,“ ſagte der Johanniter, ſich artig verneigend, „und darf vielleicht um den Namen Ihrer Eltern bitten?“

„Mein Vater iſt der Graf Spangendorf,“ erwiederte Gabriele, „ſein Gut liegt am Rhein, und Herr von Rothenſtein ſtand früher bei den Huſaren in Düſſeldorf.“

„Wir müſſen ihn retten,“ rief der Baron von Rantow. „Und es wird gelingen; haben wir ihn aus den

Händen dieſer unmenſchlichen Leichenräuber befreien können, ſo hat die Vorſehung nicht gewollt, daß er ſterben ſollte.“

Er rief die Krankenträger heran.

Herr von Rothenſtein wurde ſorgſam und vorſichtig auf das Strohlager des Wagens gehoben, Gabriele ſetzte ſich neben ihn, Herr von Rantow ſtieg zu Pferde, und der Zug bewegte ſich weiter über das Schlachtfeld hin, um die Verwundeten unter Obdach und zu heilender Pflege zu führen.

55
53
108
52

Einunddreißigſtes Kapitel.

Die Stille der Nacht hatte ſich auf das große Schlachtfeld gelegt, über welches am Tage vorher die markerſchütternden Töne des Kampfes, des Entſetzens, des Todes nach allen Richtungen hin wiederhallt waren. Die Sterne blickten ruhig und ſtill aus den Fernen des Himmels, wo ſie in dem Frieden ewiger Ordnung und Harmonie ihre Bahnen durchlaufen, herab auf dieſen kleinen Theil der Erde, in welchen ſoeben die Weltgeſchichte mit blutigen Lettern eines der Urtheile eingegraben hatte, die in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts die Abſchnitte zwiſchen den einzelnen Epochen des Völkerlebens bezeichnen.

Ruhiger und ruhiger war es auf den Schlachtfeldern geworden. Auch jenes leiſe Summen, welches ſtets über einer nach Tauſenden und Tauſenden zählenden Menſchenmenge in geheimnißvoll ſchwellenden und ſinkenden Tönen ſchwebt, jenes leiſe Klirren der Waffen, welches die Bewegungen der Truppentheile in der Stille der Nacht auch in weite Entfernung hin vernehmen läßt, war allmälig verſtummt.

Alle dieſe Krieger, die am Tage vorher in faſt übermenſchlichem Ringen den glänzendſten und entſcheidendſten Sieg erkämpft hatten, den die Annalen des deutſchen Volkes aufweiſen können, den erſten, der von allen Stämmen der Nation in gemeinſamer, einmüthiger Verbindung unter einiger, frei und freudig anerkannter Führung erfochten war: ſie Alle hatten für die Nacht ihre Quartiere oder ihre Ruhelager gefunden und ruhten aus im tiefen Schlaf von der furchtbaren Blutarbeit.

Nur weit herüber aus der, von den verzweifelnden, phyſiſch und moraliſch gebrochenen franzöſiſchen Truppen dicht erfüllten Feſtung klangen von Zeit zu Zeit unruhige, wilde Laute, wie die Schmerzensſeufzer eines im Fieberwahn ringenden Rieſen. Die Flammen brennender Dörfer ſtiegen zum Himmel auf und einzelne Schüſſe krachten hin und wieder durch die ſchweigende Nacht, deren Stunden gleichmäßig dahinzogen, während nach den blutigen Thaten des Haſſes und des Streites am Tage jetzt in ſtiller Nacht die barmherzige Liebe ihr ſegensreiches Werk unermüdlich fortſetzte — während die Sanitätskolonnen mit ihren Wagen, begleitet von den barmherzigen Schweſtern und Diakoniſſinnen, über das Schlachtfeld dahinzogen, den armen, verſchmachtenden Verwundeten Hülfe und Beiſtand bringend und ſie fortführend von der kalten, blutgedrängten Erde nach den überall errichteten Lazarethen und Verbandplätzen.

Auch dieſe welthiſtoriſche Nacht zog vorüber, eben ſo gleichmäßig wie ſo viele andere Nächte, welche eine friedlich ruhende Welt umſchloſſen.

Das Morgengrauen des 2. Septembers — dieſes Tages, der durch die Jahrhunderte der Zukunft hin wie eine ewige Denkſäule hohen Ruhmes, wie ein Markſtein einer neuen Zeitepoche daſtehen wird — begann am Horizont aufzuſteigen. Die Signale der Reveille ertönten rings umher, die vielſtimmigen Laute der erwachenden Bivouacs klangen über das weite Feld hin. Ueberall begann ſich das vielgeſtaltige militäriſche Leben zu regen, noch lebendiger, noch bewegter durch die Spannung, in welcher dieſe Soldaten ſich befanden, welche alle fühlten, daß ein gewaltiges, die Welt in ihren tiefſten Fugen erſchütterndes Ereigniß ſich hier vollzogen habe, welche wußten, daß der Kaiſer Napoleon dem Könige ſeinen Degen angeboten habe, daß über die Kapitulationsbedingungen verhandelt werde, und welche alle von dem heraufdämmernden Tage die endliche Entſcheidung dieſes furchtbaren Völkerkampfes erwarteten.

Der Kaiſer Napoleon hatte in tiefer Abſpannung die erſten Stunden der Nacht ruhend verbracht. Schon vor vier Uhr Morgens aber hatte er ſeine Aerzte rufen laſſen, ſich dann angekleidet und ſeinen Wagen befohlen.

Als er unter die im Vorzimmer verſammelten Generale ſeiner Umgebung trat, ſah er trotz ſeiner gebückten, zuſammengeſunkenen Haltung, trotz der eingefallenen Züge ſeines aſchfarbenen Geſichtes friſcher als ſonſt aus und ein faſt heiteres Lächeln lag auf ſeinen Lippen, als er, das Haupt neigend, die Generale begrüßte. Es ſchien, daß er die endlich gefallene Entſcheidung, ſo ſchwer ſie war, leichter ertrüge, als die vorhergegangene Unruhe und Aufregung, — als fände er eine Beruhigung, eine Art von Glück in dem Gedanken, nun von der Bühne abtreten zu können und unter dem Schutze der Gefangenſchaft dem unabänderlichen Schluß des Fatums gegenüber nur Menſch zu ſein und ſeine körperlichen Leiden zu heilen.

Der General von Wimpffen trat in das Vorzimmer und näherte ſich dem Kaiſer. Man ſah ihm an, daß er die ganze Nacht gewacht und die Kleider nicht gewechſelt hatte.

„Sire,“ ſagte er mit dumpfer Stimme, „noch wenige Stunden und die Friſt iſt abgelaufen, die der General Moltke mir geſtern Abend gegeben, — ich habe die Kommandanten der Korps gehört, faſt ohne Ausnahme ſtimmen ſie für die Nothwendigkeit der Kapitulation — und doch,“ rief er, indem ſein brennendes Auge ſich mit Thränen füllte, — „doch kann ich den Entſchluß nicht finden, meinen Namen unter dieß entſetzliche Dokument zu ſetzen!“

„Seien Sie ruhig, mein General,“ ſagte Napoleon, „die Geſchichte wird die eiſerne Nothwendigkeit erkennen, die Sie heute zwingt, die Folgen einer Kataſtrophe zu tragen, an welcher Sie keine Schuld haben. Sie können in Wahrheit ſagen: Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht. Wollte Gott,“ fügte er leiſer hinzu, „daß Jeder heute in Frankreich ſo daſtünde wie Sie! Doch noch iſt vielleicht eine Milderung möglich — ich will hinausfahren, um den König Wilhelm aufzuſuchen, vielleicht kann ich noch günſtigere Bedingungen für die Armee erlangen, — ein längerer Aufenthalt hier wäre für mich ohnehin nicht geziemend, nachdem ich dem Könige meinen Degen angeboten. Laſſen Sie uns gehen, meine Herren. — Leben Sie wohl, General,“ ſagte er, dem General Wimpffen die Hand drückend, — „ſeien Sie meiner Anerkennung und Dankbarkeit gewiß!“

Ohne ſich auf den Arm eines ſeiner Adjutanten zu ſtützen, ſtieg er die Treppe hinab.

General Wimpffen blieb in finſterem Sinnen im Zimmer zurück.

Der Platz vor der Maïrie war noch leer, — einzelne ermüdete Soldaten lagen in feſtem Schlaf auf der Erde; die kaiſerlichen Equipagen ſtanden da ſo friſch, als gelte es eine Spazierfahrt in's Bois de Boulogne, — die Hundertgarden waren verſchwunden, — keine Eskorte umgab die Kaleſche des Kaiſers, keine Deputation der Stadt war da, um ihn zu begrüßen, — die Statue Turenne's ſtand da in eherner Ruhe, das Haupt verhüllt von den wallenden Schleiern der Morgennebel.

Der Kaiſer ſtieg leiſe fröſtelnd in den Wagen, die Generale Reille, Caſtelnau und der Prinz von der Moskowa nahmen neben ihm und ihm gegenüber Platz — die übrigen Offiziere des Gefolges folgten theils in den anderen Wagen, theils zu Pferde, — und ſo ſchnell, als es die zuweilen durch Trümmer und Leichen verſperrten Straßen erlaubten, bewegte ſich dieſer Leichenzug einer zwanzigjährigen Kaiſerherrlichkeit nach dem Thore hin. Hier war keine alte Garde, wie ſie einſt im Hofe von Fontainebleau den von ſeinem ſtolzen Throne herabſteigenden erſten Kaiſer mit thränenden

Augen umringte. Die Adler ſenkten ſich nicht zum letzten Scheidegruß des Feldherrn — ſtumm in die Ecke ſeines Wagens zurückgeſunken fuhr der Erbe des Namens und des Reiches Napoleon's I. dahin, die einzelnen ſchlaftrunkenen, ermatteten und hungrigen Soldaten, an deren Gruppen er vorüberkam, wendeten ſich ab, — oder ballten, mit einer Verwünſchung auf den Lippen, die Fauſt nach dem kaiſerlichen Wagen hin.

Napoleon ſchien das Alles nicht zu ſehen, — ſeine Augenlider waren tief herabgeſunken, — ſein Kopf auf die Bruſt geneigt, es ſchien, als ob er ſchliefe, — die Generale blickten finſter auf dieſe aufgelösten Reſte einer noch vor Kurzem ſo ſtolzen, ſo ſiegesfreudigen, ſo ergebenen Armee hin.

Man fuhr durch das Feſtungsthor und aus den letzten Werken heraus. Hier waren dichtere Gruppen von Soldaten aller Waffen verſammelt — oft drängten ſie wild an den Wagen des Kaiſers heran; die Hände erhebend, die Augen funkelnd von Haß und verzweifelter Wuth, überſchütteten ſie den beſiegten Cäſar, zu deſſen Fahnen ſie Alle geſchworen, mit ihren Verwünſchungen.

Die berittenen Offiziere ſprengten an den Schlag, im ſchärfſten Trabe eilte der Zug dahin und war bald auf der freien Straße angelangt.

Napoleon athmete tief auf — ſah mit einem unbeſchreiblichen Blick nach der Feſtung zurück und zündete dann eine Cigarrette an, die er ruhig und bedächtig aus ſeinem Etui nahm und zu der der General Reille ihm Feuer reichte.

Nach wenigen Augenblicken wurden die voranſprengenden Piqueurs angerufen — man war an eine weit vorgeſchobene preußiſche Feldwache gekommen.

Der Offizier trat an den Wagen.

„Wo iſt der König?“ fragte Napoleon in deutſcher Sprache mit dem ihm eigenthümlichen bayeriſchen Accent.

Erſtaunt über dieſe unerwartete Anrede des Kaiſers erwiederte der Offizier, daß es ihm unbekannt ſei, wo das große Hauptquartier ſich befinde, ſo viel er vermuthe, könne daſſelbe in Donchery ſein.

Der Kaiſer neigte dankend den Kopf, griff an ſeine Mütze und befahl, nach Donchery zu fahren.

Wie ein Lauffeuer hatte ſich die Nachricht von ſeiner Anweſenheit unter den in der Nähe bivouakirenden preußiſchen Abtheilungen verbreitet, — die Soldaten eilten an die Straße heran und blickten neugierig, aber ernſt und ruhig auf dieſen Zug hin — den ſchönſten Triumphzug des Ruhmes deutſcher Waffen. Aber man hörte keinen Laut, keinen kränkenden Ruf aus den dichten Reihen dieſer ſiegreichen Truppen — ſchweigend ließen ſie den beſiegten Kaiſer an ſich vorüberziehen, den Urheber dieſes blutigen Krieges, der ſo viele ihrer Brüder ſchon dahingerafft hatte, — ſie Alle fühlten, daß hier die Thatſache lauter ſprach als jedes Wort, und daß Achtung vor dem beſiegten Gegner die höchſte Ehre einer großen und tapfern Armee iſt.

Der Kaiſer war bis vor Donchery gefahren, ohne ermitteln zu können, wo das königliche Hauptquartier ſei.

Er ließ halten, — ein Zug von Wagen bedeckte die Straße und auf dieſen Wagen ſtand mit großen Buchſtaben zu leſen: „Königlich preußiſche Feldpolizei“. Napoleon blickte mit einem gewiſſen neugierigen Intereſſe auf dieſe Wagen hin, — unſchlüſſig wollte er ſich eben mit einer Frage an einen neben denſelben ſtehenden Beamten wenden, als in raſchem Trabe zwei Reiter von Donchery aus heranſprengten.

„Graf Bismarck!“ ſagte der General Reille zum Kaiſer gewendet, indem er auf die Chauſſee hindeutete.

Der Kaiſer richtete ſich auf und erkannte die hohe Geſtalt des Bundeskanzlers in der Küraſſieruniform mit dem gelben Kragen, den Stahlhelm auf dem Haupt.

Graf Bismarck parirte ſein Pferd ganz in der Nähe des kaiſerlichen Wagens, ſprang herab und trat an den Schlag, indem er den Helm abnahm und den

Kaiſer, der ebenfalls das Käppi vom Haupt nahm, ehrerbietig begrüßte und nach den Befehlen Seiner Majeſtät fragte.

„Ich möchte den König ſehen,“ ſagte Napoleon, „der, wie mir geſagt worden, in Donchery ſein ſoll.“

Als Graf Bismarck bemerkte, daß das Hauptquartier des Königs drei Meilen rückwärts von Donchery läge, flog ein Ausdruck von Verſtimmung und getäuſchter Erwartung über das Geſicht des Kaiſers — dann fragte er, wohin er ſich vorläufig begeben könne, und der Graf ſtellte ihm ſein eigenes Quartier in Donchery zur Verfügung, worauf der Wagen in langſamem Schritt nach der Stadt hinfuhr, während Graf Bismarck wieder zu Pferde ſtieg und zur Seite des kaiſerlichen Wagens ritt.

Der Kaiſer blickte unruhig und verlegen umher.

Etwa hundert Schritte vor der Stadt befahl er zu halten, deutete auf ein an der Seite der Straße liegendes Arbeiterhaus und fragte, ob er nicht in demſelben bleiben könne.

Graf Bismarck ſendete den Legationsrath Grafen Bismarck-Bohlen, der hinter ihm ritt, hinauf, um das Haus zu unterſuchen, und auf die Meldung, daß keine Verwundeten in demſelben befindlich ſeien, ſtieg der Kaiſer aus, ſchritt langſam dem Hauſe zu und erſuchte den Grafen Bismarck, ihm zu folgen, während die Generale ſeines Gefolges vor der Thür ſtehen blieben.

Napoleon und der Graf traten in ein kleines Zimmer, das nichts enthielt als einen Tiſch und zwei Stühle — Graf Bismarck mußte ſich bücken, um durch die niedrige Thür zu ſchreiten.

Matt und erſchöpft ließ ſich der Kaiſer auf den einen dieſer Stühle niederſinken, während Graf Bismarck auf ſeinen Wink neben ihm Platz nahm.

Der Kaiſer ſpielte einen Augenblick mit ſeinen nervös zitternden Fingern, als ſei er um die Worte zum Beginn der Unterhaltung verlegen.

„Ich habe,“ ſagte er dann, indem er einen unſichern, faſt ſchüchternen Blick auf den Grafen warf, deſſen ſtahlgraue, ſcharfe Augen mit dem Ausdruck des Mitleids auf dieſer gebrochenen Geſtalt ruhten, — „ich habe vor Allem den Wunſch, Seine Majeſtät den König um günſtigere Kapitulationsbedingungen für meine Armee zu bitten, — dieß iſt die weſentlichſte Sorge, die mich bewegt, — die einzige, mit der ich mich in dieſem Augenblick beſchäftigen kann,“ — fügte er ſeufzend hinzu.

„Sire,“ erwiederte Graf Bismarck, „darüber kann ich mit Eurer Majeſtät nicht verhandeln, auch in dieſer Beziehung keine Mittheilungen an den König vermitteln, dieſe Frage iſt eine rein militäriſche und lediglich durch die Verhandlungen des Generals von Moltke mit dem General von Wimpffen zu erledigen. — Aber," fuhr er fort, indem er den Kaiſer feſt und gerade anſah, — „eine andere Frage iſt es, ob Eure Majeſtät geneigt ſind, mit mir über Friedensbedingungen zu verhandeln?"

„Ich bin Gefangener," erwiederte der Kaiſer achſelzuckend.

„Es hängt nur von Eurer Majeſtät ab," erwiederte Graf Bismarck, „das nicht mehr zu ſein. Sobald Sie erklären, Frieden ſchließen zu wollen, ſo werde ich dieß ſogleich Seiner Majeſtät dem Könige melden und derſelbe wird, wie ich nicht zweifle, mir den Befehl ertheilen, mit Ihnen und Ihren Miniſtern in Verhandlung zu treten, um dieſen traurigen, blutigen Krieg zu beenden. Eure Majeſtät würden in ſolchem Falle nicht der Gefangene, ſondern der freie Gaſt des königlichen Hauptquartiers ſein."

Der Kaiſer wiegte nachdenkend den Oberkörper hin und her.

„Ich habe Eurer Majeſtät keinen Rath zu ertheilen," ſprach Graf Bismarck weiter, „allein ich glaube, daß ein ſchneller Friedensſchluß für Frankreich in dieſem Augenblick die größte Wohlthat wäre."

Der Kaiſer zuckte wie in einem Anfall körperlichen Schmerzes zuſammen.

„Nein,“ ſagte er mit dumpfem Tone, — „ich führe die Regierung nicht, — ich bin nicht in der Lage, hier in Friedensverhandlungen einzutreten.“

„Wenn Eure Majeſtät dabei beharren,“ ſagte Graf Bismarck, — „ſo möchte ich mir erlauben, zu fragen, wer denn in dieſem Augenblick der Vertreter der kaiſerlichen Regierung iſt, mit dem wir über den Frieden verhandeln könnten?“

Der Kaiſer blickte erſtaunt auf.

„Ich habe der Kaiſerin die Regentſchaft übertragen,“ erwiederte er, — „ſie und ihr Miniſterium in Paris bilden die geſetzliche Regierungsgewalt.“

Wieder erſchien jener mitleidige Zug auf dem Geſicht des Grafen.

„Und glauben Eure Majeſtät,“ ſagte er, ein wenig den Ton dämpfend, „daß dieſe Regierung, der keine zuverläſſigen Truppen mehr zur Verfügung ſtehen, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen Beſtand haben könne, — daß ſie die Nachricht der geſtrigen und heutigen Ereigniſſe überdauern werde?“

Der Kaiſer ſchlug den trüben, unſichern Blick auf.

„— Sie glauben?“ — ſagte er, mit den zittern=

den Fingern auf den Tiſch trommelnd, — „Sie halten es für möglich, daß —“

„Ich bedaure es,“ erwiederte Graf Bismarck, „Eurer Majeſtät etwas Unangenehmes und Schmerzliches ſagen zu müſſen, — aber ich kenne Paris, und ich glaube nicht, daß die Regentſchaft dort Beſtand haben kann.“

Napoleon ſtützte den Kopf in die Hand. Ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt hervor.

„Unter dieſen Umſtänden, Sire,“ fuhr der Graf fort, — „wenn Eure Majeſtät ſelbſt nicht in Friedensverhandlungen eintreten wollen, iſt es nicht möglich, die Lage anders als vom militäriſchen Geſichtspunkt aus zu betrachten, und die unbedingte Kapitulation der Feſtung Sedan und der Armee iſt eine nothwendige materielle Garantie für die militäriſchen Vortheile, die wir gewonnen.“

Der Kaiſer erwiederte nichts — einige Minuten herrſchte ein peinliches Schweigen in dem kleinen Zimmer.

„Wir erkennen mit Achtung die Tapferkeit der franzöſiſchen Armee an,“ ſagte Graf Bismarck endlich, — „aber es iſt unmöglich, günſtigere Bedingungen zu gewähren, ohne die deutſchen Intereſſen, für welche ſo viel deutſches Blut gefloſſen, zu gefährden.“

Der Kaiſer ſprach noch immer nichts — Graf Bismarck rückte in unruhiger Bewegung leicht mit ſeinem Stuhle, als dränge es ihn, dieſer drückenden Situation ein Ende zu machen.

Man hörte einen Wagen vorfahren.

Der Prinz von der Moskowa trat auf die Schwelle der Thür und meldete, daß General von Moltke ſoeben angekommen ſei.

Der Kaiſer erhob ſich und trat dem General entgegen, der ihn in ernſter militäriſcher Haltung begrüßte, während der General von Podbielski, der Oberſt von Verdi und der Adjutant de Claer bei den franzöſiſchen Offizieren draußen blieben.

„Ich habe,“ ſagte der General, „die Details der Kapitulation aufgeſetzt, nachdem ich die Bedingungen im Allgemeinen geſtern Abend mit dem General Wimpffen beſprochen, und bin im Begriff, mich zum Könige zu begeben, um deſſen Genehmigung einzuholen.“

„Die Bedingungen ſind hart,“ ſprach Napoleon mit trüber Stimme.

„Auch der Kampf war hart, Sire,“ erwiederte der General, — „wir wiſſen, was wir einem tapfern Feinde ſchuldig ſind, — aber wir dürfen vor Allem nicht vergeſſen, was wir unſerer Nation ſchuldig ſind.“

„Wollen Sie, Herr General,“ ſagte der Kaiſer mit weichem Ton, „dem Könige meine Bitte übermitteln, die harten Bedingungen großmüthig zu mildern?“

„Gewiß, Sire,“ erwiederte der General von Moltke, — „aber,“ fuhr er fort, „ich muß Eurer Majeſtät offen ſagen, daß ich dieſe Bitte bei meinem allergnädigſten Herrn nicht befürworten werde.“

Napoleon blickte wie hülfeſuchend auf den Grafen Bismarck — keine Muskel zuckte in dem eiſernen Geſicht des Grafen.

Der Kaiſer ſenkte ſtumm den Kopf, während General von Moltke militäriſch grüßend das Zimmer verließ.

Was mochte die in dieſem zuckenden, gebrochenen Körper des brütenden Imperators arbeitende Seele in dieſem Augenblick fühlen?

Und der Graf von Bismarck, der ſo feſt und hoch daſtand, die Hand auf den Pallaſch geſtützt, — fühlte er ſeinen Scheitel berührt von dem Genius Preußens, der einſt in ſchwarze Trauerſchleier ſein Haupt verhüllte über jenem Hauſe in Tilſit, in welchem der ſtolze Oheim dieſes vernichteten Mannes vor ihm der Königin Louiſe das ſchneidende Wort zurief: „Erinnern ſich Eure Majeſtät, daß ich es bin, der anbietet, und daß Sie nur die Wahl haben, anzunehmen oder nicht?“

— Die Rache iſt des Herrn, der in ewiger Gerechtigkeit über den wachſenden und vergehenden Generationen des Menſchengeſchlechtes waltet.

Der Kaiſer athmete tief auf.

„Es iſt ſchwül hier,“ ſagte er, — „laſſen Sie uns hinausgehen.“

Er trat vor das Haus, Graf Bismarck folgte ihm.

Eine Eskadron des Leibküraſſierregiments hielt am Wege, zur Eskorte des Kaiſers befohlen, — die franzöſiſchen Generale bewunderten dieſe herrliche Truppe, — auf der Chauſſee fuhren langſam die Wagen der Feldpolizei hin.

Die Herren des Gefolges brachten zwei Stühle aus dem Hauſe, der Kaiſer lud den Grafen Bismarck ein, ſich neben ihn zu ſetzen, und zündete eine Cigarrette an.

„Wäre es denn nicht möglich,“ ſagte er nach einem längeren Stillſchweigen, „die Armee über die belgiſche Grenze treten und dort entwaffnen zu laſſen?“

„Ich bedaure, Eurer Majeſtät nochmals ſagen zu müſſen,“ erwiederte Graf Bismarck, „daß ich außer Stande bin, auf die Frage der militäriſchen Kapitulation einzugehen!“

„Welch’ ein Unglück!“ ſagte der Kaiſer ſeufzend, — „dieſer unſelige Krieg, — ich habe ihn nicht gewollt, — ich konnte nicht anders, — man hat mich von allen Seiten gedrängt.“

Graf Bismarck ſchwieg, — der Kaiſer ſaß gebeugt auf ſeinem Stuhl, dichte blaue Tabakswolken in die Luft blaſend.

Endlich meldeten die ausgeſendeten Generalſtabsoffiziere, daß ein paſſender Ort für das Unterkommen des Kaiſers ermittelt ſei, — Napoleon ſtand erleichtert auf und ſtieg in ſeinen Wagen, Graf Bismarck geleitete ihn, — die Küraſſiere ritten voran, und durch die dichten Reihen der Soldaten, welche an dem Weg zuſammenſtrömten, fuhr der kaiſerliche Zug nach dem kleinen Schlößchen Bellevue bei Frénois, einem aus drei Thürmen zuſammengeſetzten Bau, deſſen Theile durch Glasſalons verbunden ſind, und der von einem ſchön gehaltenen Park, zu welchem Freitreppen herabführen, umgeben iſt. Vor dem Hauſe befanden ſich Blumenparterres von buntem Geranium — das Ganze machte einen ſtillen, friedlichen Eindruck, der merkwürdig abſtach gegen die Szenen der Verwüſtung und Zerſtörung in der Umgebung ringsumher.

Vor dem Hauſe ſtanden bereits die aus Sedan angekommenen kaiſerlichen Equipagen und Handpferde, neben dem Garten ſah man eine bayeriſche Kompagnie aufmarſchirt, — dahinter württembergiſche Batterieen in Angriffsſtellung, um jeden Augenblick ihre Kugeln nach Sedan hineinwerfen zu können.

Der Kaiſer warf einen Blick auf die Blumenparterres, den Park und das in ſchönen Linien erbaute kleine Schloß — dann verließ er den Wagen und ſtieg die Freitreppe hinauf.

„Wem gehört das Haus?“ fragte er, einen Augenblick ſtehen bleibend.

General Reille rief einen der bei den Equipagen ſtehenden Lakaien heran.

„Einem Fabrikanten Namens Amour, Sire,“ ſagte er, nachdem er den Lakaien befragt.

„Amour — répentir —“ flüſterte Napoleon und trat in den erſten, hinter der Vorflur liegenden Salon, in welchem ſich nur ein ovaler Tiſch und einige Rohrſtühle befanden. Aus dieſem Zimmer gelangte man in einen größern Mittelſalon, in welchem ein großer Spiegel über einem ſchön gearbeiteten Kamin ſich befand, vor demſelben ein Tiſch und zahlreiche Lehnſtühle, mit geblümtem Kattun überzogen. Der Kaiſer ließ ſich erſchöpft in einen derſelben niederſinken.

Man hörte den Hufſchlag mehrerer heranſprengenden Pferde und bald meldete der Prinz von der Moskowa, daß der General Wimpffen angekommen ſei, um die Schlußverhandlungen über die Kapitulation aufzunehmen.

Napoleon hörte die Meldung ſchweigend an.

Graf Bismarck beurlaubte ſich vom Kaiſer, der ihn einige Schritte nach der Thür hin geleitete und dann wieder ſtill und ſcheinbar theilnahmlos in ſeinen Seſſel niederſank.

Der Bundeskanzler ſtieg die Treppe hinab und trat in das im Erdgeſchoß liegende, elegant eingerichtete Speiſezimmer, in welchem der General von Wimpffen mit dem General von Podbielski die Details der Kapitulationsbedingungen beſprach. Der Oberſtlieutenant von Verdi und der Stabschef des Generals Wimpffen führten das Protokoll. In dem Augenblick, als der Graf Bismarck eintrat und der General von Wimpffen ſich erhob, um ihn zu begrüßen und noch einmal eine Milderung der Kapitulationsbedingungen zu erbitten, erſchien der Rittmeiſter Graf von Noſtiz vom erſten Gardedragonerregiment und meldete im Auftrag des Generals von Moltke, daß Seine Majeſtät der König den Kaiſer erſt nach der Vollziehung der Kapitulation ſehen wolle und dann nach Bellevue kommen werde.

Graf Bismarck theilte dieſe Meldung dem General von Wimpffen mit. Dieſer erbleichte, ſchmerzliche Reſignation erſchien auf ſeinem Geſicht, — er begriff, daß damit das letzte Wort geſprochen ſei — und den Kopf auf die Bruſt gebeugt, hörte er ſtumm und ohne Gegenbemerkungen die einzelnen Paragraphen der Kapitulation an. Nur als der General von Podbielski die Entlaſſung der franzöſiſchen Offiziere auf ihr Ehrenwort verlas und dabei bemerkte, daß der König dieſe bewilligt habe, um den Gefühlen einer Armee, welche ſich ſo tapfer geſchlagen, eine Genugthuung zu gewähren, — da leuchtete das Auge des braven Generals auf — er beugte ſich herüber und drückte dem General von Podbielski die Hand.

wird nicht gehalten wer

„Dank — Dank,“ ſagte er mit bebender Stimme, — „das werde ich dem Könige niemals vergeſſen.“

Graf Bismarck war indeß hinausgeritten, um ſeinem königlichen Herrn Bericht zu erſtatten, — nicht weit von Sedan traf er den General Moltke, welcher mit dem vom Könige genehmigten Text der Kapitulation zurückkehrte, — er kehrte mit ihm um und kurze Zeit darauf ſetzten die Generale von Moltke und von Wimpffen ihre Namen unter dieß Dokument, welches den in der Kriegsgeſchichte beiſpielloſen Sieg der deutſchen Waffen beſiegelte.

Der General Wimpffen ſtieg allein die Treppe hinauf und trat in den Salon, in welchem noch immer der Kaiſer zuſammengebeugt und ſchweigend in ſeinem Lehnſtuhl ſaß.

Bei dem Geräuſch der geöffneten Thür richtete er den Kopf auf und ſah den Eintretenden mit mattem Blick an.

„Es iſt vollbracht, Sire!“ ſagte der General, — „dieſer Federzug iſt furchtbarer für mich geweſen, als feindliche Granaten, — das Ende meiner militäriſchen Carrière fällt mit dem ſchwerſten Unglückstage Frankreichs zuſammen — und ewig wird mein Name mit dieſem ſchwarzen Tage verbunden bleiben.“

Der Kaiſer ſtand langſam auf, legte ſeine beiden Hände auf die Schultern des Generals und ſah ihn mit groß geöffneten Augen voll tiefer Innigkeit an.

„Möge mein Sohn Ihnen einſt vergelten,“ ſprach er, „was Sie um meinetwillen leiden!“

Dann drückte er ihm die Hand, — der General wendete ſich um und verließ den Salon, verabſchiedete ſich kurz von den im Vorzimmer wartenden Offizieren und ritt mit ſeinem Stabschef nach Sedan zurück.

Der Kaiſer aber ſaß unbeweglich, mit geſchloſſenen Augen, wie ein lebloſes Bild da, die Ankunft des Siegers erwartend.

*

Früh ſchon hatte nach kurzem Schlummer König Wilhelm's Auge dem Morgenlicht ſich geöffnet.

Wenige Stunden der Ruhe auf dem einfachen Feldbett hatten die jugendlichen, unermüdlichen Kräfte des greiſen Feldherrn wieder geſtärkt. Er hatte mit gewohnter militäriſcher Pünktlichkeit ſeine Toilette gemacht, ſein einfaches Frühſtück eingenommen, und während er die Meldungen von den Truppentheilen, namentlich aber die Meldungen des Generals von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen, welche in Donchery ſtattfinden ſollten, erwartete, wollte der König die in den letzten Tagen unterbrochenen regelmäßigen Morgenbeſchäftigungen wieder aufnehmen, zu denen neben der Durchſicht und Beantwortung von eingegangenen Briefen und Depeſchen auch die Mittheilung des weſentlichſten Inhalts der Tagespreſſe und Zeitſchriften gehörte, welche der König ſtets mit Aufmerkſamkeit verfolgte und deren Sichtung und Vorleſung dem langjährigen vertrauten Diener des Monarchen, dem Geheimen Hofrath Schneider, oblag, der ihn während des ganzen Feldzugs begleitete, um ſtets die wenigen Mußeſtunden mit der den König intereſſirenden Lektüre auszufüllen.

Wenige Augenblicke, nachdem der Kammerdiener dem Geheimen Hofrath, welcher ſtets in der Nähe des Königs ſein Quartier hatte und, rüſtig und unermüdlich wie ſein Herr, vom frühen Morgen an auf war, den Befehl des Königs überbracht hatte, trat dieſer in das einfache Zimmer des königlichen Heerführers der deutſchen Streitmächte.

Der Geheime Hofrath trug, wie immer bei dem

Vortrag, einen ſchwarzen Frack und weiße Kravatte — von allen ſeinen Orden nur die Dienſtſchnalle im Knopfloch, — ſein friſches Geſicht mit den jugendlich hellen Farben, dem freundlichen, wohlwollenden Lächeln, in welchem ſtets ein leiſer Zug von gutmüthiger Ironie ſich zeigte, den hellen, klaren, ſcharfblickenden Augen, in welchen ſinnig tiefer Ernſt mit freundlicher Herzlichkeit und heiterer Schalkhaftigkeit ſich vermiſchte, hätten ebenſowenig wie die elaſtiſchen Bewegungen ſeiner kurzen, etwas vollen Geſtalt das Alter von fünfundſechzig Jahren errathen laſſen, in welchem er ſtand und welches nur durch das ganz weiß gewordene dichte und glattgeſcheitelte Haar äußerlich zur Erſcheinung kam.

Der Hofrath trat eben ſo ruhig, friſch und heiter hier in das Kriegsquartier des Königs, wie er in deſſen Zimmer im berliner Palais zu erſcheinen gewohnt war. Das einzige Zeichen, daß er im Krieg und im Feldlager ſich befand, beſtand in einem weißen Bart, der ſein Geſicht umgab und daſſelbe in eigenthümlicher Weiſe veränderte. Er hielt eine große ſchwarze Mappe unter dem Arm, und in der Hand eine hohe, runde Mütze von ſchwarzem, glänzendem Ledertuch, genau von der Form, wie die Landwehrmänner von 1813 ſie einſt trugen, und über dem weit vorſtehenden Schirm dieſer Kopfbedeckung ſah man die Kokarde mit dem weißen Land=

wehrkreuz und der Inſchrift: „Mit Gott für König und Vaterland.“

Als Schneider in das Zimmer trat, ſaß König Wilhelm vor einem großen Tiſch in der Mitte deſſelben, auf welchem die Mappen mit den dem Hauptquartier folgenden Papieren und Korreſpondenzen geöffnet ausgebreitet lagen und auf dem eine mit Nadeln beſteckte Karte des Terrains um Sedan ſich befand.

Der König hatte nachdenkend den Kopf in die Hand geſtützt und ſchien in tiefes Sinnen verloren. Er richtete ſich bei dem Geräuſch der Thür nicht empor, und ſeine Gedanken ſchienen ihn den Eindrücken der Außenwelt zu entfremden.

Der Geheime Hofrath blieb einige Augenblicke an der Thür ſtehen, nachdem er ſich tief verbeugt hatte. Als der König immer noch ſchweigend und unbeweglich daſaß, räuſperte er ſich und machte, feſt auftretend, einige Schritte vorwärts.

Langſam, wie aus einem Traum erwachend, erhob König Wilhelm das Haupt.

„Guten Morgen, Schneider,“ ſagte er dann, indem ein freundliches, wohlwollendes Lächeln einen Augenblick um ſeine Lippen ſpielte, ohne daß jedoch der tief ernſte Ausdruck aus ſeinen Zügen verſchwand, — „guten Morgen, Schneider, Sie ſind pünktlich und matinös wie immer — wie ein richtiger Soldat der alten Schule,“ fügte er mit einem Seitenblick auf die große Landwehrmütze des Hofraths hinzu, indem wieder ein leiſer Schimmer von Heiterkeit über ſein Geſicht flog. „Das war ein großer, großer Tag geſtern,“ fuhr er dann fort, bevor der Hofrath antworten konnte, „ein Tag, gewaltig erſchütternd und unvergeßlich. Ich bin noch unter dem Eindruck des Ereigniſſes, welches mich erfaßt hat wie ein unmittelbares Eingreifen der Hand Gottes.“

„Und das iſt es auch, Majeſtät,“ erwiederte der Geheime Hofrath mit ſeiner vollklingenden, tiefen Stimme, „das iſt es auch, — wenn die Welt einmal lang ihre eigenen Wege gegangen iſt und ſich gründlich verfahren hat, dann muß der liebe Gott wohl ſelbſt eingreifen und Ordnung machen — und dießmal hat er es hoffentlich auf lange Zeit gethan.“

„Ja, ja,“ ſagte der König, „auf lange Zeit. Das, was hier geſchehen iſt, zieht einen Strich zwiſchen Vergangenheit und Zukunft — eine neue Zeit beginnt — während mein Leben ſich zum Abend neigt.“

Und wieder verſank er in tiefes Sinnen.

„Majeſtät,“ ſagte der Geheime Hofrath, indem er nahe herantrat und ſeine Mappe neben ſich auf die Erde ſtellte, „ich habe noch nicht an die Zukunft gedacht, die ſich aus den gewaltigen Ereigniſſen dieſer Tage entwickeln wird, — ſie wird kommen, wie Gott es will, ſie wird über mein Grab dahinſchreiten, und die kommende Generation mag ſehen, wie ſie mit ihr fertig wird. Aber, Majeſtät,“ fuhr er fort, „an die Vergangenheit habe ich gedacht, recht lange gedacht, und das hat mir viele Freude gemacht und auch viel Vertrauen in die Zukunft gegeben. An dieſem großen Sieges- und Ehrentage habe ich an jene Zeit der Trauer und Demüthigung gedacht, als Preußen von dieſen Franzoſen zu Boden geworfen und in den Staub getreten wurde. Hier in Sedan habe ich an Tilſit gedacht und an all’ die ſchweren Jahre, die darauf folgten, — an alle Herzen,“ fügte er mit zitternder Stimme hinzu, „welche in jener Zeit verzagten und brachen, an all’ den Kummer und all’ das Elend, für welches Leipzig und Waterloo noch immer nicht die richtige und vollgültige Vergeltung waren. Heute, Majeſtät,“ fuhr er fort, indem er mit blitzenden Augen ſtolz den Kopf erhob, „heute iſt der Tag der wahren, endlichen Vergeltung für die Zeit von Jena und Tilſit, — heute haben uns keine Ruſſen und Schweden, keine Engländer und Oeſterreicher geholfen. Heute hat der König von Preußen allein mit ſeinen deutſchen Bundesgenoſſen Frankreich niedergeworfen und das napoleoniſche Kaiſerreich vor ſich gebeugt. Heute bin ich zufrieden, Majeſtät, heute iſt geſchehen, was ich einſt in feſter Zuverſicht in Berlin Eurer Majeſtät zu ſagen gewagt habe. Heute, Majeſtät," fügte er hinzu, indem über ſein tief bewegtes Geſicht ein leichtes, ſcherzhaftes Lächeln glitt und indem er ſeine Landwehrmütze ein wenig erhob, „heute iſt der Kurmärker wieder einmal mit ſeinen dröhnenden Schritten auf die Weltbühne getreten."

Der König hob den Kopf empor und blickte mit freundlich wohlwollendem Lächeln auf ſeinen alten Diener.

„Ja, Schneider," ſagte er, „es iſt ein braver, tüchtiger Menſch, der alte Kurmärker Wilhelm Schulze, der unter dem friſchen Duft der immergrünen Tannenbäume aufwächst und ſo kräftig dreinſchlägt für König und Vaterland. Gott erhalte die alte Mark und Alle, die es treu mit ihr meinen."

Er reichte dem Hofrath Schneider in herzlicher Bewegung die Hand hin und zog dieſelbe dann ſchnell zurück, als dieſer ſich niederbeugte, um ſeine Lippen darauf zu drücken.

„Und Gott erhalte der alten Mark," ſagte der Hofrath, mit inniger Liebe zu dem König emporblickend, „ihre treuen, heldenmüthigen Fürſten, die aus Brandenburg Preußen gemacht und die durch Preußen das ganze Deutſchland zu Heil und Ehre geführt haben. — Was ſich heute hier vollzieht, Majeſtät," fuhr er fort, „das geht weit hinaus über Alles, was bisher die Könige von Preußen und das Volk von Preußen und Deutſchland je gethan haben, dieſer Erfolg iſt noch gewaltiger und größer als die Siege von 1866, — Anfangs Auguſt ſind Eure Majeſtät ausgezogen in den Krieg gegen das ſtolze, gefürchtete Frankreich, und heute — vier Wochen ſpäter — ſind die Heere der großen Nation vernichtet, der Kaiſer gefangen und Alles beendet!“

„Alles beendet?“ ſagte der König, indem er erſtaunt in das von ſtolzer Freude leuchtende Geſicht des Geheimen Hofraths blickte, — „Alles beendet? — Nein, Schneider,“ fuhr er, den Kopf ſchüttelnd, fort, — „wie wenig kennen Sie das franzöſiſche Volk! — Heute fängt der Krieg in Frankreich erſt an — und viel Blut wird noch vergoſſen werden, bevor der Welt der Friede wiedergegeben werden kann.“

Traurig ſinnender Ernſt lag in dem Blick, mit welchem er in die draußen hin und her wogenden Morgennebel hinausſchaute.

„Eure Majeſtät halten zu Gnaden,“ ſagte der Hofrath ganz betroffen, „wenn ich mir Allerhöchſtihre Worte nicht zu erklären vermag, — nachdem die franzöſiſchen Armeen geſchlagen und der Kaiſer gefangen iſt, — wie ſollte da der Krieg noch weiter geführt werden, was ſollte da dem Frieden entgegenſtehen?“

360
4
1449
14
90
340
360
15
1800
360
90
5180
600

„Mit wem ſollten wir Frieden ſchließen,“ ſagte der König, — „der gefangene Napoleon, der die Regierung an die Regentſchaft übertragen hat und nicht einmal das Kommando ſeiner Armeen führt, iſt dazu nicht im Stande, — und die Kaiſerin Eugenie in Paris — unter dem Einfluß der dortigen Volksſtimmung — was wird ſie thun, — was wird ſie thun können?“

Abermals blieb er lange in ſinnendes Schweigen verſunken, das der Hofrath nicht zu unterbrechen wagte.

„Wir ſtehen noch vor großen und ſchweren Kämpfen,“ ſagte er dann, „Metz iſt noch zu nehmen, — Straßburg — Paris — — Paris wird ſich vertheidigen und uns Mühe genug machen, der wahre Krieg, der bitter böſe Nationalkrieg fängt jetzt erſt an und unſeren braven Truppen ſteht noch ein harter Winterfeldzug bevor.“

Der Flügeladjutant von Alten trat herein und meldete, daß der Wagen Seiner Majeſtät bereit ſei.

„Noch keine Meldung von General von Moltke?“ fragte der König.

„Nein, Majeſtät,“ erwiederte Herr von Alten.

„So will ich nach dem Schlachtfeld hinausfahren,“ ſagte der König. „Ich habe das mit Moltke verabredet. Er wird mich dann dort treffen. Adieu, Schneider,“ ſagte er, dem Geheimen Hofrath freundlich zunickend, ſetzte den Helm auf und verließ das Zimmer.

Auf den Wink des Flügeladjutanten fuhr der königliche Wagen heran. Die Stabswache rangirte ſich, die Offiziere des Gefolges ſtiegen zu Pferde und ſchnell fuhr der König durch die mit lauten, jubelnden Hurrahrufen ihn begrüßenden Truppenabtheilungen, die vor dem Dorfe und an der Chauſſee entlang bivouakirten, dem Schlachtfelde zu. In Chéhéry traf der Kronprinz mit dem königlichen Zuge zuſammen und ſtieg zu ſeinem Vater in den Wagen — eine ganze Reihe ſchwerer Batterieen der preußiſchen, bayeriſchen und württembergiſchen Korps verſperrten den Weg und man konnte nur mit Mühe die Straße für den Wagen und das Gefolge des Königs frei machen. In geſpannter Erwartung blickte der König voraus auf den von Höhenzügen oft verdeckten Weg hin, — endlich in der Nähe von Cheveuge, als der Weg eine Höhe erreichte, ritt General von Moltke heran — der greiſe Feldherr ſprang mit jugendlicher Leichtigkeit vom Pferde und trat ruhig, in dienſtlicher Haltung, an den Wagenſchlag.

Der König ſtieg aus, — der Kronprinz folgte ihm, — Seine Majeſtät trat, indem er den General durch einen Wink aufforderte, ihm zu folgen, an den Rand der Chauſſee, überſchritt den ſchmalen, trockenen Graben und blieb in einiger Entfernung auf dem Acker ſtehen. Auf der Chauſſee dehnte ſich in weiter Reihe um den königlichen Wagen das Gefolge des Königs und des Kronprinzen aus; in der Nähe ſtand ein kleines Haus mit einer jener franzöſiſchen Gaſtwirthſchaften, welche man Buvette nennt und welche dazu dienen, den Vorüberreiſenden einen Trunk des einfachen rothen Landweins und vielleicht ein Brod und eine Schnitte Kalbfleiſchpaſtete darzubieten; über der Thür dieſes Hauſes ſah man ein Schild mit der Inſchrift: Mr. Alexandre, menuisier ébéniste. Hinter den Fenſtern dieſes Hauſes blickten einige bleiche, ſcheue Geſichter nach dem glänzenden, zahlreichen Gefolge und nach dem Könige, dem Kronprinzen und dem General von Moltke hin, von deren Geſpräch in dieſem Augenblick das Schickſal der Hunderttauſende abhing, die das weite Thal ringsum erfüllten.

„Majeſtät,“ ſagte der General mit ſeiner klaren Stimme, — „wir haben geſtern Abend noch ſehr ſpät mit dem General Wimpffen über die Kapitulation verhandelt, — der General war tief erſchüttert und ſchmerzlich bewegt über das traurige Schickſal, daß er, vor wenig Tagen aus dem Innern Afrikas eingetroffen, hier im Augenblick einer ſolchen Kataſtrophe das Kommando habe übernehmen müſſen.“

„Ich verſtehe das,“ ſagte der König, mit dem Kopf nickend.

„Er wollte Weiterungen machen,“ fuhr General von Moltke fort, — „und erklärte ſich an die Befehle des Kaiſers, ſeit derſelbe ſich gefangen gegeben, nicht mehr für gebunden, — er verſuchte beſſere Bedingungen zu erlangen und bemerkte, daß bei einer Wiederaufnahme des Kampfes ſich die Situation ändern könne, da er bei der ſchnellen Uebernahme des Kommandos die Verhältniſſe nicht genügend überblickt habe und andere Dispoſitionen treffen könne.“

„Unmöglich,“ ſagte der König, indem er mit einem raſchen Blick das Thal und die Truppenaufſtellungen um Sedan umfaßte.

Der Kronprinz zuckte lächelnd die Achſeln.

„Ich habe ihm ebenfalls, wie Eure Majeſtät zu bemerken die Gnade hatten, erwiedert: unmöglich,“ ſagte General von Moltke, — „und ihm anheimgegeben, ſich durch ſeine Offiziere überzeugen zu laſſen, daß er vollkommen umzingelt ſei und daß ſeine Armee keine Bewegung machen könne, — auch hat er keine Munition und keine Lebensmittel, — er wollte eine Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden, um ſich mit ſeinen Generalen zu berathen, — ich habe auch das abgeſchlagen und ihm erklärt, daß um neun Uhr die Feindſeligkeiten beginnen ſollten, wenn bis dahin die Kapitulation nicht vollzogen ſei. Graf Bismarck erklärte ihm von ſeinem politiſchen Standpunkt aus daſſelbe, — er ſagte, daß Deutſchland ſo oft von Frankreich angegriffen worden ſei und daß wir um ſo mehr materielle Garantieen bedürften, als kaum noch eine Regierung in Frankreich exiſtire, welche eine Bürgſchaft für die Bedingungen des Friedens bieten könne.“

Ueber die tief ernſten Züge des Königs glitt einen Augenblick ein leichtes Lächeln.

„Da war alſo Militär und Diplomatie einig — was früher ſo oft nicht der Fall war,“ ſagte er.

„Wenn das der alte Blücher erlebt hätte,“ rief der Kronprinz, — „er würde ſein Urtheil über die Diplomatie zurücknehmen!“

„Doch nun, Majeſtät,“ fuhr der General von Moltke fort, „da bis jetzt keine Meldung vom General Wimpffen gekommen iſt, ſo habe ich Befehl gegeben, daß alle ſchweren Batterieen aus der Umgegend herangezogen werden, um die Beſchießung von Sedan zu beginnen. Die Batterieen rücken in ihre Poſitionen und ich bitte um Eurer Majeſtät Befehl, wann das Feuer eröffnet werden ſoll.“

Der König blickte über die Ebene hin, welche ſo ſtill im friedlichen Morgenlicht dalag — nur leichte Rauchſäulen kräuſelten über der Feſtung empor und man hörte ringsumher nur das dumpfe Rollen der ſchweren

Batterieen, die in ihre Poſitionen einrückten, bereit, auf ein Wort aus dem Munde des Kriegsherrn Zerſtörung, Tod und Verderben über dieſes Stück Erde zu ergießen, das geſtern ſchon ſo viel Blut getrunken hatte.

Ein Zug milder Wehmuth erſchien auf ſeinem Geſicht.

„Laſſen Sie,“ ſprach er, „alle Batterieen ihre Poſitionen einnehmen, — aber reiten Sie ſofort zurück und nehmen Sie die Verhandlungen wieder auf — es iſt meine Pflicht, Alles zu verſuchen, um das entſetzliche Blutvergießen zu vermeiden. Melden Sie mir dann das Reſultat, bis dahin behalte ich mir meinen Befehl über das Bombardement der Feſtung vor.“

„Hier iſt der Text der einzelnen Paragraphen der Kapitulation,“ ſagte der General, dem König ein Papier überreichend, — „wie ich ihn in der Nacht aufgeſetzt, — die Entlaſſung der Offiziere auf Ehrenwort iſt nach Eurer Majeſtät Befehl darin aufgenommen, — es iſt die einzige Konzeſſion, die ich nach pflichtmäßiger Ueberzeugung für zuläſſig halte.“

Der König durchlas das Papier aufmerkſam, reichte es dem Kronprinzen und gab es dann dem General mit zuſtimmendem Kopfnicken zurück.

„Ich habe nun Eurer Majeſtät noch zu melden,“ ſagte der General, „daß der Kaiſer Napoleon ſchon früh die Feſtung verlaſſen und nach Eurer Majeſtät gefragt hat, — es ſcheint, daß er es ſcheue, unter ſeinen Soldaten zu bleiben —“

„Welch’ ein Fall — von ſolcher Höhe!“ ſagte der König.

„Ich habe mich zum Kaiſer hinaus begeben,“ fuhr General von Molke fort, — „Graf Bismarck war ſchon bei ihm, — der Kaiſer hat mich beauftragt, Eurer Majeſtät ſeine Bitte um Milderung der Kapitulationsbedingungen zu überbringen, — ich habe dieß verſprochen, — ihm aber auch geſagt, daß ich ſeine Bitte nicht befürworten kann.“

„Es iſt unmöglich,“ ſagte der König ernſt und ruhig. — „Wo iſt der Kaiſer jetzt?“ fragte er dann.

„In der Nähe von Donchery, Majeſtät,“ erwiederte der General, „ich habe Befehl gegeben, ihm ein paſſendes Unterkommen zu ſuchen.“

Der König ſann einige Augenblicke ſchweigend nach.

„Wenn die Kapitulation unterzeichnet iſt,“ ſagte er dann, — „werde ich zum Kaiſer kommen, — er iſt leidend, — ich kann ihm nicht zumuthen, den ſteilen Berg hinaufzufahren oder zu reiten, — er iſt freiwillig aus der Feſtung herausgekommen und hat das von meinen Truppen beſetzte Terrain betreten, — damit hat er den erſten Schritt zur perſönlichen Begegnung gethan, — ich kann ihm alſo wohl einen Gegenbeſuch machen. — Laſſen Sie ihn das wiſſen, und nun," fuhr er fort, „gebe Gott, daß Sie mir bald die vollzogene Kapitulation ſenden können, damit nicht noch neue Opfer fallen müſſen."

Der General verabſchiedete ſich, ſtieg zu Pferd und ſprengte davon.

Der König ſtieg mit dem Kronprinzen wieder in den Wagen und fuhr nach der Höhe über Donchery, um dort die Entſcheidung abzuwarten.

Hier umgaben den König und ſeinen Sohn die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen, die Großherzoge von Sachſen und Baden, der Herzog von Sachſen-Koburg, der Prinz Luitpold von Bayern, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Wilhelm von Württemberg und alle Offiziere des königlichen und kronprinzlichen Hauptquartiers, — eine glänzende Verſammlung deutſcher Fürſten, umringt von den ſiegreichen Truppen aller deutſchen Länder und Stämme, hoch über der Ebene, in welcher die gefangene Armee Frankreichs und ſein gefangener Kaiſer zu den Füßen des ſiegreichen Königs lagen.

Es war elf Uhr vorüber — der König hatte ſich auf einen zur Abgrenzung der Feldmarken errichteten Stein geſetzt und ſich ein wenig Brod und kaltes Fleiſch aus ſeinem Wagen bringen laſſen, als der Generalſtabsoffizier Hauptmann von Alten heranſprengte, die Meldung brachte, daß die Kapitulation vollzogen ſei, und den Befehl des Königs erbat, daß die ſiebenhundert auf Sedan gerichteten Geſchütze wieder aufprotzen dürften, da das Bombardement nicht mehr nöthig ſei.

Die Fürſten umringten den König mit lauten Glückwünſchen und dieſer warf einen dankbaren Blick zum Himmel empor, da ein neues, furchtbares Blutbad erſpart war.

Bald erſchien der General von Moltke mit der vollzogenen Kapitulationsurkunde.

Der König nahm mit feierlichem Ernſt dieß verhängnißvolle Papier, las daſſelbe durch und reichte es dann ſeinem Generaladjutanten, Generallieutenant von Treskow, mit dem Befehl, es laut vorzuleſen.

Das ganze Gefolge drängte ſich ſo nahe als möglich um den König und die Fürſten, und der General von Treskow las mit lauter Stimme die Kapitulation vor, welche, obgleich ihre Grundbeſtimmungen ja ſchon bekannt waren, dennoch wie ein märchenhafter Traum klang.

Als er geendet, ſprach der König mit bewegter Stimme, in ſeiner einfachen, ſchlichten und dadurch um ſo tiefer ergreifenden Weiſe, ſeinen Dank für die Thaten der Armee ihren Fürſten und Führern aus, wies aber zugleich darauf hin, daß der Feldzug noch nicht beendet ſei und die Armee ſchlagfertig bleiben müſſe.

Dann befahl er die Pferde vorzuführen, und, von allen Fürſten und dem ganzen großen Gefolge begleitet, ritt er die Höhe hinab nach Bellevue hin.

Der Kaiſer Napoleon hatte ſich einen Augenblick in das neben dem Salon befindliche Schlafzimmer des Herrn Amour zurückgezogen und ſich dann wieder in den Glasſalon niedergeſetzt, um den König zu erwarten.

Der König ritt nicht in den Hof des Schloſſes ein, ſondern ſtieg an dem Seitenthurm vom Pferde und trat mit dem Kronprinzen und den Prinzen Karl und Albrecht an den Eingang, empfangen von dem lauten Hurrah der württembergiſchen Artilleriſten und eines präſentirenden bayeriſchen Bataillons.

Die übrigen Fürſten und das ganze Gefolge blieb vor dem Schloſſe zu Pferde.

An den Stufen der Treppe erſchienen die franzöſiſchen Generale, — hier blieben auch die Prinzen Karl und Albrecht zurück, und der König ſtieg mit dem Kronprinzen allein die Treppe hinauf.

Der Kaiſer trat aus dem Glasſalon dem König entgegen — er trug den blauen Interimsrock der franzöſiſchen Generalsuniform, die rothe Feldmütze und wie am geſtrigen Schlachttage die Medaille für den italieniſchen Feldzug und das Schwert des ſchwediſchen Schwertordens neben dem Stern der Ehrenlegion.

Als der Kaiſer den König erreicht hatte, nahm er ſeine Feldmütze ab, der König ſtreckte ihm die rechte Hand entgegen, — der Kaiſer, welcher die Mütze in der Rechten hielt, ergriff die Hand des Königs mit der Linken und ſtand einen Augenblick bewegt und leiſe zuſammenſchauernd ſtill, — dann begrüßte er den Kronprinzen, der nun auch in dem Glasſalon zurückblieb, und trat mit dem König allein in den mittlern Salon, deſſen Thür der Kronprinz ſchloß.

Einen Augenblick ſtanden ſich die beiden Monarchen, der ſiegreiche König und der geſchlagene, gefangene Kaiſer, ſtumm gegenüber.

„Ich bedaure, Sire,“ ſagte der König ſanft, ohne jede Härte in ſeiner Stimme, „daß es dahin hat kommen müſſen, daß wir uns ſo gegenüberſtehen, — Gott hat mir den Sieg in dem Kriege gegeben, der mir erklärt worden iſt —“

„Nicht ich, Sire,“ fiel der Kaiſer ein, „habe den Krieg gewollt, — die öffentliche Meinung in Frankreich hat mich gezwungen, den Krieg zu beginnen.“

„Davon bin ich überzeugt,“ erwiederte der König, — „Eure Majeſtät haben den Krieg geführt, um der öffentlichen Meinung genug zu thun, — aber Ihre Miniſter haben dieſe öffentliche Meinung gemacht, — künſtlich hervorgerufen.“

Der Kaiſer ſeufzte.

Eine kleine Pauſe trat ein.

„Die franzöſiſche Armee, Sire,“ ſagte der König, „hat, wie ich mit Achtung anerkennen muß, mit hoher Tapferkeit ſich geſchlagen und uns den Sieg ſchwer genug gemacht.“

„Ja, es ſind brave Soldaten,“ erwiederte der Kaiſer trübe, — „aber die Disziplin war ihnen abhanden gekommen, — Eurer Majeſtät Truppen ſind bewunderswürdig in der Disziplin.“

„Die preußiſche Armee,“ bemerkte der König, „hat es ſich ſtets zur Aufgabe geſtellt, ſich alle neuen und guten Ideen anzueignen und die Erfahrungen anderer Nationen zu benützen.“

„Ihre Artillerie, Sire,“ ſagte der Kaiſer in lebhafterem Ton, als er bisher geſprochen, „iſt die beſte der Welt, — ſie gewann die Schlacht, — durch Ihre Artillerie bin ich perſönlich beſiegt!“

Der König verbeugte ſich.

„Die Artillerie beſonders iſt ſtets bemüht geweſen, aus den Erfahrungen aller Nationen zu lernen,“ erwiederte er.

„Und mit hoher Bewunderung,“ ſagte der Kaiſer, „hat mich auch Ihre Kavallerie erfüllt, — ſie umgab Ihre Armee wie mit einem Schleier, der es unmöglich machte, deren Bewegungen zu erkennen.“

„Prinz Friedrich Karl,“ fuhr er dann fort, „entſchied das Schickſal des geſtrigen Tages, — ſeine Armee durchbrach unſere wichtigſten Stellungen.“

„Prinz Friedrich Karl?“ fragte der König erſtaunt, — „Eure Majeſtät täuſchen ſich, — die Armee meines Sohnes ſtand vor Sedan und trug weſentlich zum Gewinn der Schlacht bei.“

„Und wo iſt Prinz Friedrich Karl?“ fragte der Kaiſer verwundert.

„Er ſteht mit ſieben Armeekorps vor Metz, Sire,“ erwiederte der König.

Das faſt graue Geſicht des Kaiſers wurde noch bleicher, ſeine Augen ſchloſſen ſich und er faßte krampfhaft die Lehne des Seſſels.

„Ich glaubte, die Armee des Prinzen wäre unſerem Marſch ebenfalls gefolgt,“ ſagte er, mühſam ſeine Faſſung wieder gewinnend.

Abermals ſtockte die Unterhaltung einige Augenblicke.

„Darf ich Eure Majeſtät fragen,“ ſagte der König, „ob Sie irgend welche Vorſchläge für Friedensverhandlungen zu machen haben?“

Beinahe erſchrocken antwortete der Kaiſer:

„Ich habe keine Vorſchläge zu machen, Sire, — ich habe keine Macht, — ich bin Gefangener —“

„Und mit wem würde ich unterhandeln können?“ fragte der König weiter.

„Die Kaiſerin und ihre Miniſter, Sire,“ erwiederte Napoleon, „ſind die legale Regierung in Frankreich, — ich kann nichts thun, — nichts vorſchlagen, — ich bin nur noch ein einfacher Soldat, — ein Kriegsgefangener Eurer Majeſtät.“

„Wenn es Eurer Majeſtät genehm iſt,“ ſagte der König abbrechend, „ſo werde ich Befehl geben, das Schloß Wilhelmshöhe bei Kaſſel für Ihre Aufnahme in Bereitſchaft zu ſetzen, es wird Eurer Majeſtät dort an keiner Bequemlichkeit fehlen.“

Ein eigenthümliches, halb bitteres, halb wehmüthiges Lächeln zuckte eine Sekunde über das Geſicht des Kaiſers.

„Ich bedaure,“ fuhr der König freundlich fort, „die Gaſtfreundſchaft, welche Eure Majeſtät mir in Paris erwieſen, nicht unter erfreulicheren Verhältniſſen erwiedern zu können.“

Der Kaiſer verneigte ſich ſchweigend.

„So leben Sie denn wohl, Sire,“ ſagte der König, — „möchte bald der Friede möglich werden.“

Er drückte dem Kaiſer die Hand, der ihn bis zur Treppe begleitete, nachdem er in dem Glasſalon ſich vom Kronprinzen verabſchiedet hatte.

„Die Güte des Königs hat mich tief gerührt,“ ſagte er dabei mit zitternder Stimme zum Kronprinzen, — eine Thräne rollte aus ſeinem Auge über die welke, eingefallene Wange herab, — er trocknete ſie ſchnell mit dem Handſchuh, den er in der Hand hielt.

Der Kaiſer blieb in der Thür ſtehen, bis der König und der Kronprinz zu Pferde geſtiegen waren und, noch einmal grüßend, mit dem ganzen Gefolge davonſprengten.

Napoleon aber kehrte in das Haus zurück, rief die Generale ſeiner Umgebung und ertheilte ruhig wie zur Zeit des Friedens ſeine Befehle für die Reiſe nach Wilhelmshöhe, die in der Frühe des nächſten Tages angetreten werden ſollte. Dann entließ er die Generale, um bis zur Stunde des ſpäten Diners allein zu bleiben.

Nach der Entfernung des Königs rückten bald auch die württembergiſchen Batterieen ab, es blieb nur die Wache von den Leibküraſſieren zurück und ſtille Einſamkeit umgab dieſe letzte Wohnung des gefallenen Kaiſers auf dem Boden Frankreichs.

Napoleon hatte ſich in das neben dem Salon befindliche Bibliothekzimmer zurückgezogen und trat vor den großen, offenen Bücherſchrank mit langen Reihen elegant gebundener Bücher.

Sein Auge flog gleichgültig über die Titel hin, welche die Namen aller franzöſiſchen Klaſſiker zeigten — endlich heftete ſich ſein Blick auf eine große, in Broſchürenform kartonnirte Lieferung der illuſtrirten Ausgabe ſeines Werks „Das Leben Cäſar's“, welche zur Seite auf einigen Bänden von Buffon lag.

Er nahm dieß Heft und betrachtete ſinnend die auf dem Umſchlag befindliche Vignette, welche den großen römiſchen Imperator von Emblemen ſeiner Apotheoſe umgeben darſtellte.

„Das Leben Cäſar's!“ ſagte er ſeufzend, — „hier — an dieſem Tage! — Er fiel auf der Höhe ſeiner Macht, — aber ſein Werk fiel nicht mit ihm — ſeine Erben beſtiegen den Thron, deſſen Grundſäulen er errichtet — das römiſche Volk weinte um ihn und errichtete ihm Altäre! — Er war glücklicher, als er blutend zu den Füßen der Bildſäule des Pompejus lag, — ich habe lebend vor meinem ſiegreichen Gegner geſtanden, — und ich muß weiter leben — leben und leiden!“

Er ließ ſich in einen weiten Fauteuil ſinken und ſchlug das Heft auf das Gerathewohl auf.

Betroffen blickte er auf die Ueberſchrift des Kapitels, welche die geöffneten Blätter ihm zeigten.

„Les Germains dans la Gaule“ las er leiſe — und ein trauriges Lächeln flog über ſein Geſicht.

Dann las er, langſam die Blätter umſchlagend, dieß Kapitel ſeines Werkes über die Geſchichte einer fernen Vergangenheit, — während die Geſchichte der Gegenwart ſich anſchickte, über ihn hinweg das Leben der Völker auf neue Bahnen zu führen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Immer unruhiger war das Leben in Paris geworden, ſeit es mit Beſtimmtheit bekannt geworden war, daß der Kaiſer mit der Armee Mac Mahon's den Marſch nach dem Norden angetreten, um auf dieſe Weiſe durch eine Umgehung der feindlichen Truppen gegen Metz vorzudrängen, ſich mit dem Marſchall Bazaine zu vereinigen und die deutſchen Heere von ihren Rückzugslinien und von der Verbindung mit Deutſchland abzuſchneiden. Der General Trochu, wie er und ſeine Freunde laut verkündeten, hatten dieſen Marſch gerathen, der Marſchall hatte auf das Energiſchſte bei der Kaiſerin und bei den Miniſtern gegen die Zurückführung der Armee unter die Mauern von Paris proteſtirt, — der General Trochu aber war der Held des Augenblicks, er war der große Stratege, von welchem man die Rettung Frankreichs erwartete, und den man allein für fähig hielt, dieſem ſo furchtbaren preußiſchen General Moltke die

Spitze zu bieten. Grund genug, daß man von dem Marſch, den der General angerathen und den der Kaiſer ausgeführt hatte, die entſcheidendſten Erfolge erwartete. In allen Cafés, in allen Salons, auf den Boulevards und in den Foyers der Theater wurde dieſe große militäriſche Operation beſprochen und diskutirt, und man war überzeugt, daß nun der Tag der Rache nicht mehr fern ſein würde für alle dieſe Schlachten, welche die deutſchen Barbaren zu gewinnen ſich erlaubt hatten; denn wenn nur erſt die vereinigten Armeen von Mac Mahon und Bazaine im Rücken des Feindes ſtanden, wenn Trochu dann mit der Armee, welche er in Paris organiſirte, einen Vorſtoß machte, ſo war ja die Vernichtung des Feindes gewiß, und die übermüthigen Eindringlinge mußten auf dem heiligen Boden Frankreichs ihren Untergang finden.

Es ſchien keinem von allen dieſen Strategen der Cafés und Boulevards der Gedanke zu kommen, daß unter allen militäriſchen Operationen diejenige einer Umgehung feindlicher Armeen vor Allem das höchſte Geheimniß erfordert, Niemand ſchien daran zu denken, daß ein Marſch, welcher von der ganzen Bevölkerung von Paris vom Morgen bis zum Abend beſprochen wurde, kaum dem ſo feinhörigen preußiſchen Generalſtab verborgen bleiben könne. — Der General Trochu hatte die Bewegung für gut erklärt, Mac Mahon führte ſie aus, — an ihrem vollſtändigen Gelingen war nicht zu zweifeln, und die einzelnen Nachrichten, welche theils auf Privatwegen anlangten, theils offiziell verkündet wurden, beſtätigten ja fortwährend, daß einzelne feindliche Abtheilungen geſchlagen ſeien, und daß auf dem Wege, den Mac Mahon zu nehmen habe, um ſich mit Bazaine zu vereinigen, keine deutſchen Truppen vorhanden ſeien.

So war Paris fröhlich und hoffnungsvoll bis zum Anfang des September, man erwartete täglich entſcheidende Siegesnachrichten und man ſprach von Allem, wovon man in dieſem vielköpfigen Paris zu ſprechen pflegt, vor Allem aber von der Revanche, die man an dieſem thörichten und verwegenen Deutſchland nehmen wollte, welches das großherzige Frankreich von der preußiſchen Herrſchaft hatte befreien wollen, und welches nun in ſchreiender Undankbarkeit mit Preußen ausgezogen war, um einen Einfall in das franzöſiſche Gebiet zu machen. Am wenigſten aber ſprach man von dem Kaiſer und von der Regierung, das Alles war faſt vergeſſen in den Erſchütterungen dieſer Tage, und die einzige Autorität, welche in Paris anerkanntermaßen beſtand, war die des Gouverneurs, des großen Generals Trochu.

Die Tuilerieen waren einſamer und einſamer geworden. Wohl wehte die kaiſerliche Trikolore auf dem Pavillon de l'Horloge, wohl ſtanden die Poſten vor dem Gittereingang zu dem innern Hof, aber die Reihen von Equipagen, welche ſonſt in dieſem Hof dem großen Eingang gegenüber für den Dienſt der Marſchälle und Miniſter, der Botſchafter und Großwürdenträger, der Adjutanten und Hofchargen bereit ſtanden, waren nicht mehr da; denn alle jene bunte, ſchimmernde Welt, welche die Vorzimmer der kaiſerlichen Reſidenz erfüllte, war nach und nach fortgeblieben, und die Kaiſerin Eugenie befand ſich allein in ihren Salons mit den Damen und Herren des unmittelbaren Dienſtes.

Mit unſäglicher Mühe und Selbſtverleugnung hatte die Kaiſerin den zuverſichtlichen Blick in ihren Augen und das Lächeln auf ihren Lippen feſtgehalten; mit hoch erhobener Stirn ſchien ſie den immer finſterer und drohender ſich um ſie her zuſammenballenden Wolken Trotz bieten zu wollen, — aber es gelang ihr nicht, ihrer Umgebung den Glauben und das Vertrauen auf die Zukunft einzuflößen, welche doch das Volk da draußen auf den Straßen noch erfüllte, und wie man auf den Höhen der Berge den heranbrauſenden Gewitterſturm zuerſt empfindet, bevor er in die Thäler herabdringt, ſo ſchienen Diejenigen, welche auf den Höhen des Lebens der kaiſerlichen Majeſtät zunächſt ſtanden, auch zuerſt den Orkan zu fühlen, welcher heranzog, um dieſe Majeſtät von ihrer Sonnenhöhe hinab in den Staub zu ſchleudern.

Aber wenn ſie allein war, wenn ſie ſich frei wußte von allen dieſen auf ſie gerichteten Blicken, dann brach der Stolz und die Kraft der Kaiſerin zuſammen, dann beugte ſie ihre Stirn auf die gefalteten Hände nieder, dann verſchwand das Lächeln von ihren Lippen und heiße Thränen ſtrömten aus ihren Augen über die bleichen Wangen nieder. Gewaltſam ſuchte ſie den Muth und die Hoffnung in ihrem Herzen zu erhalten, aber es gelang ihr nicht, — ſie ſuchte den Troſt in der Religion, aber ſelten und ſeltener waren die Beſuche ihres Beichtvaters, des Abbé Bauer, geworden, und oft kam es vor, daß, wenn ſie zu ihm ſandte, um ihn zu ſich zu bitten, er nicht gefunden wurde und lange außerhalb des Schloſſes blieb.

Endlich hatte die Kaiſerin die Nachricht erhalten, daß der kaiſerliche Prinz in Mezières angekommen und von dort auf belgiſchem Gebiet in Sicherheit gebracht worden ſei.

Und auch dieſe Nachricht hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihren Muth und ihren Stolz zu beugen.

So war der 4. September herangekommen, und obwohl man fortwährend günſtige Depeſchen von Seiten der Regierung veröffentlichte, obwohl die ganze Bevölkerung mit Oſtentation ihr Vertrauen in die Zukunft zur Schau trug, ſo hatte ſich doch der ganzen Stadt eine gewiſſe fieberhafte Unruhe bemächtigt. Es war, als ob der äußerſte Saum der Wolke, welche ihr furchtbares Wetter über Sedan entladen hatte, ſeine Nebel bis nach Paris hin erſtreckte und wie in einem geheimnißvollen Vorgefühl die Empfindung der furchtbaren Nachrichten, die man erhalten ſollte, vorausſendete.

Die Straßen waren voll Menſchen, welche ſich in zitternder, unruhiger Bewegung, aber ohne laute Unterhaltung hin und her bewegten; und Bekannte, die ſich begegneten, fragten ſich mit einem gewiſſen bangen Ausdruck nach neuen Nachrichten, — faſt Alle fürchteten ſie die Antwort auf ihre Frage.

Es waren heute nicht wie ſonſt die Depeſchen an die Kioske angeſchlagen, auch die Morgenblätter hatten weder Telegramme noch irgend eine Kundgebung des an Proklamationen und Erlaſſen ſo fruchtbaren Gouverneurs von Paris enthalten.

Die Kaiſerin Eugenie ſaß in ihrem Privatſalon in den Tuilerieen. Ein Fenſterflügel war geöffnet und ließ die reine, friſche Herbſtluft aus dem Tuilerieengarten hereinſtrömen. Es war ſtill draußen auf den Champs Elyſées, es war ſtill im Innern des Schloſſes, und nur im Tuilerieengarten gingen wie in den Zeiten des tiefſten Friedens einzelne Spaziergänger auf und nieder, während zahlreiche Kinder unter der Aufſicht ihrer Bonnen ihre Reife vor ſich hertrieben oder ſich mit anderen Spielen beſchäftigten. Nichts ſchien verändert gegen die früheren Tage, in denen dieß Schloß der mächtigſte und glänzendſte Herrſcherſitz in Europa war, nichts als das Antlitz dieſer Frau, welche vor dem mit tauſend reizenden Kleinigkeiten überladenen Schreibtiſch daſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet und die Blicke ſtarr und düſter vor ſich zur Erde gerichtet.

Die Kaiſerin trug ein anliegendes, hohes Kleid von ſchwarzer Seide mit einer Broche von Perlen, ein ſchwarzes ſpaniſches Spitzentuch, um ihren Kopf und ihren Hals geſchlungen, verdeckte faſt ganz die goldblonden Haarflechten, und unter dieſer ganz ſchwarzen Umhüllung erſchien die marmorähnliche Bläſſe ihres Geſichtes geiſterhaft und erſchreckend.

Vor Ihrer Majeſtät ſtand Madame Lebreton, eine ihrer Vertrauten, die Schweſter des glänzenden Generals Bourbaki, welcher an der Spitze der kaiſerlichen Garden in den Krieg hinausgezogen war voll Kampfesmuth und Siegeshoffnung. Madame Lebreton, eine noch junge Dame von feinen Zügen, dunklen Augen und ſtark brünettem, ſüdlichem Teint, blickte voll Theilnahme auf die Kaiſerin hin und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Ich bitte Eure Majeſtät, ſich nicht der Muthloſigkeit, der Verzweiflung hinzugeben. Noch kann, noch wird ja Alles wieder gut werden, und wenn Eure Majeſtät den Muth verlieren —“

„Ich verliere den Muth nicht!“ rief die Kaiſerin, den Kopf aufrichtend. „Haben Sie mich je vor meinem Hof — vor dieſem Hof,“ fügte ſie mit bitterem Ton hinzu, „deſſen Reihen ſich täglich mehr lichten, — haben Sie mich je zittern oder zagen ſehen? Ich weiß, was ich meiner Stellung, was ich der Geſchichte ſchuldig bin, — aber wenn ich allein bin, allein mit meinen wahren Freunden, — wie mit Ihnen,“ ſagte ſie mit liebevoller Zärtlichkeit, — „mit Denen, die mich nicht nur lieben, weil ich die Kaiſerin bin, — dann muß das gequälte Herz ſich Luft machen, dann muß ich meinen Jammer ausſprechen, um die Kraft zu finden, mich wieder zu beherrſchen, wieder lächeln zu können, wenn alle Blicke auf mich gerichtet ſind.“

„Aber vielleicht,“ ſagte Madame Lebreton, „hat ſich Alles in dieſem Augenblick ſchon zum Beſſern gewendet, — alle Welt verſpricht ſich ſo viel von dieſem Marſch des Kaiſers nach Norden.“

„Ich verſtehe nichts von militäriſchen Operationen,“ rief die Kaiſerin lebhaft, — „ſie mögen vortrefflich ſein, — aber ich habe mein Gefühl, mein Gefühl, das mich noch ſelten getäuſcht hat, und das mir jetzt immer noch größeres Unheil verkündet! Denken Sie,“ rief ſie, raſch aufſpringend und, wie von innerer Unruhe getrieben, ſchnell auf und ab ſchreitend, „denken Sie, wie weit es bereits gekommen iſt, — mein Sohn, der Erbe dieſer herrlichen Krone von Frankreich, die noch vor Kurzem alle Kronen Europas mit ihrem Schimmer verdunkelte, er hat bereits die Grenzen des Landes verlaſſen müſſen und irrt flüchtig in dem kleinen Belgien umher, — ein willkommenes Schauſpiel für die dortige königliche Familie, die uns haßt, wie ihre Verwandten, die Orleans, uns haſſen, — in Belgien — o mein Gott!“ rief ſie, das Geſicht mit den Händen bedeckend, — „der Heimat dieſer unglücklichen Kaiſerin Charlotte, welche mit dem letzten klaren Blick ihres in Irrſinn brechenden Auges den Himmel um Rache angefleht hat an dem Kaiſer und ſeinem Stamm! O,“ fuhr ſie, in ſich zuſammengebrochen, fort, indem ſie Madame Lebreton ſcharf und durchdringend anſah, — „für uns iſt das Alles viel ernſter und viel ſchlimmer als für jene Fürſten, die im Purpur geboren ſind und zu der großen Familie der Könige gehören; die Bourbons waren aus

Frankreich vertrieben, aber ſie waren Könige im Exil, ſie waren die Brüder aller dieſer gekrönten Häupter, die ſich unter einander als ein beſonderes, von Gott auserwähltes Geſchlecht betrachten. Wir aber, wenn uns das Schwert aus den Händen genommen, wenn unſere Macht gebrochen iſt, — was ſind wir?"

„Ich bitte Eure Majeſtät," erwiederte Madame Lebreton, indem ſie die Hände der Kaiſerin ergriff und an die Lippen drückte, „verbannen Sie dieſe traurigen Phantaſieen in einem Augenblick, wo Klarheit, Ruhe und Entſchloſſenheit noth thut. Und wenn," fuhr ſie mit innigem Ton fort, „wenn wirklich noch ſchwereres Unglück bevorſtehen ſollte, — was auch immer kommen möge, für alle die treuen Herzen, die Sie umgeben, werden Eure Majeſtät immer die Kaiſerin, die gnädige und geliebte Gebieterin bleiben."

„Für alle treuen Herzen," ſagte die Kaiſerin bitter, — „aber wie viele gibt es deren? Gehen Sie hinaus in die leeren Vorzimmer, dort können Sie ſie zählen, die Getreuen, die Einſamkeit richtet ſich um mich auf; mit jenem Inſtinkt, der das nahende Unglück fühlt, zieht ſich Alles von mir zurück, gerade wie es damals geſchah, als in demſelben unglücklichen Schloſſe die arme Königin Marie Antoinette ihrem entſetzlichen Ende entgegenging, dieſe unglückliche Königin, deren Bild in den

Tagen des höchſten Glücks fortwährend in meiner Seele lebte, — und deren Schickſal nun vielleicht auch das meine ſein wird —“

„Majeſtät, ich beſchwöre Sie!“ rief Madame Lebreton zuſammenſchauernd.

Die Kaiſerin war an eine zierliche Konſole herangetreten, auf welcher ein kleines, einfaches Service von weißem Porzellan mit Blumenguirlanden ſtand.

„Das war das Frühſtücksgeſchirr der Königin in Trianon, in der Zeit, als ſie noch ihr Porzellan wie ihr Leben mit Blumen bekränzte, — oft ſind mir die Thränen in die Augen getreten, wenn ich dieſe Taſſe betrachtete, welche von denſelben Lippen berührt wurde, die ſpäter aus dem ſchmutzigen Geſchirr der Conciergerie eine flüchtige Erquickung ſuchen ſollten, — nun — vielleicht wird man ſpäteren Generationen dieſe Gefäſſe zeigen und ihnen erzählen, daß dieſelben einſt der unglücklichen Königin gehörten, welche auf dem Schaffot ſtarb — und dann der unglücklichen Kaiſerin, welche —“ ſie blickte mit großgeöffneten, ſtarren Augen in die kleine Taſſe hinein, als zeigten ſich ihr in derſelben eben ſo finſtere und entſetzliche Bilder der Zukunft, wie ſie der geheimnißvolle Graf von Caglioſtro einſt vor der Dauphine Marie Antoinette in einem Glaſe Waſſer erſcheinen ließ.

Der Kammerdiener der Kaiſerin trat leiſe und geräuſchlos ein und meldete, daß der Fürſt Metternich Ihre Majeſtät um Gehör bitte.

Raſch wandte ſich die Kaiſerin um.

„Der Botſchafter Oeſterreichs,“ flüſterte ſie leiſe, — „in dem Augenblick, in welchem das Bild der unglücklichen Erzherzogin mahnend vor mir aufſteigt — —“

„Der Fürſt iſt mir willkommen!“ rief ſie dann. Und raſchen Schrittes ging ſie dem Botſchafter entgegen, welcher durch die von dem Kammerdiener offen gehaltene Thür in den Salon trat.

Fürſt Metternich war im ſchwarzen Morgenanzug. Sein Geſicht war bleich, voll unruhiger Erregung, ſeine großen, etwas weichen Augen blickten mit tieftraurigem Ausdruck auf die Kaiſerin hin, welche ihm die Hand entgegenſtreckte und mit ängſtlicher Eile ſprach:

„Was bringen Sie mir, mein Fürſt, in dieſen Stunden der bangen Erwartung? Von einem ſo treuen und bewährten Freunde wie Sie kann nur eine gute Nachricht kommen.“

Der Fürſt beugte ſich auf die Hand der Kaiſerin nieder, berührte dieſelbe mit ſeinen Lippen und ſprach dann, ohne die Augen wieder aufzuſchlagen:

„Ich wünſchte, Madame, Ihnen immer nur frohe Botſchaften bringen zu können. Aber leider,“ fügte er leiſe hinzu, „erhört der Himmel nicht immer unſere Wünſche, und oft muß es uns ſchon zur Beruhigung dienen, wenn wir, ſtatt das Glück zu verkünden, im Unglück Troſt bringen können.“

Die Kaiſerin ſtützte ſich einen Augenblick auf die Lehne des Seſſels, neben welchem ſie ſtand. Ihr ganzer Körper zitterte, kaum ſchien ſie ſich aufrecht halten zu können.

Madame Lebreton eilte zu ihr hin, um ſie zu unterſtützen.

„Sprechen Sie, mein Fürſt,“ ſagte die Kaiſerin, mühſam athmend, „ich bin gefaßt, das Schlimmſte zu hören, — es bleibt ja nicht viel mehr übrig, nach Allem, was uns ſchon betroffen.“

„Ich habe ein Telegramm erhalten, Madame,“ ſagte der Fürſt Metternich, indem er ein Papier aus der Taſche zog, „das über die große Schlacht berichtet, welche unter den Mauern von Sedan ſtattgefunden hat.“

„Sedan,“ wiederholte die Kaiſerin mechaniſch, — „alſo iſt man dort auf den Feind geſtoßen, die Umgehung iſt nicht gelungen?“

„Es ſcheint,“ ſagte der Fürſt, „daß die preußiſche Hauptmacht bei Sedan vereinigt geweſen, und die große Schlacht, welche vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend dauerte, — iſt verloren.“

„Verloren!“ rief die Kaiſerin, — „wie alle dieſe Schlachten bisher, eine nach der andern, — o, welche Täuſchung, welche Täuſchung! — welche Hoffnungen haben wir auf dieſe Armee gebaut! Doch, mein Fürſt,“ ſagte ſie dann, „theilen Sie Alles mit, was Sie wiſſen.“

„Es iſt nur wenig,“ ſagte Fürſt Metternich, „ein kurzes Telegramm, — aber allerdings von Bedeutung, voll ſchmerzlichen Inhalts.“

Er faltete das Papier auseinander und las:

„Eine große Schlacht bei Sedan, der König von Preußen gegenwärtig, Mac Mahon verwundet, die ganze franzöſiſche Armee hat die Waffen geſtreckt. — —“ Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann raſch, als wolle er ſich von einer Laſt befreien, fort: „Der Kaiſer hat dem Könige von Preußen ſeinen Degen übergeben und iſt als Gefangener nach Wilhelmshöhe abgereist.“

Ein dumpfer, röchelnder Schrei rang ſich aus der Bruſt der Kaiſerin empor. Sie brach zuſammen, Madame Lebreton fing ſie in ihren Armen auf und ließ ſie in den Seſſel niederſinken.

Der Fürſt war einen Schritt näher getreten und blickte ängſtlich und beſorgt auf dieſe ſo hart geprüfte Frau, welche mit ſchwer arbeitender Bruſt und geſchloſſenen Augen in den Seſſel zurückgelehnt dalag.

„Nun iſt Alles vorbei!“ rief ſie endlich, drückte ihr Taſchentuch vor die Augen und begann heftig zu ſchluchzen, während ihr Körper in konvulſiviſchen Bewegungen zitterte.

Madame Lebreton hielt ſie in ihren Armen.

Der Fürſt ſtand ſchweigend und unbeweglich daneben. — Er konnte nichts helfen, der Sturm dieſer furchtbaren Gemüthsbewegung mußte austoben.

Endlich ſprang die Kaiſerin empor.

„Wo iſt Palikao?“ rief ſie, „warum habe ich von ihm dieſe Nachricht nicht erhalten? Man ſoll Palikao rufen! Hier iſt ſein Platz in dieſem Augenblick, neben mir, neben der Regentin, die ſeinen Souverän, ſeinen Kaiſer vertritt.“

„Ich bitte Eure Majeſtät,“ ſagte der Fürſt Metternich ruhig, „zu warten. Der Graf Palikao wird nicht verfehlen, Eurer Majeſtät ſpezielle Nachrichten über dieſes unglückliche Ereigniß mitzutheilen. Aber bedenken Sie, daß er den erſten Anlauf auszuhalten hat, daß ſeine Anweſenheit in dem Miniſterium, in der Kammer unumgänglich nothwendig iſt, entziehen Sie ihn in dieſem Augenblick nicht den dringenden Pflichten ſeiner Stellung.“

„Aber was ſoll ich thun?“ rief die Kaiſerin, „es müſſen Entſchlüſſe gefaßt werden, es muß etwas geſchehen, man muß ganz Frankreich bewaffnen, man muß das Volk an die Stelle dieſer vernichteten Armeen treten laſſen!“

„Ich glaube nicht,“ ſagte der Fürſt Metternich, achſelzuckend, mit trauriger Stimme, „daß auf dieſem Wege durch eine Fortſetzung des Krieges noch etwas zu erreichen ſein möchte, — doch ſteht es mir nicht zu, in dieſer Beziehung Eurer Majeſtät eine Meinung auszuſprechen. Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen, Madame, perſönlich meinen Rath, den Rath eines tief ergebenen Freundes zu geben, ſo würde ich Eurer Majeſtät empfehlen, für einige Zeit Paris zu verlaſſen und fern von dem Einfluß der durch dieſes Ereigniß natürlich in hohem Grade aufgeregten Volksmaſſen die Zukunft zu erwarten und zu überlegen, was zu thun übrig bleibt.“

„Paris verlaſſen,“ rief die Kaiſerin mit flammendem Blick, „im Augenblick der Gefahr den Platz verlaſſen, auf welchen der Kaiſer, mein Gemahl, mich hingeſtellt hat, — den Platz, welchen ich behaupten muß für die Zukunft meines Sohnes? — nimmermehr, mein Fürſt! Dadurch würde ich vielleicht mein Leben und meine Perſon in Sicherheit bringen, aber — eine Kaiſerin muß auch zu ſterben wiſſen —“

„Wenn dieß Opfer ſeinen Preis werth iſt,“ erwiederte der Fürſt. „In dieſem Augenblick aber, Madame, wird die Zukunft nicht in Paris entſchieden werden. Und Eure Majeſtät ſind hier von zwei Seiten bedroht, Sie ſind bedroht von dem aufgeregten Volk und bedroht von den feindlichen Armeen, welche ſich nunmehr in raſchen Märſchen hieher bewegen und die Hauptſtadt angreifen werden. In einem Augenblick aber, wie der gegenwärtige, muß die Regierung des Landes vor Allem von innerem und äußerem Druck frei ſein, und deßwegen bleibe ich dabei, daß Eure Majeſtät Paris ſo ſchnell als möglich verlaſſen müſſen. Denn ſchon nach kurzer Zeit möchten Sie vielleicht gezwungen ſein können, Frankreich zu verlaſſen.“

Die Kaiſerin ſchritt unſchlüſſig auf und nieder.

„Ich kann mich nicht entſchließen,“ ſagte ſie endlich, vor dem Fürſten ſtehen bleibend, „wie würden ſie jubeln alle meine Feinde, wie würden ſie alle mögliche Schmach an meinen Namen heften, wie würden ſie mir nachſagen, daß ich vor der Gefahr geflohen ſei, nachdem ich das Glück und den Glanz eines Thrones genoſſen! Verzeihen Sie,“ ſagte ſie, dem Fürſten die Hand reichend, „ich zweifle nicht an der Aufrichtigkeit Ihres treu gemeinten Rathes, aber ich kann mich nicht zu einem ſo ſchweren Schritt entſchließen, ohne wenigſtens die unmittelbaren nächſten Ereigniſſe abzuwarten, ohne den Rath meiner Miniſter gehört zu haben.“

Der Fürſt verneigte ſich.

„Es ſteht mir nicht zu,“ ſagte er, „in Eure Majeſtät zu dringen, — ich bin nicht befugt, eine ſolche Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen. Geſtatten Eure Majeſtät mir, mich zurückzuziehen, und vergönnen Sie mir, nur noch einmal zu bemerken, daß die Zeit in ſolchen Kriſen, wie die gegenwärtige, unendlich ſchnell fortſchreitet und ſchnelle Entſchließungen fordert. Mag geſchehen, was da wolle,“ fügte er mit Wärme hinzu, „Eure Majeſtät haben über mich zu gebieten und werden mich im Augenblick der Gefahr an Ihrer Seite ſehen.“

Er küßte die Hand der Kaiſerin und ging hinaus.

Die Kaiſerin ſah ihm lange nach.

„Er hat recht,“ ſagte ſie, „die Zeit geht ſchnell, Entſchlüſſe müſſen gefaßt werden, aber — was — was ſoll ich thun? — Paris verlaſſen? — das heißt Alles aufgeben — das heißt die Abdankung — das heißt der Sturz in das Nichts. Und Palikao, der mich hier allein läßt, ich muß ihn ſprechen oder irgend einen andern von den Miniſtern. Sehen Sie, wer im Vorzimmer iſt, wen ich dorthin ſenden kann,“ ſagte ſie zu Madame Lebreton.

Dieſe ging hinaus und kehrte nach einigen Augenblicken, noch ernſter und trauriger als vorher, zurück.

„Es iſt Niemand da," ſagte ſie, „das Vorzimmer iſt leer."

„Niemand da!" rief die Kaiſerin mit einem faſt krankhaften Hohnlachen, „die Kaiſerin von Frankreich hat Niemanden, den ſie zu ihrem Miniſter ſenden könnte, — aber bin ich noch die Kaiſerin? Bin ich nicht die Gemahlin eines Beſiegten, eines Gefangenen, dem man nicht zögern wird, die Krone vom Haupt zu reißen, — o, warum bin ich nicht draußen geweſen, dort hätte ich vielleicht etwas thun können, zu etwas nützen, hier bin ich allein — allein, hülflos und wehrlos in dieſen blutgetränkten Mauern, welche ſchon ſo viele Throne zertrümmern ſahen, — o mein Gott, welch' ein Schickſal — und welch' einen Ausgang wird das Alles nehmen!"

Sie ſank zuſammenbrechend auf ihren Stuhl nieder; fahle Bläſſe bedeckte ihr Geſicht.

„Mag kommen, was da wolle," rief Madame Lebreton, indem ſie den Kopf der Kaiſerin in ihre Hände nahm, „Eure Majeſtät bedürfen zunächſt der Ruhe, um irgend einen Entſchluß zu faſſen. Ich beſchwöre Sie, Madame, legen Sie ſich nieder, nur für kurze Zeit, — Sie werden die offiziellen Nachrichten erhalten, die Miniſter werden kommen, und Sie werden dann die Kraft haben, zu beſchließen und zu handeln."

Langſam richtete ſich die Kaiſerin auf, und faſt willenlos, ſtarr vor ſich hinblickend, mit ſchlaff herabhängenden Armen, ließ ſich die unglückliche Fürſtin von ihrer treuen Dienerin nach ihrem Schlafzimmer führen, wo ſie ganz angekleidet auf ihr Bett niederſank und in einen Schlummer der Ermattung verfiel.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Auf jene unerklärliche Weiſe, welche die Nachrichten großer Ereigniſſe ohne die Vermittelung des gedruckten oder geſchriebenen Wortes wie eine geheimnißvolle Zaubermacht unter den Menſchen verbreitet, begann die Kataſtrophe von Sedan auf den Straßen von Paris bekannt zu werden.

Es war kein Telegramm publizirt, keine Proklamation erlaſſen, — dennoch erzählte da draußen in allen Theilen der rieſigen Stadt, welche eine ſo vielgeſtaltige Welt für ſich bildet, Einer dem Andern, daß die Armee Mac Mahon's geſchlagen und der Kaiſer gefangen nach Deutſchland geführt ſei. Und fragte man, woher die Nachricht käme, ſo hatte der Eine ſie eben wieder vom Andern gehört und Niemand konnte bis zur erſten Quelle hinaufſteigen. Nichtsdeſtoweniger aber glaubte man dieſe Nachricht, denn ſie kam von allen Seiten ohne Widerſpruch, ſie lag wie ein Miasma in der Luft, ſie ſchien wie ein finſterer Nebel aus der Erde zu ſteigen, und dieſe ganze Welt von Paris, ſoeben noch von Siegeshoffnungen getragen und nun ſo jäh aus ihren Illuſionen zur Wirklichkeit erweckt, zitterte und zuckte wie im Fieberparoxismus.

Gruppen bildeten ſich überall, man hörte überall Verwünſchungen gegen den Kaiſer ausſtoßen, von dem man ſo lange vorher gar nicht mehr geſprochen, — hatte doch der Kaiſer dieſen Krieg unternommen, der ein ſo entſetzliches Ende nahm, und mußte man nun doch den Schuldigen haben, auf deſſen Schultern man die ganze Laſt des Unglücks wälzen konnte — man vergaß, wie das franzöſiſche Volk ja ſo leicht vergißt, daß die ganze Nation zum Kriege gedrängt, die Kriegserklärung mit Jubel begrüßt hatte und den ſiegreichen Kaiſer faſt zu den Göttern erhoben haben würde.

Endlich begannen einige Stimmen zu rufen:

„Nach dem Corps législatif, dort werden wir hören, was vorgeht!“

Und alle dieſe Gruppen drängten ohne beſtimmten Plan, ohne beſtimmte Abſicht, zunächſt nur von der Neugierde geleitet, von allen Seiten her nach dem Palais des Corps législatif. Bald waren die Kais, die Place de la Concorde und die Eingänge der Champs

Elyſées dicht mit Menſchen gefüllt, und nach einiger Zeit hörte man bereits von allen Seiten Stimmen erſchallen, welche erſt in einzelnen Rufen und dann immer lauter und lauter ſich vernehmen ließen:

„Nieder mit dem Kaiſerreich! — die Abſetzung! — es lebe die Republik!“

Und nicht lange währte es, ſo ſtimmte dieſe ganze dichtgedrängte Menſchenmenge in jene Rufe ein, welche herüberdrangen nach dem lang geſtreckten Palaſt der Tuilerieen, auf welchem immer noch die kaiſerliche Fahne wehte und unter deſſen Dach faſt einſam und verlaſſen die Kaiſerin Eugenie in bewußtloſer Erſchöpfung dalag. —

In dem zweiten Zimmer des Café de Madrid, auf dem Boulevard St. Martin, deſſen Räume heute ziemlich leer waren, da die Pariſer in der unruhigen Erwartung neuer Nachrichten ſich ſelten nur von den Straßen entfernen mochten, ſaß wieder jene kleine Kreis von Männern beiſammen, welche von der Zukunft die Früchte ihrer finſtern Arbeit erwarteten. Ihre auf den erſten Anblick wenig außergewöhnlichen und einfachen Erſcheinungen hätten bei näherer Betrachtung intereſſiren müſſen, da alle dieſe Köpfe einen eigenthümlichen, charakteriſtiſchen Ausdruck zeigten und die von dieſen Perſonen halb leiſe geführte Unterhaltung in dieſer Zeit der allgemeinen, hochgehenden Aufregung jedenfalls nicht gewöhnlich war.

Hier ſah man Cluſeret, den General der Fenier, mit ſeinem verbitterten, finſtern Geſicht und den unſtäten, verſchleierten Augen; Paſchal Grouſſet mit ſeinen welken, abgelebten Zügen; Courbet, den Maler des ſchmutzigen Materialismus, mit den ſtechenden Augen, dem beweglichen Geſicht und dem großen Vollbart; Delescluze mit den ſtrengen Zügen, dem grauen Haar und Bart und den ruhigen, denkenden Augen; Mégy mit dem freien, offenen Blick und den heiteren Zügen, und Felix Pyat mit dem ſcharfen, ruhigen Profil, dem dichten, dunklen Haar und Bart, den düſter flammenden Augen, aus welchen ein wilder, unverſöhnlicher Haß gegen Alles, was glücklich, fröhlich und rein in der Welt war, hervorſprühte.

Alle dieſe Männer ſaßen traurig und niedergeſchlagen in einem engen Kreiſe nahe bei einander, die großen Nachrichten, welche die Welt draußen auf den Straßen von Paris zu bewegen anfingen, waren noch nicht zu ihnen gedrungen.

„Unmöglich iſt es,“ rief Felix Pyat, indem er mit der Hand durch ſeinen krauſen Bart fuhr, „aus allen dieſen widerſprechenden Nachrichten die Wahrheit herauszufinden — die Wahrheit, welche dieſe traurige Regierung ſo ſorgſam zu verhüllen beſtrebt iſt, um wenigſtens noch einen Tag oder eine Woche länger ihr elendes Daſein zu friſten! Und doch," ſagte er, zähneknirſchend, „wenn ich denke, daß vielleicht dennoch dieſe Hoffnungen ſich erfüllen könnten, daß vielleicht dennoch ein Sieg könnte erfochten werden, und daß dieſe ganze kaiſerliche Wirthſchaft triumphirend hier wieder einrückte, daß ich aus der Verbannung zurückgekehrt wäre, um das zu erleben — — es wäre entſetzlich! Wir wären von unſerem Ziele weiter entfernt als je!"

„Ein Sieg?" rief der Maler Courbet, „bah! glaubt das nicht, dieſe Armeen, die alle ſchon einmal geſchlagen ſind, werden keinen Sieg mehr erkämpfen! — Sie müſſen verſchwinden! Siegreich kann nur noch das Volk ſein, das Volk in ſeinen Tiefen, das von der kaiſerlichen Korruption noch nicht berührt worden."

„Und dieß Volk wird ſiegreich ſein," rief Mégy, „laßt es nur erſt heraufſteigen auf den Platz, welchen dieſe feige, verderbte Bourgeoiſie jetzt einnimmt; das Volk wird ſiegreich ſein!"

„Gewiß," rief Felix Pyat, indem er ſein Glas heißen Punſches bis zur Hälfte leerte, „aber wenn jetzt der Kaiſer mit ſeiner Armee noch einmal die Feinde ſchlägt und das Glück an ſeine Fahnen feſſelt, dann werden wir wohl," ſagte er mit bitterem Lachen, „die Siege des

Volks nicht mehr erleben, denn dann wird eine neue Aera der Tyrannei beginnen, — einer ſtärkern und entſetzlichern Tyrannei, als ſie jemals dageweſen iſt!“

„Ich habe immer davor gewarnt,“ ſagte Delescluze mit ſeiner ruhigen, klaren und ſchneidend ſcharfen Stimme, „die Durchführung unſerer Prinzipien von äußeren Ereigniſſen abhängig zu machen, welche mehr oder weniger in der Hand des Zufalls liegen. Wir müſſen mit unſeren Ideen das Volk erfüllen, in dieſen Ideen die zukünftige Generation erziehen, dann wird unſer Sieg vielleicht ſpäter kommen, wir Alle werden uns ſeiner Früchte vielleicht nicht mehr erfreuen, aber er wird um ſo ſicherer kommen und wird keinem zufälligen Ereigniß, ſondern nur der Arbeit des Volkes allein zu danken ſein.“

„Auch die günſtigſten äußeren Ereigniſſe, auch die vollſtändige Niederlage des Kaiſers,“ ſagte der General Cluſeret, indem er ſich mit ſeinem Stuhl zurücklehnte und eine dichte Wolke aus ſeiner Cigarrette in die Luft blies, „das Alles wird die wahre Freiheit und Gleichheit nicht zum Siege führen, wenn das Volk nicht militäriſch organiſirt und gut geführt wird; denn nach den kaiſerlichen Armeen werden es die Truppen der Bourgeoiſie ſein, welche uns gegenüber ſtehen, und welche für ihren Beſitz und ihre Exiſtenz kämpfen. Das wird ſie tapfer und ausdauernd machen, und weder mit

Phraſen, noch mit Ideen werden wir ihre Bataillone vernichten.“

Delescluze ſah ihn mit einem ſtrengen Blick an, — bevor er antwortete, öffnete ſich klirrend die Glasthür des erſten Zimmers und mit raſchen Schritten trat Raoul Rigault in das Zimmer.

Dieſer kaum dem Collège entwachſene Agitator war wenn möglich noch blaſirter und kecker geworden. Er vereinigte in ſeiner Erſcheinung die wenig gewählten, etwas cyniſchen Manieren des Quartier Latin mit der falſchen und übertünchten Eleganz jener Stutzer dritten und vierten Ranges, welche auf den entlegeneren Boulevards und in den öffentlichen Lokalen der basse volée den Ton und die Manieren der Dandies aus der großen Welt kopiren. Sein Haar und ſein gleichmäßiger, ſtarker Vollbart waren mit einer gewiſſen koketten Prätenſion geordnet, ſein blaſſes, etwas aufgeſchwemmtes Geſicht trug den Stempel niedriger Debauche, ſeine etwas vorſtehenden, großen und ſtarr blickenden Augen waren von einem Pincenez bedeckt, das er mit einiger Mühe auf ſeiner Naſe feſthielt. Seine Wäſche und ſeine Handſchuhe waren von äußerſt zweifelhafter Friſche, und das kleine Stöckchen, das er in der Hand hielt, war mit ſeinem imitirten Korallenknopf nur eine ſchwache Nachbildung jener eleganten und koſtbaren Stiks der Stutzer aus der großen Welt.

„Ich dachte es doch,“ rief Raoul Rigault höhniſch, „daß ich meine vortrefflichen philoſophiſchen Freunde hier finden würde, Vermuthungen austauſchend und Hypotheſen bauend, während draußen die wirkliche Welt fortſchreitet und ein wenig durcheinander gerüttelt wird, — was ihr ſehr noth thut.“

Er rieb ſich vergnügt die Hände und trat vor einen großen, an der Wand hängenden Spiegel, in welchem er ſich wohlgefällig betrachtete und ſeine Kravatte zu ordnen begann.

„Sind neue Nachrichten aus dem Felde gekommen?“ fragte Felix Pyat.

„Die allerneueſten,“ ſagte Raoul Rigault, indem er fortfuhr, ſich mit dem Knoten ſeiner Kravatte zu beſchäftigen, „Mac Mahon iſt geſchlagen, die ganze Armee hat die Waffen geſtreckt und unſer vielgeliebter, großmächtiger Kaiſer Badinguet der Große iſt encoffrirt und nach einem hübſchen kleinen Gefängniß in Deutſchland abgeführt worden.“

Er hatte dieſe Worte im gleichgültigſten Ton geſprochen, als handle es ſich um die natürlichſte Sache der Welt, ohne einen Augenblick aufzuhören, ſich mit ſeiner Toilette zu beſchäftigen.

Alle Uebrigen aber waren aufgeſprungen bei dieſer Nachricht, welche in ihren wenigen Worten einen Umſturz alles Beſtehenden bedeutete.

„Die ganze Armee gefangen,“ rief Felix Pyat, „der Kaiſer nach Deutſchland abgeführt, dann iſt der Moment für uns gekommen, wir müſſen hinaus in die Vorſtädte, wir müſſen alle unſere Kräfte in Bewegung ſetzen —“

„Wir müſſen das Volk bewaffnen und in Bataillone formiren,“ ſagte Cluſeret, — „das Alles muß militäriſch organiſirt werden!“

„Man muß eine Verſammlung auf das Marsfeld berufen,“ rief Delescluze, „und die Herrſchaft der Kommune nach dem Vorbild von 1793 einrichten.“

„Auf! auf!“ riefen alle Stimmen durcheinander, „laßt uns in unſere Quartiere gehen, unſere Freunde in Thätigkeit zu ſetzen!“

Und Alle ſuchten ihre Hüte, um das Lokal zu verlaſſen.

Raoul Rigault hatte ſeine etwas abgetragene Kravatte zu einer kunſtvollen Schleife geknüpft, warf noch einen Blick in den Spiegel und trat dann vor die Ausgangsthür, indem er ſein kleines Stöckchen emporhob und Felix Pyat, der eben hinausſtürmen wollte, mit der Hand zurückſchob.

„Halt, meine Freunde!“ rief er, „halt, — ihr wollt wieder eine große Thorheit begehen, eine Thorheit, die ihr ſpäter lange zu bereuen haben würdet!“

„Eine Thorheit,“ rief Felix Pyat, „eine Thorheit, wenn wir den Augenblick ergreifen, der vielleicht ſo bald nicht wieder kommt? Unſere größte, unſere ewige Thorheit iſt das Zaudern und Warten!“

Er verſuchte, Raoul Rigault zur Seite zu ſchieben, dieſer aber behauptete ſeinen Platz vor der Thür und ſprach ein wenig ernſter, aber immer noch mit jenem halb ſelbſtzufriedenen, halb höhniſchen Lächeln, welches faſt nie von ſeinen Lippen verſchwand:

„Hört mich an, meine Freunde, ich habe geſagt, es wäre eine große Thorheit, wenn ihr jetzt hinausſtürmen wolltet, um die Revolution zu entzünden. Für die Revolution, das heißt für unſere, für die ernſthafte Revolution iſt die Zeit noch nicht gekommen. Der Kaiſer iſt gefangen, ſeine Armeen ſind geſprengt,“ fuhr er fort, während die Uebrigen ſich um ihn drängten und ihm mit einer gewiſſen Ungeduld zuhörten, „dieſe Geſellſchaft, welche hier in Paris die öffentlichen Gebäude okkupirt und ſich die Regentſchaft nennt, wird vor dem Hauch dieſer Nachricht in Nichts zerſtäuben, man wird die Republik proklamiren, aber es wird die Republik der Bourgeoiſie ſein, dieſer vortrefflichen Bourgeoiſie, welche uns ſo ſehr liebt und hundertmal eher von den ſiegreichen Preußen auf den Knieen den gefangenen Kaiſer zurückerbitten würde, als daß ſie mit uns etwas zu thun haben möchte, — dieß wird die Republik der Trochu, der Jules Favre, der Gambetta und aller dieſer Phraſeurs ſein, welche die kaiſerliche Tyrannei nur verdrängen wollen, um ſich an ihre Stelle zu ſetzen und das Volk ebenſo zu mißbrauchen und zu unterdrücken, wie Jene es gethan."

„Gewiß, gewiß," rief Felix Pyat, „das wird geſchehen, wenn wir uns nicht hinein miſchen. Damit dieß aber nicht geſchehe, müſſen wir hinaus, um die Unſeren zu verſammeln und zür That zu rufen!"

„Wir werden ſie nicht ſo ſchnell ſammeln können," erwiederte Raoul Rigault, „daß Jene nicht zuvor die Erbſchaft der kaiſerlichen Regierung angetreten haben, und wir werden uns dann dieſen Herren der Bourgeoiſie, und vor allen Dingen den Bataillonen des Generals Trochu, dieſes Mannes der Proklamationen und der Pläne, gegenüber befinden. Wenn auch ſeine ſtrategiſchen Pläne den Preußen nicht viel ſchaden werden, auf uns wird er mit beſonderem Vergnügen feuern laſſen, er wird ſtolz ſein, doch irgendwo ſiegen zu können, und die ganze Folge des Unternehmens, welches ihr ſo vorſchnell beginnen wollt, wird der Tod von

Vielen der Unſrigen, von uns ſelbſt ſein, denn es wird uns kaum gelingen, uns in Sicherheit zu bringen, und dieſe Herren von der Bourgeoiſie werden uns noch viel eifriger verfolgen, als es die kaiſerliche Polizei je gethan hat.“

Alle ſchienen betroffen von den Worten Raoul Rigault's, — ein augenblickliches Schweigen trat ein.

„So ſollen wir ruhig den Augenblick vorübergehen laſſen?“ rief Felix Pyat, — „das iſt unmöglich!“

„Wir werden nichts verlieren,“ erwiederte Raoul Rigault, „wir werden den falſchen Augenblick vorübergehen laſſen, um den richtigen zu ergreifen. Dieſe Republik der Bourgeoiſie wird ſich ſelbſt vernichten, die Uneinigkeit liegt in ihrem Schooß, die Feinde von außen werden ſie beſchäftigen und im Schach halten. Wir werden Zeit haben, Alles vorzubereiten und nach feſten Plänen zu ordnen, unſere Minen zu ziehen, um dann im gegebenen Moment, der bald kommen wird, alle dieſe Komödianten in die Luft zu ſprengen. Unſere Freunde Varlin und Pindy ſind abgereiſt, um in allen Provinzen die Gewerkvereine zu gemeinſamer, kaltblütiger und ruhiger Thätigkeit zu ermahnen, — die Gewerkvereine, welche die Armeeorganiſation des ſtreitenden Volkes bilden. Sie müſſen Alle dahin wirken, daß zunächſt dieſe Bourgeoisregierung ſich konſtituire, um ſich ſelbſt zu vernichten und uns Zeit zu laſſen, unſere Kräfte vollſtändig zu ordnen. Heute würden wir geſchlagen und niedergeworfen werden, in einigen Monaten vielleicht wird der Sieg mit Gewißheit unſer ſein. Darum, meine Freunde, muß heute unſere Loſung ſein, die Dinge gehen zu laſſen, ohne uns auch nur mit dem Druck des Fingers daran zu betheiligen. Ich meinestheils gehe hinaus und rufe ſo laut ich kann: Es lebe Trochu! Es lebe Jules Favre! Es lebe Gambetta!" —

„Dann will ich wenigſtens doch noch rufen: Nieder mit dem Kaiſer! Nieder mit der Regentſchaft!" ſagte Courbet.

„Das iſt nicht mehr nöthig," erwiederte Raoul Rigault achſelzuckend, indem er ſein herabgefallenes Pincenez von Neuem auf der Naſe befeſtigte, „ich liebe es nicht, meine Kehle unnütz anzuſtrengen."

Felix Pyat war zur Seite getreten und drückte, in tiefen Gedanken verſunken, beide Hände vor die Stirn.

„Unſer Freund Raoul Rigault hat recht," ſagte Delescluze, „vollkommen recht, er iſt der Jüngſte von uns Allen, aber ich muß ihm zugeſtehen, daß ſein Blick klar und weitſichtig iſt, handeln wir nach ſeiner Anſicht."

„Er hat recht," ſagte Felix Pyat finſter, „aber es iſt doch hart, noch warten zu müſſen, nachdem wir ſo lange ſchon gewartet haben, — indeß, es muß ſein —"

„Und Bakunin?“ fragte Megy, „er war angekommen, ich habe ihn ſeit vorgeſtern nicht geſehen; was iſt aus ihm geworden?“

„Dieſer katariſche Wilde,“ erwiederte Raoul Rigault, mit ſeinem Stöckchen ſpielend, „in deſſen Geiſt Alles Unordnung, Alles Dunkelheit und Ueberſtürzung iſt, kann natürlich nicht warten, bis die Frucht reif iſt, er iſt nach Lyon gegangen, um dort die Revolution zu entzünden. Man wird das niederſchlagen, er wird fliehen müſſen, oder man wird ihn fangen, und wenn der rechte Augenblick kommt, wird viel Kraft umſonſt verpufft ſein.“

Cluſeret trank den Reſt ſeines Punſches und ſagte, indem er ſeinen Hut ergriff: „So laßt uns denn gehen, hier werden wir nicht erfahren, was draußen vorgeht.“

„Ich werde mir wenigſtens das Vergnügen machen,“ rief Courbet, indem er den Uebrigen folgte, „zu rufen: Nieder mit dem Kaiſer! um einmal laut auf der Straße das zu ſagen, was ich ſo lange in meinen Gedanken habe verſchließen müſſen.“

Die ganze Geſellſchaft wandte ſich nach der Seite der Boulevards, welche zu der Madeleine und der Rue Royale hinführte.

Cluſeret blieb unbemerkt zurück und murmelte vor ſich hin, indem er in die Rue Richelieu einbog:

„Bakunin iſt nach Lyon gegangen, um die Revolution zu entzünden, — ich werde Bakunin folgen.“

*

Der Tag war vorübergegangen, das Volk war in die Sitzungen des Corps législatif gedrungen, die Regierung war verſchwunden, man hatte die Abſetzung des Kaiſers ausgeſprochen, die neue Regierung der nationalen Vertheidigung hatte ſich auf dem Stadthauſe konſtituirt, und die Sonne ſank am Abend dieſes ſo ereignißreichen Tages eben ſo ruhig und langſam zum Horizont herab, als an all’ den anderen Tagen, welche ſich in regelmäßiger Gleichförmigkeit folgen und ohne eine Erinnerungsſpur in den ſich immer mehr verdichtenden Nebel der Vergeſſenheit verſinken.

Das ganze öffentliche Leben von Paris wogte auf den Boulevards und in der Gegend des Hotel de Ville.

Vor dem Gitterthor der Tuilerieen ſtanden ruhig wie immer die Poſten. Die Kaiſerin hatte ſich nach einigen Stunden der Ruhe wieder erhoben, aber keine Botſchaft vom Grafen Palikao kam zu ihr, und nur durch die Mittheilungen der geängſtigten Dienerſchaft erfuhr dieſe einſame Frau, welche geſtern noch die Regentin von Frankreich war, was ſich draußen begab.

Die Kaiſerin war noch immer mit Madame Lebreton allein. Sie war eine Zeitlang in fieberhafter Unruhe hin und her geeilt. Dann als man ihre Salons erleuchtete, hatte ſie ſich an ihren Schreibtiſch geſetzt, um an den General Trochu zu ſchreiben, ihn zur Vertheidigung des Thrones aufzurufen und ſich unter ſeinen Schutz zu ſtellen. Einen Briefbogen nach dem andern hatte ſie wieder zerriſſen, und müde und erſchöpft ſaß ſie da, die brennenden Augen, vor denen die Buchſtaben ſich zu verwirren begannen, mit den Händen bedeckend.

Der alte Kammerdiener der Kaiſerin trat ein und überreichte Ihrer Majeſtät auf einem ſchön gearbeiteten Teller von Vermeil ein Billet, indem er ſagte:

„Der Fürſt Metternich ſendet dieſen Brief durch einen Beamten der Botſchaft. Der Fürſt wird in kurzer Zeit ſelbſt bei Eurer Majeſtät erſcheinen.“

Haſtig erbrach die Kaiſerin das Billet und durchflog den Inhalt, dann warf ſie das Blatt mit einem tiefen Seufzer vor ſich hin.

„Der Fürſt dringt auf die Abreiſe,“ ſagte ſie zu Madame Lebreton, die ihr gegenüber ſaß, — „aber wenn ich es auch wollte, wie wäre es möglich?“

„Der Ritter Nigra iſt im Vorzimmer,“ ſagte der Kammerdiener, „und bittet Eure Majeſtät um Gehör.“

„Laſſen Sie ihn eintreten!“ rief die Kaiſerin, und ſich zu Madame Lebreton wendend, fügte ſie mit einem traurigen Lächeln hinzu: „Da iſt wenigſtens noch Jemand, der mein Vorzimmer nicht flieht, — aber es iſt kein Franzoſe.“

Der Cavaliere Nigra, der Geſandte des Königs Viktor Emanuel und frühere Privatſekretär des Grafen Cavour, war ein mittelgroßer, ſchlanker Mann von etwa vierzig bis einundvierzig Jahren. Sein bleiches Geſicht mit dem dichten, langen, dunkelblonden Schnurrbart hatte nicht den feinen Schnitt des italieniſchen Typus, aber die etwas ſtarken und kräftigen Züge zeugten von Geiſt und Willenskraft. Das dunkle, volle Haar war einfach geſcheitelt, und aus den kleinen, etwas zurücktretenden Augen blickte feine und durchdringende Beobachtung. Herr Nigra, den ſeine geſchmeidige Geſtalt und ſeine eleganten Bewegungen noch jünger erſcheinen ließen als er war, näherte ſich der Kaiſerin mit tiefer Verbeugung und ſprach, ohne ihre Anrede abzuwarten:

„Ich bitte Eure Majeſtät um Verzeihung, daß ich es wage, Ihnen meine Dienſte und meinen Rath aufzudrängen, aber ich halte es für unerläßlich, daß Eure Majeſtät ſich ſo bald als möglich entſchließen, Paris zu verlaſſen. Eure Majeſtät wiſſen, was vorgegangen iſt?“

„Ich habe wenigſtens die Hauptſachen gehört,“ erwiederte die Kaiſerin mit matter Stimme, „und wenn man vielleicht auch Einiges übertrieben hat, ſo genügt doch das, was geſchehen, um mich die Nothwendigkeit erkennen zu laſſen, Ihren Rath zu befolgen, wenn der General Trochu, dem ich ſoeben ſchreiben wollte, mich nicht zu ſchützen vermag.“

„Trochu!“ rief Herr Nigra, „Eure Majeſtät denken noch an Trochu? — Er iſt Mitglied der Regierung, welche ſich auf dem Stadthauſe konſtituirt hat und ſich die Regierung der nationalen Vertheidigung nennt.“

Die Kaiſerin ſchüttelte langſam den Kopf.

„Der nationalen Vertheidigung?“ ſagte ſie, — „ſie wollen Frankreich vertheidigen, nachdem die Marſchälle des Kaiſers geſchlagen ſind? Und wer ſind die anderen Mitglieder der Regierung?“ fragte ſie dann, „man hat mir Herrn Jules Favre genannt.“

„Jules Favre,“ erwiederte Herr Nigra, — „Gambetta — und,“ ſagte er mit leichtem Zögern, — „Rochefort.“

Eine Leichenbläſſe überzog das Geſicht der Kaiſerin.

„Rochefort!“ rief ſie in gellendem Aufſchrei, indem ſie die Hände auf ihr Herz drückte, — „ah, das iſt das Ende, — ich will fliehen, mein Herr, ich will Paris verlaſſen, ich will Frankreich verlaſſen! — in einem Lande, in welchem Rochefort regiert, iſt kein Platz für mich! — Aber wie,“ fuhr ſie fort, „iſt es möglich, aus Paris hinauszukommen? — wird es mir nicht gehen, wie es der Marie Antoinette ging — auf ihrer Flucht — in Varennes —"

„Wir werden Mittel und Wege finden; aber zuvor erlauben mir Eure Majeſtät, einige Sicherheitsmaßregeln zu treffen."

„Verfügen Sie," ſagte die Kaiſerin.

Herr Nigra rief den Kammerdiener aus dem Vorzimmer herein.

„Haben Sie eine Anzahl von Leuten," fragte er, „für deren Treue gegen Ihre Majeſtät Sie einſtehen können?"

„Für zwanzig bis fünfundzwanzig Lakaien vom Dienſt der Kaiſerin möchte ich mit meinem Kopf haften," ſagte der alte Kammerdiener.

„So vertheilen Sie dieſelben ſofort an alle Ausgänge des Schloſſes, wenigſtens an alle Zugänge zu den Appartements Ihrer Majeſtät, mit dem ſtrengen Befehl, Niemanden von der übrigen Dienerſchaft hinein oder heraus zu laſſen. Die Freiheit, vielleicht das Leben der Kaiſerin hängt davon ab," fügte er leiſe hinzu.

Der Kammerdiener neigte ſchweigend den Kopf und ging hinaus.

„Jetzt ſind wir für einige Zeit vor Verrath ſicher," ſagte Herr Nigra. „Ich bitte Eure Majeſtät, nunmehr das Nöthigſte, aber auch nur das Allernöthigſte, mit ſich zu nehmen. Ich werde verſuchen, einen unſcheinbaren Wagen zu finden, den erſten Weg müſſen wir jedenfalls zu Fuß machen.“

Er wendete ſich zum Vorzimmer, während Madame Lebreton nach dem Schlafzimmer der Kaiſerin eilte, um einige flüchtige Vorbereitungen zur Abreiſe zu treffen.

Als Herr Nigra die Thür des Vorzimmers öffnete, trat raſch der Fürſt Metternich ein, eilte auf die Kaiſerin zu und ſprach:

„Das Vorzimmer Eurer Majeſtät iſt leer, auch der Kammerdiener vom Dienſt iſt nicht darin, ich bitte deßhalb, meinen Eintritt gnädigſt zu entſchuldigen. Die Zeit drängt, man beginnt verdächtige Rufe auf den Straßen zu hören. Ich beſchwöre Eure Majeſtät, es iſt kein Augenblick zu verlieren. Ein einfacher Fiaker ſteht auf dem Karruſſelplatz, in demſelben werden Eure Majeſtät die Nordbahn erreichen, — wenn nur Ihre Entfernung von hier nicht bemerkt wird, ſo ſind Sie gerettet.“

„Ich bin bereit,“ ſagte die Kaiſerin, „und danke Ihnen, mein Fürſt, und Ihnen, Herr Chevalier, für Ihre Freundſchaft, die in dieſem Augenblick einen ſo hohen Werth hat.“

Madame Lebreton kam zurück, eine kleine Reiſetaſche am Arm. Sie reichte der Kaiſerin einen einfachen Mantel und einen Hut.

Die Kaiſerin machte ihre Reiſetoilette, blickte noch einmal rings in dem Salon umher, in welchem ſie ſo viele Tage des höchſten Glückes und Glanzes verlebt hatte, und der beſtimmt war, nur wenige Monate ſpäter unter dem Schutt und den Trümmern des alten Tuileriecenſchloſſes zu verſinken, dieſes Schloſſes, das jene kaltherzige Mediceerin, welche ſo viele Augen hatte weinen machen, einſt erbaut und das ſeitdem ſo vieler Herrſcherinnen thränende Abſchiedsblicke geſehen hatte, bis es als flammendes Sühnopfer eines im Fieberwahnſinn ringenden Volkes von der Erde verſchwinden ſollte.

Dann reichte die Kaiſerin dem Fürſten Metternich den Arm, Herr Nigra folgte mit Madame Lebreton.

Der alte Kammerdiener war wieder in das Vorzimmer gekommen, nachdem er überall ſeine Wachen ausgeſtellt.

„Bleiben Sie hier,“ ſagte der Fürſt zu ihm, „und ſorgen Sie dafür, daß die Entfernung Ihrer Majeſtät ſo ſpät als möglich bekannt wird, — und nun,“ fuhr er fort, „müſſen wir das Schloß durch den unbemerkteſten und unſcheinbarſten Ausgang verlaſſen.“

Madame Lebreton trat mit dem Ritter Nigra voran.

„Ich weiß den Weg,“ ſagte ſie, „folgen Sie mir.“

Und ſich von dem großen Vorplatz ſeitwärts wendend, ſchritt ſie durch einen langen, ſchwach erleuchteten

Korridor, über kleine Seitentreppen hinab zu einer Ausgangsthür, welche weit ab von dem großen Portal in den Hof hinausführte.

Ein Lakai in der kaiſerlichen Livrée ſtand vor dieſer Thür.

„Man paſſirt nicht!“ ſagte er, indem er ſich vor die Schwelle ſtellte.

Die Kaiſerin trat in das Licht einer kleinen Lampe, welche neben der Ausgangsthür brannte.

Der Lakai wandte ſich ehrerbietig zur Seite und ließ die Thür frei.

„Halten Sie gute Wache, mein Freund,“ ſagte der Fürſt Metternich.

Und die vier Perſonen ſchritten auf den dunklen Hof hinaus.

Auf dem Karruſſelplatz war eine ziemlich zahlreiche Menſchenmenge verſammelt, und man hörte laute und heftige Stimmen von dort herüberdringen.

Die Kaiſerin hielt einen Augenblick an und machte eine Bewegung, als wolle ſie zurückkehren.

„Eilen wir, Madame,“ ſagte der Fürſt Metternich, „Eure Majeſtät hat dort nichts zu fürchten, wir werden ruhig bei dieſen Menſchen vorbeigehen, ohne daß man uns beobachtet.“

Und man ging weiter im Schatten der Mauern, dem Orte zu, von welchem die lauten Stimmen herüberdrangen.

Dort befanden ſich etwa hundert Menſchen, Arbeiter aus den Vorſtädten und einige Vorübergehende, welche ſich zu denſelben geſellt hatten. Sie umringten ein einfaches Coupé von dunkler Farbe, Einige hielten das kräftige, mit den Füßen ſcharrende und den Kopf ſchüttelnde Pferd an den Zügeln, während Andere ſich bemühten, den Schlag zu öffnen, welcher von innen feſtgehalten wurde.

„Nun, meine Freunde, was gibt es hier?“ fragte Raoul Rigault, welcher langſam über den Karruſſelplatz ſchlendernd dieſe Menſchenanſammlung bemerkt hatte und herantrat, um zu ſehen, was ſie zu bedeuten habe, zugleich machte er ſich, ſein Stöckchen in der Luft umherwirbelnd, Bahn zu dem Schlage des Coupés.

„Oho, mein guter Freund,“ rief ein großer, kräftiger Mann mit langem, ſtruppigem Haar, das er nicht für nöthig gehalten hatte mit einem Hut zu bedecken, „oho, man ſpricht nicht in ſolchem Ton mit den Bürgern von Paris. Wir ſind jetzt die Herren hier, und wir thun, was uns beliebt, — und wenn man vielleicht,“ ſagte er, mit eiſernem Griff ſeiner Fauſt den Arm Raoul Rigault's erfaſſend, „ein Mouchard der Ci-devantpolizei iſt, ſo ſteht nichts im Wege, daß man eine Luftfahrt bis zur Höhe der nächſten Laterne macht!“

„Dummkopf,“ ſagte Raoul Rigault, indem er mit einem durchaus nicht ſanften Hieb ſeines Stöckchens die Hand traf, welche ſeinen Arm umfaßt hielt, — „Dummkopf, was fällt Euch ein? ich glaube, ich habe ſo viel für das Volk gethan, daß man mich wohl kennen ſollte. Iſt denn Niemand hier von den Vorſtädten Belleville oder St. Antoine, Niemand, der den Bürger Raoul Rigault kennt?“

Einige Arbeiter in blauen Blouſen traten heran.

„In der That,“ ſagte Einer von ihnen, „es iſt der Bürger Rigault, ein guter Freund des Volks, wir haben ihn oft in unſeren Verſammlungen geſehen.“

Er trat näher und reichte mit einer gewiſſen ehrerbietigen Scheu Raoul Rigault ſeine derbe Hand hin, welche dieſer mit herablaſſender Gönnermiene ergriff.

Alle waren zurückgewichen, als die Identität des Agitators, deſſen Name in den Kreiſen der niedern Demokratie allgemein bekannt war, feſtgeſtellt worden.

Raoul Rigault ſtand allein am Wagenſchlag.

„Und nun, meine Freunde, ſagt mir, was iſt es mit dieſem Coupé? warum habt ihr es angehalten?“

„Wir haben es angehalten,“ ſagte der große Arbeiter, welcher zuerſt die Thür zu öffnen verſucht hatte,

„weil wir hiehergekommen waren, um ein wenig zu ſehen, was man da drinnen in dem Neſt der Tyrannei treibt.“

Er deutete mit der Hand nach den Tuilerieen.

„Ganz wie ich,“ ſagte Raoul Rigault, — „ganz wie ich, auch mich hat dieſe Neugierde hiehergeführt.“

„Nun fuhr dieſes Coupé,“ ſprach der Arbeiter weiter, „hier ſchnell vorüber, es ſchien ſich haſtig entfernen, ſich verbergen zu wollen, — und ich weiß nicht, woher mir der Gedanke gekommen, daß Madame Badinguet darin ſitze, — da ſchien es uns doch beſſer, dieſe vortreffliche Frau, welche ſolche Eile hat, ihrem Mann zu folgen, noch ein wenig hier zu behalten, da vielleicht die Republik ein Wörtchen mit ihr zu ſprechen haben könnte.“

„Ah, iſt es das?“ ſagte Raoul Rigault, indem ein Blitz in ſeinen matten Augen aufleuchtete, — „wir wollen ſehen.“

Mit einem ſchnellen Druck riß er die Thür des Coupés auf, welche von innen nicht mehr gehalten wurde.

Eine Dame von ſchlanker Geſtalt, in einem dunklen Koſtüm, das Geſicht mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, beugte ſich aus dem Wagen heraus.

„Wir haben ſie,“ riefen verſchiedene Stimmen, „wir haben ſie! In der That, es iſt Madame Badinguet!“

Die Dame ſchlug den Schleier zurück und man ſah die regelmäßigen, ſchönen Züge der Marcheſa Pallanzoni, deren große Augen ſich mehr voll Unwillen als voll Furcht auf die den Wagen umringende Gruppe richteten.

Raoul Rigault fuhr im erſten Augenblick betroffen zurück, dann erſchien ein freudiges Lächeln auf ſeinem Geſicht.

„Ich hoffe, mein Herr,“ ſagte die Marcheſa, „daß Sie die Augenblicke, in welchen ich die Ehre hatte, Ihnen zu begegnen, nicht vergeſſen haben, und daß Sie mir bezeugen können, daß ich nichts mit der Perſon gemein habe, welche man in mir vermuthet!“

„Mit Freuden, meine ſchöne Dame!“ rief Raoul Rigault. „Hört mich an, meine Freunde,“ ſagte er dann, „dieſe Dame hier kenne ich genau, ſie iſt eine Italienerin, die die Gaſtfreundſchaft Frankreichs genießt, eine Tochter jenes Landes, das in dieſem Augenblick die Tyrannei der Prieſter zerbricht. Ich, Raoul Rigault, gebe euch mein Wort, daß ſie keine Beziehungen zu Derjenigen hat, die ihr ſucht, und welche wahrſcheinlich,“ fügte er höhniſch lachend hinzu, „dort oben noch beſchäftigt iſt, als gute Hausfrau ihre Diamanten einzupacken.“

„Nein, nein, ſie iſt es nicht,“ riefen mehrere Stimmen, — „wenn der Bürger Rigault ſie kennt, ſo genügt das!“ hörte man von anderer Seite.

„Es lebe der Bürger Rigault! Es lebe der Bürger Rigault!“ rief die ganze Gruppe. Und die Marcheſa neigte lächelnd den Kopf, als wolle ſie ihre Zuſtimmung zu dieſem Ruf ausdrücken.

In dieſem Augenblick ſchritt die Kaiſerin am Arm des Fürſten Metternich faſt unmittelbar an der rufenden Menge vorüber. Ein Strahl der nächſten Laterne fiel auf ihr Geſicht, die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden war auf die Szene am Wagenſchlag des Coupés gerichtet. Niemand beobachtete die vier ruhig und ohne jede ſichtbare Eile über den Karruſſelplatz dahinſchreitenden Perſonen. Nur einer jener kleinen pariſer Gamins, welche überall ſind, welche Alles hören, Alles ſehen, von welchen Niemand weiß, woher ſie kommen und was ſpäter aus ihnen wird, rief mit gellender Stimme:

„Das iſt die Kaiſerin! Das iſt die Kaiſerin!“

„Willſt Du ſchweigen,“ rief der große Arbeiter, indem er ſeine mächtige Fauſt auf den Kopf des Kleinen legte und ihn herabdrückte, „Du hörſt ja, daß ſie es nicht iſt, — daß der Bürger Rigault ſie kennt!“

Raoul Rigault hatte ſich bei dem Ruf des kleinen Gamins einen Augenblick umgewendet. Seine Augen öffneten ſich weit, er hatte mit einem raſchen Blick die Vorübergehenden geſehen. Es ſchien, als wolle er in einem wilden Sprung ihnen nachſtürzen wie das Raubthier, das ſeine Beute verfolgt. Da fühlte er einen leiſen Druck auf ſeinem Arm, zugleich hörte er die flüſternde Stimme der Marcheſa, welche zu ihm ſprach:

„Bleiben Sie hier, ſchweigen Sie, ich bitte Sie darum.“

Raoul Rigault ſtand unſchlüſſig.

„Steigen Sie zu mir ein und begleiten Sie mich,“ ſagte die Marcheſa, „ich habe mit Ihnen zu ſprechen.“

Raoul Rigault zuckte zuſammen, ſein glühender Blick ruhte einen Augenblick wie zweifelnd und fragend auf dem ſchönen Geſicht der Marcheſa. Dann ergriff er die Hand, die ſie ihm reichte, und ſtieg zu ihr in das Coupé.

Die Kaiſerin mit ihren Begleitern war im Dunkel der Nacht verſchwunden.

„Nach Hauſe!“ rief die Marcheſa Pallanzoni dem Kutſcher zu.

Das Pferd zog an, und ſchnell rollte das kleine Coupé dem Eingang nach der Rue de Rivoli zu, während die Gruppe, welche daſſelbe bis jetzt umringt hatte, nochmals rief:

„Es lebe Raoul Rigault!“

Und unmittelbar daran ſchloß ſich der noch lautere, noch leidenſchaftlichere Ruf:

„Nieder mit dem Kaiſerreich! Nieder mit dem Kaiſer! Nieder mit der Kaiſerin!“

Die Gruppe theilte ſich und ging nach verſchiedenen Seiten auseinander, immer noch jene Rufe ausſtoßend.

Und mitten durch ſie hindurch fuhr unbemerkt und unbeachtet ein einfacher Fiaker in ſeinem kurzen, kleinen Trabe auf demſelben Wege aus dem Karruſſelplatz heraus, welchen vorher das Coupé der Marcheſa Pallanzoni genommen hatte.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Der Baron von Rantow hatte die übrigen Verwundeten, welche er auf dem Schlachtfeld gefunden, an die Ambulancen und ſchnell errichteten Nothlazarethe abgegeben und ſich dann der Gräfin Gabriele zur Verfügung geſtellt, um möglichſt ein beſonderes Quartier und eine gute Pflege für den verwundeten Freund ihres Hauſes zu finden.

Gabriele theilte ihm mit, daß ihr Bruder, der Graf Franz von Spangendorf, ſich ebenfalls zur freiwilligen Hülfeleiſtung bei der Krankenpflege der Johanniter hier befinde, daß ſie ihn geſtern geſehen und daß er wahrſcheinlich in Donchery ſei.

Herr von Rantow erkundigte ſich und erfuhr bald, daß der Graf Spangendorf in einem kleinen Gartenhauſe vor Donchery ſtationirt ſei, um eine dort eingerichtete Lazarethabtheilung zu leiten.

Schnell fuhr man dorthin, — der Morgen begann inzwiſchen anzubrechen, und Graf Franz, erfreut, einem Freund ſeines Bruders Rettung und Pflege bringen zu können, richtete für den Verwundeten ein kleines, nach dem Garten gehendes Zimmer ein, welches an das Kabinet ſtieß, das die mit der weiblichen Pflege betraute barmherzige Schweſter bewohnte. Man war bald übereingekommen, daß die hier beſchäftigte Schweſter ihren Platz mit Gabriele vertauſchte, ſo daß der Lieutenant von Rothenſtein unmittelbar unter den Händen ſeiner Freunde ſich befand.

Gabriele ließ alle dieſe Anordnungen ſchweigend geſchehen, ſie unterſtützte dieſelben nicht, aber ſie widerſprach ihnen auch nicht. Nur als der Verwundete in dem kleinen, freundlichen Zimmer zu Bett gebracht war, und nun bleich und leidend, aber mit dem Ausdruck glücklichen Friedens in ſeinem Geſicht in den weißen Kiſſen dalag, da ſah ſie mit einem Blick zu ihm hin, welchen nicht nur Theilnahme menſchlichen Mitgefühls ſo warm erleuchtete. Sie faltete die Hände und richtete ihre Augen aufwärts, wie in innigem Gebet, und wenn Herr von Rothenſtein ſie in dieſem Augenblicke hätte ſehen können, ſo hätte ihr Anblick ihn vielleicht mehr geſtärkt, als alle Arzeneien der Welt.

Aber er ſah ſie nicht, der arme Verwundete. Er lag ruhig athmend zwar, aber in einer Art von ſtarrem

Halbſchlummer betäubt da: Die körperlichen Schmerzen und die Seelenleiden, welche in ſo kurzer Zeit ihn erſchüttert, hatten ſeine Kraft erſchöpft. Das geheimnißvolle Walten der Natur hüllte ihn in gleichgültige Ruhe ein, um den übermäßig angeſtrengten Nervenfaſern Zeit zur Erholung zu geben.

Gabriele zog ſich in ihr Zimmer zurück und hatte dort bald ihre einfachen Einrichtungen getroffen. Sie beſuchte die übrigen im Hauſe untergebrachten Verwundeten, leitete ſorgſam und umſichtig deren Pflege und verſäumte keine der Pflichten, welche ſie übernommen. Aber wenn ſie alle Anordnungen getroffen, alle Befehle der Aerzte ausgeführt hatte, dann zog ſie ſich in ihr Zimmer zurück, ſetzte ſich in einen Stuhl neben der offenen Thür und horchte, nach den herbſtlichen Bäumen des Gartens hinausblickend, auf die Athemzüge des Kranken, ſchnell herbei eilend, wenn er eine unruhige Bewegung machte, bald mit leiſer Hand die Kiſſen unter ſeinem Kopf ordnend, bald einen kühlenden Trunk ſeinen Lippen einflößend.

Auch Graf Franz widmete ſich mit unermüdlichem Eifer ſeinem Beruf. Der tiefe Schmerz, welcher ſein ganzes Weſen erfüllte, verklärte und milderte ſich in der Thätigkeit, die der Linderung fremder Leiden gewidmet war. Und wenn er in den Abendſtunden in das Zimmer ſeiner Schweſter kam, um nach des Tages mühevoller, aber ſegensreicher Thätigkeit einige Augenblicke der Ruhe zu genießen, da löste ſich zum erſten Mal ſeit langer Zeit der Bann, welcher ſein ſchmerzvoll erſchüttertes Herz gefangen hielt. Er erzählte ruhig und ergeben von Lorenza, von ſeiner Liebe und ihrem traurigen Ende. Der ſchauerliche, ſtarre Ausdruck des letzten Augenblickes, in welchem er ſeine Geliebte geſehen, löste ſich in weiche Wehmuth, und die Bilder ſeiner Erinnerung verbanden ſich zu harmoniſchem Frieden.

Gabriele hörte ihm ſtill und ruhig zu, nur mit wenigen ſanften Worten ſprach ſie ihm ihre Theilnahme aus, aber ihre Blicke zeigten, wie tief ſie den Schmerz ihres Bruders mit empfand. Und wenn er mit bebender Stimme von der ſtarren Verzweiflung ſprach, mit welcher er vor dem blutenden Leichnam ſeiner Geliebten geſtanden, dann flogen wohl ihre Augen mit langem, angſtvollem Ausdruck hinüber nach dem Nebenzimmer, in welchem der Lieutenant von Rothenſtein in ruhigem Halbſchlummer auf ſeinem Schmerzenslager ruhte.

Die Aerzte hatten ſeine Wunden unterſucht, ſein Kopf war nur leicht verletzt, ein ſchwerer Säbelhieb war tief in die linke Schulter gedrungen, ohne indeß lebensgefährliche Verletzungen zu verurſachen. Seine Bruſt war von der durch das Etui abgehaltenen Kugel ebenfalls nur äußerlich verletzt. Aber eine andere Kugel hatte ihm das Knie zerſchmettert und bei der Anlegung des erſten Verbandes hatten die Aerzte die Befürchtung ausgeſprochen, daß eine Amputation nothwendig werden würde.

Man wollte den erſchütterten Nerven zunächſt einige Ruhe gönnen und verſuchen, ob durch Entfernung der Kugel und der Knochenſplitter eine Heilung der Wunde als möglich erſcheinen möchte, und mit banger Erwartung ſahen Graf Franz und Gabriele der Entſcheidung über das Schickſal des jungen Mannes entgegen, der mit lächelnden Lippen dalag, als lebe ſein Geiſt, den irdiſchen Schmerzen und Leiden entrückt, in einer Welt glücklicher, lichter Träume. Das zerdrückte Etui hing an einer feinen, goldenen Kette an ſeinem Halſe. Bei jedem Verſuch der Aerzte, daſſelbe zu entfernen, hatte er, ohne aus ſeiner ſchlummernden Betäubung zu erwachen, die Hand krampfhaft um daſſelbe geſchloſſen und ſich ſo unruhig hin und her zu werfen begonnen, daß man ihm dieſen auch in ſeiner Bewußtloſigkeit ihm ſo theuren Schatz hatte laſſen müſſen.

Am Tage, nach welchem Gabriele die Leitung der Pflege in der Lazarethabtheilung ihres Bruders übernommen, war der Pater Haug, welcher die Abtheilung der barmherzigen Schweſtern, der Gabriele zugehörte, begleitet hatte, in das Zimmer Gabrielens getreten.

Verwundert fragte er nach der Urſache des erfolgten Tauſches.

Gabriele ſchlug beim Eintritt des Paters, der mit leiſen, elaſtiſchen Schritten ihr nahte und ſeine brennenden Blicke mit magnetiſcher Macht auf ihr ruhen ließ, die Augen nieder, als fürchte ſie, daß die durchdringende Gewalt dieſer Blicke ſich in die Tiefen ihres Herzens hinabſenken möchte.

„Sie wiſſen, ehrwürdiger Vater,“ ſagte ſie mit leiſer, zitternder Stimme, „daß ich meinen Bruder hier begegnet habe. Wir dienen demſelben frommen Zweck, und er wünſchte, daß wir unſere Thätigkeit gemeinſchaftlich ausübten, um uns gegenſeitig ſtärken und unterſtützen zu können.“

Sie ſprach die Wahrheit und dennoch flog ein flüchtiges Roth über ihr Geſicht. Ihr niedergeſchlagenes Auge blieb am Boden haften und ein Zug von Unruhe und Verlegenheit zuckte um ihren Mund.

Der Pater ſah ſie erſtaunt an. Er trat einen Schritt näher zu ihr und ſprach mit ſtrengem Ton:

„Die Liebe zu Ihrem Bruder an ſich iſt nicht zu tadeln, aber ſie iſt ein irdiſches Gefühl, und jedes irdiſche Gefühl iſt für die Seele, welche ſich dem Himmel und ſeinem heiligen Dienſt weiht, eine Feſſel. Sie hätten beſſer gethan, den Weg Ihrer frommen Pflicht allein zu gehen. Wer den höchſten und heiligſten Beruf der menſchlichen Seele gewählt hat, wie Sie, muß vollkommen frei werden von allen irdiſchen Gefühlen und ſeien ſie auch gut und rein, frei von allen irdiſchen Erinnerungen und ſtark genug, um ohne Stütze und Beiſtand ſeinen Weg zum Ziele der Vollendung zu gehen. Sie vor Allem,“ fuhr er fort, indem er einen Stuhl neben Gabriele zog und ihre Hand ergriff, die bei ſeiner Berührung leicht zuſammenzuckte, „Sie vor Allem, Gabriele, die Sie doch, glücklicher als Andere, des Beiſtandes eines irdiſchen Bruders, den der Zufall der Geburt Ihnen gegeben, nicht bedürfen; haben Sie nicht mich, um Ihre Seele zu ſtützen, zu tragen, zu leiten? Erinnern Sie ſich nicht, daß Sie ſich mir gelobt haben, mir als dem Vertreter Ihres himmliſchen Bräutigams, dem alle Liebe Ihres Herzens gehören ſollte?“

„Ich erinnere mich, — und ich werde mein Gelöbniß halten,“ ſagte Gabriele, ohne die Augen aufzuſchlagen, indem ſie verſuchte, ihre Hand aus der des Paters zurückzuziehen, — „Sie haben geſehen, daß die irdiſchen Verſuchungen keinen Reiz für mich haben, — aber für meinen Bruder iſt es eine Freude, hier ſeinen Beruf mit mir zu theilen, — ſeine Seele ſteht ja auch nicht unter dem Einfluß der Welt und ihrer Freuden, — im Umgang mit ihm kann mein Herz ſich nur mehr und mehr dem Himmel zuwenden.“

„Ich will es nicht zu ſcharf tadeln,“ ſagte der Pater in milderem Ton, „daß Sie der Bewegung Ihres Herzens gefolgt ſind, das Sie zu gemeinſamer Thätigkeit mit Ihrem Bruder hinzog, — von allen irdiſchen Gefühlen iſt dieß das edelſte und beſte, — aber ein irdiſches Gefühl bleibt es, und die Seele, welche ſich dem Prieſterdienſte des Himmels weiht, darf irdiſchen Gefühlen keine Macht einräumen. Ich bedaure nur, daß Sie mir Ihren Entſchluß nicht mitgetheilt haben, hier das Lazareth Ihres Bruders zu übernehmen, — daß Sie meinen Rath nicht gehört haben, — ich fand Sie bei meiner Rückkehr von den Beſuchen bei anderen deutſchen Verwundeten nicht mehr dort, und erfuhr —“

„Ich glaubte recht zu thun!“ fiel Gabriele in demüthiger Haltung zwar, aber in einem Ton ein, aus welchem es wie erwachendes Selbſtgefühl hervorklang.

„Das eigene Herz und ſeine irdiſche Regung führt oft irre, — es bedarf des ſteten Rathes und Beiſtandes der Kirche, um nicht vom rechten Wege abzuweichen,“ ſagte der Pater ſanft, — „o Gabriele,“ fuhr er dann fort, indem er näher zu ihr heranrückte und ſeine brennenden Blicke ſo ſcharf auf ihre noch immer niedergeſchlagenen Augenlider richtete, als wolle er durch dieſelben in die Tiefen ihrer Seele dringen, — „Gabriele, — vertrauen Sie niemals den Regungen der vergänglichen Natur, — auch Ihre Eltern und Geſchwiſter gehören der irdiſchen Welt an, von der Sie ſich loslöſen müſſen, — Ihre einzige Heimat iſt die Kirche, — Ihr einziger Freund bin ich, der Sie zu dieſer ewigen Heimat hinüberzuführen auserwählt iſt. — Gabriele, vergeſſen Sie nicht, daß Sie meine Schweſter ſind, — daß mir allein Ihre Seele gehören darf in inbrünſtiger, heiliger Liebe, — die Welt um uns mag vorüberrauſchen, — ſie darf uns nicht berühren, — wir müſſen uns tiefer und tiefer ineinanderleben, — Bruder und Schweſter in überirdiſcher, reiner Flamme inniger Seelengemeinſchaft, — Gabriele, ſchwören Sie mir noch einmal, mir treu zu bleiben, — ungeahnte Wonne, Vorgefühl der ewigen Himmelsfreuden wird Ihr Lohn ſein!“ +

Er hatte ſie zu ſich herangezogen, ſein glühender Athem ſtrich über ihre Wangen, — ſeine flammenden Blicke ruhten faſt körperlich fühlbar auf ihrem Geſicht, — wie von übermächtiger Gewalt gezwungen, ſchlug ſie die Augen auf und ſah ihn mit angſtvollem Schauer an, als befände ſie ſich unter der unbeſchränkten Herrſchaft ſeines Willens.

„Gelobe mir, meine Schweſter,“ ſagte er leiſe,

+ dieser Schweinehund!

„mit dieſem Kuß, in dem unſere Seelen ſich berühren — —“

Ein tiefes, ſchmerzliches Stöhnen ertönte aus dem andern Zimmer, deſſen Thüre halb offen ſtand.

„Mein Gott, der Kranke, — er wird etwas bedürfen!“ rief Gabriele, und als ob durch dieſen zu ihrem Ohr dringenden Ton der Bann gebrochen ſei, unter dem ſie der faſcinirende Blick des Paters gehalten, ſprang ſie auf und eilte nach dem Nebenzimmer.

Herr von Rothenſtein lag auf ſeinem Bett, den Kopf etwas emporgehoben und den Körper auf ſeinen rechten Arm geſtützt. Seine Augen waren weit geöffnet, zwar noch fieberhaft glänzend, aber vollkommen klar und frei blickten ſie mit dem Ausdruck tiefen Erſtaunens im Zimmer umher.

Als Gabriele in der Thür erſchien, flog ein Ausdruck des Verſtändniſſes über ſein Geſicht, — helles Glück erleuchtete ſeine Züge.

„Es war kein Traum, — ſie iſt bei mir!“ hauchte er leiſe, — ſein Kopf ſank wieder in die Kiſſen zurück, und immer die glänzenden, glücklichen Blicke auf Gabriele geheftet, ſtreckte er ihr in matter Bewegung ſeine geſunde Hand entgegen.

Es lag in dieſer Bewegung, in dieſem Blick des hülfloſen Kranken ein ſo rührende, unwiderſtehliche

Bitte, daß das junge Mädchen ſchnell zu ihm herantrat, ihre Hand in die ſeine legte und ihn mit liebevoll inniger Theilnahme anſah.

Er drückte ihre Hand feſt in ſeinen zitternden Fingern und ſagte ganz leiſe nur das Wort „Gabriele“, — als wolle er in dieß eine Wort all’ ſeine Freude, all’ ſein Glück über die Erſcheinung der Geliebten an ſeinem Schmerzenslager zuſammenfaſſen.

Hocherglühend ſtand Gabriele vor ihm.

Der Pater war dem jungen Mädchen langſam gefolgt, in dem Glauben, daß irgend ein fremder Verwundeter ihre Pflege in Anſpruch nehme, — als er in die Thüre trat, ſah er den Lieutenant von Rothenſtein, den ſein ſcharfer Blick ſogleich erkannte, — er ſah deſſen glückſtrahlende Augen, — er ſah Gabrielens erröthende Verwirrung, — er hörte ihren Namen von den Lippen des Verwundeten, — er hörte dieſen Ruf, der in ſeinem ſchnell verwehenden Ton dennoch die ganze Empfindung eines von Liebe überſtrömenden Herzens ausſprach, — ſtarr und unbeweglich blieb er in der Thür ſtehen, den Blick wie geblendet auf dieſes ſo ſchöne, reine Bild der beiden jungen Leute gerichtet, welche in dieſem Augenblick die Welt um ſich her vergeſſen zu haben ſchienen.

Der Prieſter des Evangeliums der Liebe und Erbarmung hätte Freude haben müſſen an dieſem Bilde, welches ihm die Dienerin der thätigen Barmherzigkeit zeigte an dem Lager des verwundeten Kriegers, — aber es war keine Freude, was flimmernd aus ſeinen Blicken hervorbrach. Sein bleiches Geſicht färbte ſich mit gelblichem Schein, — aus ſeinen Augen ſchoſſen Blitze unbändiger Wuth und grimmigen Haſſes, — ſeine geöffneten Lippen ſchienen einen Fluch ausſtoßen zu wollen, — und ſeine Glieder bogen ſich zuſammen wie die eines Raubthiers, das zum Sprung auf ſeine Beute ſich anſchickt. Einen Augenblick ſtand er ſo, — den Kopf vorgebeugt, die Hände erhoben wie zu feindlichem Angriff, — da wendete Gabriele, wie angezogen von ſeinen Blicken, den Kopf nach ihm hin, — ein Schauer des Entſetzens rieſelte durch ihre Glieder, ſie erblaßte und ſenkte den Blick zu Boden, — aber ſie zog ihre Hand nicht aus der des Verwundeten zurück, und ein feſter, ſtolzer Entſchluß drückte ſich in den zarten Linien ihres Geſichtes aus.

Der Pater faltete die Hände krampfhaft zuſammen und drückte ſie gegen ſeine Bruſt, als wolle er gewaltſam niederhalten, was in derſelben gährte und kochte, — er ſchlug die Augen nieder, — ruhiger, ſtrenger Ernſt erſchien an der Stelle der wilden Bewegung in ſeinen Zügen, und langſam trat er näher zu dem Bette des Verwundeten heran, der nichts von Allem zu be=

merken ſchien, was um ihn vorging, und unbeweglichen Auges Gabriele anſah, — als fürchte er, daß dieſes glückbringende Bild verſchwinden könne, wenn er den Blick wendete.

„Sie haben lange geſchlafen, Herr von Rothenſtein,“ ſagte Gabriele mit freundlicher Herzlichkeit, indem ſie mit einem Blick voll ruhiger Würde den Pater ſtreifte, — „ich hoffe, daß Sie die Kräfte geſammelt haben, die Sie zu Ihrer Heilung bedürfen.“

„Ich habe geſchlafen,“ erwiederte der Verwundete, „und habe geträumt, lange geträumt. Und es war ein ſchöner, lieber Traum, — ich fürchtete zu erwachen, aber jetzt ſehe ich, daß das Erwachen ſchöner iſt, als alle Bilder der Träume.“

Gabriele zog langſam ihre Hand zurück.

„Ich muß meinen Bruder benachrichtigen,“ ſagte ſie. „Der Arzt wollte es ſogleich wiſſen, wenn Sie erwachen.“

„Ihr Bruder hier?“ fragte Herr von Rothenſtein, „iſt ſein Regiment —“

„Mein Bruder Franz,“ ſagte Gabriele, „den Sie geſehen haben, als Sie zum letzten Mal bei uns waren,“ fügte ſie faſt in vorwurfsvollem Ton hinzu, — „er thut Dienſt bei den Johannitern.“

„Aber Sie kommen wieder?“ rief der Verwundete, mit angſtvollem Blick die Hand ausſtreckend.

„Gewiß,“ ſagte Gabriele mit ſanftem Lächeln, — „ich habe ja hier die Krankenpflege zu leiten, und hier iſt in dieſem Augenblick meine Heimat, — die Heimat meines Bruders. Gedulden Sie ſich einen Augenblick, ich werde die Aerzte rufen, und ich hoffe, daß ſie Ihnen Gutes verkünden werden.“

Der Pater hatte ſich bei den letzten Worten, welche zwiſchen Herrn von Rothenſtein und Gabriele gewechſelt wurden, zurückgezogen.

Der Verwundete folgte der von dem weiten, ſchwarzen Gewande umhüllten Geſtalt des jungen Mädchens, bis ſie das Zimmer verlaſſen hatte, dann ſchloß er, den Kopf tief in die Kiſſen zurückdrückend, die Augen, als wolle er durch keinen Eindruck der Außenwelt das liebe Bild verwiſchen laſſen, das ihn in ſeinen Träumen umſchwebt hatte und im Erwachen ihm glückverheißend entgegengetreten war.

Der Pater Haug ſtand in der Mitte des zweiten Gemachs. Als Gabriele aus dem Krankenzimmer heraustrat, ſchloß der Pater die Thüre desſelben und blieb mit unterſchlagenen Armen, die ſtrengen Blicke auf ſie geheftet, vor ihr ſtehen.

„Sie haben Ihr Gelübde gebrochen,“ ſprach er mit einer Stimme, die in keuchendem, heiſerem Ton aus ſeiner Bruſt hervordrang, — „Sie haben mir die Unwahrheit geſagt, Sie haben den Himmel, Sie haben Gott betrogen.“

Gabriele wollte antworten.

Der Pater ſtreckte abwehrend die Hand gegen ſie aus und fuhr in demſelben Ton fort:

„Sie haben mir geſagt, daß die Liebe zu Ihrem Bruder, daß der Wunſch, mit ihm gemeinſam Ihren Beruf zu erfüllen, Sie hieher gezogen habe. Das war eine Lüge. Eine Lüge gegen mich, gegen den Himmel und gegen Ihr ewiges Heil. Denn nicht um Ihres Bruders, nicht um Ihres Berufes willen ſind Sie hieher gekommen, ſondern um jenes verwundeten Offiziers willen, der Ihnen einſt in irdiſcher Liebe genaht iſt, der Ihr Herz bethört hat, um es von dem reinen Dienſt des Himmels abzuwenden. Antworten Sie mir! Ich will die Wahrheit wiſſen, und ich habe das Recht, Sie an Ihr Gelübde zu mahnen.“

Die zarte, ſonſt ſo demüthig zuſammengeſchmiegte Geſtalt Gabrielens richtete ſich hoch empor. Stolz erwiederte ſie den ſtechenden, durchdringenden Blick des Paters:

„Ich habe mich dem Dienſt der thätigen, helfenden Liebe gelobt,“ erwiederte ſie, „und dieſem Dienſt bin ich treu geblieben. Der Verwundete dort hat ein Recht auf meine Pflege, ein Recht auf meine Theilnahme, wenn er auch nicht der Freund meines Bruders wäre. Und ich habe nicht das Recht, die helfende Hand zurückzuziehen, weil er in edler und zarter Weiſe einſt meinem Herzen näher zu treten verſuchte. Hier iſt er nur der Leidende, der Verwundete für mich, dem ich meine Dienſte ſchuldig bin wie jedem Andern."

Ein bitteres Hohnlachen umſpielte die Lippen des Paters.

„Wie jedem Andern," ſagte er, ihre Worte wiederholend, „warum ſind Sie dann hieher gekommen? Warum ſind Sie nicht bei jenen Anderen geblieben, welche Ihrer Pflege ebenſoſehr bedürfen als dieſer? Warum haben Sie ihn nicht den Händen Ihrer Schweſtern überlaſſen, die für ihn ebenſogut geſorgt haben würden als Sie, — ich wiederhole Ihnen, Sie betrügen mich und betrügen ſich ſelbſt. Die irdiſche Verſuchung iſt mächtig geworden in Ihnen, aber meine Pflicht iſt es, Sie dieſer Verſuchung nicht zu überlaſſen. Meine Pflicht iſt es, Sie zurückzuführen zu dem heiligen Beruf, von dem Sie ſich abwenden wollen in ſündhafter Selbſttäuſchung. Ich befehle Ihnen im Namen der Kirche, im Namen des Himmels, deſſen Dienſt Sie ſich gelobt, zurückzukehren von dem Irrwege, der Sie zum ewigen Verderben führen wird. Verlaſſen Sie ſofort dieß Haus," fuhr er fort, indem er in heftigem Druck den Arm Gabrielens erfaßte, „ſenden Sie die Schweſter hieher zurück, mit der Sie getauſcht haben, und ich will vergeſſen und verzeihen, daß Sie ſchwankten und mir die Unwahrheit ſagten.“

Durchdringend bohrten ſich ſeine Blicke in die Augen Gabrielens, indem er verſuchte, ſie von der Eingangsthür abzuziehen. Aber dieſe Blicke hatten ihre überwältigende Macht über das junge Mädchen verloren. Sie machte ſich von der Hand los, trat einen Schritt zurück und ſprach hoch erhobenen Hauptes mit kaltem Ton:

„Ich kann Ihren Wunſch nicht erfüllen, ehrwürdiger Pater, denn mein eigenes Gefühl und mein Gewiſſen ſpricht mich von jedem Vorwurf frei. Ich habe die Pflege dieſes Kranken übernommen, meine Gegenwart thut ihm wohl, meine Entfernung würde ihn kränken und beunruhigen. Ich werde der Stimme meines Gewiſſens folgen und meine Pflicht hier erfüllen.“

Und ruhig an ihm vorbeiſchreitend, ging ſie aus der Thüre hinaus.

Der Pater machte eine Bewegung, als wolle er ihr nachſtürzen, aber vor der verſchloſſenen Thüre hielt er an und ſtand einige Augenblicke wie in dumpfer Betäubung da. Er vermochte es nicht zu faſſen, daß dieß Weſen, das er als ſein Eigenthum betrachtete, das ſich ſo lenkſam und demüthig ſeiner Fügung unterworfen hatte, ſo plötzlich und unerwartet ſich gegen ihn empörte. In gewaltigem innerem Kampf ſchritt er auf und nieder, ſeine Bruſt arbeitete in unruhigen Athemzügen, und alle dämoniſchen Geiſter des Haſſes und der Rache ſchienen aus den wilden Flammen ſeiner Augen hervorzubrechen.

Wie gebrochen ſank er in einen Stuhl am Fenſter.

„Ich habe Allem entſagt,“ flüſterte er dumpf, „was die Welt an Reiz und Freude bietet, dieß eine Weſen zu beherrſchen und mein zu nennen, dieß Weſen, mit dem ich lieber die Qualen des ewigen Abgrundes theilen möchte, als ohne ſie die Seligkeit der Heiligen genießen. Und doch bin ich ohnmächtig, — wenn meine Gewalt über ihren Geiſt und ihre Seele zuſammenbricht, wenn ſie es wagt, ſich mir zu entziehen, — was bin ich, der arme, nichtsbedeutende Prieſter, ihr gegenüber, die mit einem Wort eine unausfüllbare Kluft zwiſchen uns öffnen kann, — wenn ſie es wagt, dieß Wort zu ſprechen!“

Er verſank in ſchweigendes Brüten. Starr blickte er vor ſich hin, wilde Glut leuchtete aus ſeinen Augen. Ein dämoniſches Lächeln zuckte um ſeine feſt geſchloſſenen Lippen, nur in einzelnen zitternden und unverſtändlichen Worten machte ſich der Sturm Luft, der ſein Inneres durchtobte.

Eine Viertelſtunde mochte er ſo dageſeſſen haben, als Gabriele mit ihrem Bruder Franz zurückkehrte.

Der Militärarzt und ein Chirurg folgten.

Graf Franz und die Aerzte traten in das Zimmer des Verwundeten.

Gabriele ſetzte ſich ſchweigend dem Pater gegenüber, der den Blick nicht zu ihr aufſchlug und ſtumm und ſtarr in ſeinen Seſſel gelehnt daſaß.

Die Wunden des Herrn von Rothenſtein wurden nochmals ſorgfältig unterſucht. Die beiden Mediziner führten ein kurzes, leiſes Geſpräch in einer Ecke des Zimmers. Dann trat der Militärarzt an das Bett des jungen Offiziers und verkündete ihm in theilnahmsvoller, aber ernſter und beſtimmter Weiſe, daß eine Amputation des linken Beins über dem Knie unumgänglich nothwendig werden würde, wenn nicht ſein Leben unabweislicher Gefahr ausgeſetzt werden ſollte.

Der junge Mann ſchloß einen Augenblick die Augen und lag in ſtillem Nachdenken da. Dann hob er ſich ein wenig auf ſeinem unverwundeten Arm empor und ſprach, indem er den Arzt mit klarem, vollem Blick anſah:

„Ich bin ein Mann, Doktor, und weiß jeder Gefahr, auch dem Tode, ruhig und gefaßt in's Auge zu ſehen. Sagen Sie mir die volle und ganze Wahrheit:

Sind Sie gewiß, daß durch die Amputation mein Leben gerettet wird?“

Der Arzt blickte forſchend in das Geſicht des Verwundeten, aus deſſen Augen Muth und ruhige, ergebungsvolle Entſchloſſenheit ihm entgegenleuchteten.

„Ich kann Ihnen mit Beſtimmtheit ſagen, Herr Lieutenant,“ ſprach er dann, „daß Sie ohne Amputation unrettbar verloren ſind, die Heilung Ihrer Wunde im Knie iſt unmöglich. Ob eine Amputation Ihr Leben retten kann, vermag ich nicht zu verbürgen — das hängt von der Kraft Ihrer Natur ab — Ihr ganzer Organismus iſt ſchwer erſchüttert durch die Schmerzen und den Blutverluſt, und von Gott hängt es ab, ob Sie die Erſchütterung ertragen werden, welche die Operation verurſachen muß.“

„Ich verſtehe,“ ſagte Herr von Rothenſtein mit traurigem, ſchmerzvollem Lächeln, „und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, — die Operation iſt das letzte Mittel, mich von dem gewiſſen Tode zu retten, aber Ihre Wiſſenſchaft gibt Ihnen kein unbedingtes Vertrauen in die Wirkſamkeit dieſes Mittels.“

Der Doktor ſchwieg.

„Ich werde Ihnen in einigen Augenblicken meinen Entſchluß mittheilen,“ ſagte Herr von Rothenſtein, „und bitte vorher nur um eine kurze Unterredung mit dem Herrn Grafen Spangendorf und ſeiner Schweſter.“

Der Doktor verneigte ſich ſtumm und ging in das Nebenzimmer.

Graf Franz rief Gabriele und ſchloß die Thüre.

Herr von Rothenſtein lehnte ſich in die Kiſſen zurück, richtete den Blick ſeines matt glänzenden Auges auf Gabriele, welche mit ihrem Bruder am Fuße ſeines Bettes ſtand, und ſprach mit ruhiger und ſicherer Stimme:

„Sie kennen mich wenig, Herr Graf, aber Ihr Bruder iſt mein Freund und kennt mich und meine Verhältniſſe genau. Ich bin reich, ſehr reich, und meine Familie ſteht nicht zurück hinter den älteſten und erſten des deutſchen Adels. Der Arzt hat mir ſeinen Ausſpruch verkündet, welcher faſt ein Todesurtheil für mich iſt. Durch eine ſchmerzvolle Operation ſoll der Verſuch gemacht werden, mich zu retten, aber der Doktor ſelbſt hat kein Vertrauen in den Erfolg dieſes Verſuches. Ich ſtehe an der Grenze des irdiſchen Lebens, ich bin ein Sterbender, deßhalb habe ich das Recht, aufrichtig zu ſein und einen letzten Wunſch, eine letzte Bitte auszuſprechen. Ich liebe Gabriele,“ fuhr er fort, während das junge Mädchen zitternd das Haupt niederſenkte und, wie eine Stütze ſuchend, die Hände auf das Bettgeſtell ſtützte, „ſeit lange trage ich dieſe Liebe als mein höchſtes

Heiligthum im Herzen, Gabriele weiß es, ſie konnte meine Liebe nicht erwiedern, denn ihr Herz war nicht mehr frei,“ — tief aufſeufzend hielt er einen Augenblick inne, während Gabriele das Haupt emporhob und ihn erſchrocken anſah, — „ich habe ſchweigend entſagt und bin fortgegangen, um nur der Erinnerung an meine verlorene Liebe zu leben. Jetzt aber,“ ſprach er ſchneller und in lebhafterem Ton, indem ſeine Blicke ſich in banger Frage auf Gabrielens zitterndes Antlitz richteten, „in dem Augenblick, da die Pforten des Todes ſich vor mir öffnen, erfüllt mich die innere, tiefe Sehnſucht, meinen Beſitz, die Wohnſtätte meiner Ahnen, in welcher meine Eltern, die ich nie gekannt, lebten und glücklich waren, geliebten Händen zu hinterlaſſen, — den Händen Gabrielens, welche, deß bin ich gewiß, jene Stätte achten und ehren wird, mehr als es Unbekannte, Gleichgültige thun würden, und welche freundlich Deſſen gedenken wird, der dort nicht glücklich ſein ſollte. Deßhalb, Herr Graf, bitte ich Ihre Schweſter Gabriele, mir hier auf meinem Schmerzenslager, das wohl mein Sterbebette ſein wird, ihre Hand zu reichen, die ſie mir im Leben nicht gewähren konnte. Sie ſind der einzige Vertreter der Familie, Ihr Bruder, wenn er hier wäre, würde meinem Wunſch nicht entgegentreten und auch Ihr Vater nicht, der mich und meine Verhältniſſe kennt.

Ich bürge Ihnen mit meinem Ehrenwort für Alles, was ich geſagt habe, und bitte Ihre Schweſter um ihre Entſcheidung.“

Gabriele wollte ſprechen.

Herr von Rothenſtein erhob die Hand und fuhr fort:

„Wenn Gabriele, die ich mehr liebe, als menſchliche Sprache es zu ſagen vermag, meine Bitte gewährt, ſo will ich mich ruhig und muthig der furchtbaren Operation unterwerfen, welche die Aerzte über mich verhängt haben. Sie wird mich nicht retten, aber ich werde wenigſtens Alles verſucht haben, um das Leben, das Gott mir gegeben hat, zu erhalten. Meine Bitte iſt kühn, vermeſſen, vielleicht aber,“ fuhr er fort, „verzeihen Sie dieſelbe dem zum Tode Verwundeten, der in die Ewigkeit den Troſt hinübernehmen möchte, daß das, was ſein war hier auf Erden, in den frommen Händen treuer Freundſchaft zurückbleibt, und daß ſein Name wenigſtens eine Zeitlang von Derjenigen getragen wird, die er über Alles liebte.“

Graf Franz ſtand ernſt, in tiefer Bewegung da. Er blickte fragend auf Gabriele und ſprach dann:

„Ich habe kein Recht, Herr von Rothenſtein, meine Familie zu vertreten, aber ich glaube, daß mein Vater, wenn er hier wäre, Ihrem Wunſche nicht entgegentreten würde, vorausgeſetzt, daß meine Schweſter —“

„Gabriele,“ rief der Verwundete, — „Gabriele, Sie ſind das Bild der Milde, der Barmherzigkeit, entſcheiden Sie. Können Sie mit einem andern Gefühl im Herzen meine Bitte erfüllen?“

„Einem andern Gefühl?“ rief Gabriele ſchnell, den erſtaunten Blick auf das bleiche, unruhig bewegte Antlitz des Kranken richtend.

„Sie haben mir geſagt,“ ſprach Herr von Rothenſtein, — „als das tiefe Gefühl aus meiner Bruſt herausbrach, — daß Ihr Herz bereits —“

„Einem heiligen Beruf gehöre,“ fiel Gabriele tief erröthend ein, — „daß ich mich dem Dienſte des Himmels und der heiligen Jungfrau geweiht, — ich ſprach von keinem andern Gefühl,“ fügte ſie leiſe hinzu.

Einen Augenblick ſah der Verwundete ſie mit großen Augen an, als müſſe er den Sinn dieſer Worte erſt faſſen, welche ſo plötzlich die trübe Wolke von Schmerz und Kummer zerſtreuten, die ein Jahr lang ſein ganzes Leben mit dunklem Trauerſchleier umhüllt hatte, — dann ſtrahlte der Glanz lichter Glückſeligkeit über ſeine Züge, und noch inniger, noch dringender bat er:

„Wenn alſo kein anderes Gefühl Sie abhält, dem Sterbenden ſo hohen Troſt zu gewähren, — dann, Gabriele, — dann — darf ich hoffen, Alles, was ich beſitze, Alles, was mir lieb iſt auf der Welt, Ihren Händen überlaſſen zu können?“

Gabriele ſtand zitternd da, — zögernd blickte ſie auf ihren Bruder.

„Herr von Rothenſtein,“ ſagte Graf Franz, — „ich habe, wie ich Ihnen wiederholen muß, kein Recht, meinen Vater und meine Familie zu vertreten, — es iſt ein wunderbarer, eigenthümlicher, einziger Fall, — eine ſchwere Verantwortung ruht auf mir, — aber,“ fuhr er entſchloſſen fort, — „ich will ſie tragen, — ich kenne meinen Vater, — er liebt Gabriele über Alles, — er vertraut ihrem Gefühl, das ſtets das Beſte, das Reinſte, das Richtigſte zu treffen weiß, unbedingt, — was ſie thut, wird er billigen, bei Gabrielen liegt die Entſcheidung, was ſie beſchließt, werde ich vertreten. Sprich, meine Schweſter,“ wandte er ſich zu dem jungen Mädchen, „welche Antwort gibſt Du auf die Frage des Herrn von Rothenſtein?“

„Gabriele, ich beſchwöre Sie,“ rief der Verwundete, — „gewähren Sie mir den letzten Troſt in meiner Hülfloſigkeit, in den Leiden, denen ich entgegengehe und die mich ſchnell in den Tod hinüberführen werden —“

„Halt — nicht ſo,“ fiel Graf Franz ein, — „nicht ſo darf meine Schweſter Ihnen antworten, — bedenke, Gabriele,“ ſagte er ernſt, — „wenn Du Dich jetzt ent=

ſchließeſt, dem Herrn von Rothenſtein Deine Hand zu reichen, ſo darf er kein Sterbender für Dich ſein, — mit noch tieferer Inbrunſt als bisher müſſen dann Deine Gebete den Himmel anflehen, — wie es die meinigen thun werden, — daß ſein Leben erhalten bleibe, — und wenn der allmächtige Gott unſer Flehen erhört, — dann, Gabriele, mußt Du bereit ſein, Dein Leben Dem zu weihen, dem Du hier an der Schwelle des Todes Dich mit dem heiligſten Bande verbunden haſt. Willſt Du, meine Schweſter, in dieſem Sinne und Verſtändniß, in Freiheit und Klarheit dem Herrn von Rothenſtein Deine Hand reichen, ſo antworte mir und ich werde es auf mich nehmen, im Namen unſerer Eltern und unſerer Familie meine Einwilligung und Zuſtimmung zu ertheilen.“

Mit zitternder, banger Erwartung hingen die Blicke des Verwundeten an Gabriele, die unbeweglich, tief athmend, die Hände über die Bruſt gefaltet daſtand.

„Ich will es,“ ſagte ſie mit feſtem, klarem Ton, ohne die Augen aufzuſchlagen, ohne ihre Stellung zu ändern.

„Dank!“ rief Herr von Rothenſtein, — „Dank, — tauſendmal Dank, — dieſer Augenblick des Glücks ſöhnt mich mit meinem ganzen traurigen und einſamen Leben aus, — und wenn aus meinem gebrochenen Körper meine Seele entflieht, ſo mag die Erinnerung an mich wie ein Hauch des Segens Ihr Leben begleiten und jeden Kummer von Ihnen fern halten!“

Gabriele ſchlug die Augen zu ihm auf, — ſie ſagte nichts, — aber was er in ihren Blicken las, mußte ihn mit hoher Glückſeligkeit erfüllen, denn er ſchloß die Augen und flüſterte leiſe: „O, mein Gott, — warum muß des Lebens höchſter Lichtglanz ſich mir erſchließen in dem Augenblick, da die Nacht des Todes mir ihre Schatten entgegenſendet!“

Dann aber richtete er ſich auf ſeinem Arm empor und rief:

„Doch, ich will mit allen Gebeten meiner Seele, mit aller Kraft meines Willens das Leben feſtzuhalten verſuchen, — rufen Sie den Arzt, Herr Graf, — er mag ſein Werk beginnen.“

Graf Franz öffnete die Thüre des Nebenzimmers, der Arzt trat ein, der Pater folgte, — ſein Geſicht war kalt und ernſt, ſeine Haltung demüthig und beſcheiden, er hielt die Augen feſt auf den Boden geheftet und ſah den ſcheuen Blick nicht, den Gabriele bei ſeinem Eintritt auf ihn richtete.

„Ich bin bereit, Doktor,“ ſagte Herr von Rothenſtein, — „Sie können Ihre Operation beginnen, —

ſagen Sie mir ehrlich,“ fügte er ernſter hinzu, „haben Sie Hoffnung auf einen guten Ausgang?“

„Je heiterer und zuverſichtlicher Ihre Stimmung iſt, um ſo ſicherer darf ich auf einen guten Ausgang der Operation hoffen,“ erwiederte der Arzt.

„Nun, dann will Gott mir vielleicht helfen,“ rief der Verwundete mit einem ſtrahlenden Blick auf Gabriele, — „denn ich bin glücklicher hier auf meinem Krankenbett, als ich es ſeit langer Zeit geweſen! — wann wollen Sie beginnen?“

„Ich möchte Ihre Nerven vorher vollſtändig beruhigen,“ ſagte der Arzt, „und will Ihnen bis morgen früh einen feſten, ruhigen Schlaf ſchaffen, der Sie ſtärken wird, die Operation zu ertragen, hier haben Sie eine Anzahl Pulver, — nehmen Sie zunächſt zwei davon, — ich hoffe, ſie werden genügen. — Morgen früh wollen wir dann, im Vertrauen auf Ihre gute Natur, an’s Werk gehen.“

Er legte ein Paket abgetheilter Pulver auf den Tiſch und entfernte ſich, um die anderen Verwundeten zu beſuchen.

„Morgen früh alſo,“ ſagte Herr von Rothenſtein, — „und vorher, unmittelbar vor der entſcheidenden Stunde möchte ich Gabriele bitten, mir Troſt, Kraft und Hoffnung durch ihre Hand zu geben.“

Gabriele neigte leiſe das Haupt.

„Herr Pater,“ ſprach Graf Franz, ſich zu dem Pater Haug wendend, der bei den letzten Worten des Verwundeten in jähem Schreck zuſammengefahren war, „Herr von Rothenſtein hat meine Schweſter gebeten, ihm hier in extremis, im Angeſicht des Todes ihre Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, — ſie willigt ein, und ich als hier anweſendes Mitglied der Familie übernehme die Verantwortung Namens meines Vaters, die Zuſtimmung zu ertheilen, — wollen Sie die Güte haben, morgen die Trauung vorzunehmen?“

Die Geſtalt des Paters zitterte unter der gewaltſamen Anſtrengung, mit welcher er ſeine Gefühle in ſein Inneres zuſammendrängte, ſein Geſicht blieb unbeweglich, nur ſchien es, als ob alles Blut aus demſelben zurückwiche und als ob dieſe ſtarren Züge einer Wachsmaske angehörten. Dann ſchlug er langſam das Auge zu Gabrielen auf, — ſtarr und todt war ſein Blick, alles Leben ſchien aus dieſen Augen entflohen zu ſein, und doch drang aus denſelben ein Strom voll drohenden Grimms zu dem jungen Mädchen hin, daß ſie in ſcheuer, ängſtlicher Bewegung ſich zu ihrem Bruder hinwendete.

In demſelben Augenblick hatte aber der Pater ſeine Augen wieder zu Boden geſchlagen und ſprach mit ruhiger, eiſig tonloſer Stimme:

„Ich glaube nicht thun zu dürfen, was Sie von mir verlangen, — ohne die beſtimmte Einwilligung der Eltern, — auch war, — wie ich weiß, Gräfin Gabriele für einen heiligeren Beruf beſtimmt.“

„Dieſe Beſtimmung, für welche meine Schweſter geneigt war, hat mein Vater niemals gebilligt,“ fiel Graf Franz ein, — „und es wird eine hohe Freude für ihn ſein, wenn ſie derſelben entſagt, — wenn Sie übrigens Bedenken haben, ſo will ich nicht in Sie dringen, — der Pfarrer des Ortes wird auf meinen Wunſch die Trauung vollziehen, — im Angeſicht der Todesgefahr müſſen dem beſtimmt erklärten Willen der Betheiligten gegenüber alle Rückſichten ſchwinden.“

„Und will die Gräfin Gabriele in voller Klarheit und Freiheit des Entſchluſſes dem Herrn von Rothenſtein ihre Hand reichen?“ fragte der Pater.

Wieder richtete ſich ſein Auge mit jenem ſchauerlich ſtarren Blick auf das junge Mädchen.

Dieſe richtete, leiſe erbebend, das Haupt empor, ergriff die Hand ihres Bruders und ſagte mit feſter Stimme:

„Ich will es.“

„So bin ich bereit,“ ſprach der Pater, „die heilige Handlung vorzunehmen, — die Folgen habe ich nicht zu vertreten, und Gräfin Gabriele wird dem Himmel gegenüber bei ihrem ewigen Heil ihren Entſchluß zu verantworten haben.“ pfui Teufel!

„Sie wird es können,“ ſagte Graf Franz ernſt und ruhig, — „denn dieſe,“ fügte er hinzu, die Hand ſeiner Schweſter dem Verwundeten hinreichend, der ſie mit ehrfurchtsvoller Innigkeit an ſeine Lippen zog, — „dieſe hat wahrlich des Himmels Hand zuſammengeführt, — dieſelbe Hand,“ ſprach er leiſe vor ſich hin, — „welche in ihrem unerforſchlichen Rathſchluß das Liebesband meines Herzens mit blutigem Dolche zerſchneiden ließ.“

„Doch jetzt gilt es,“ fuhr er dann laut fort, „die Vorſchrift des Arztes zu erfüllen und unſerem armen Freund die Kräfte zu geben, die er ſo ſehr bedarf für die ſchwere Stunde, die ſeiner wartet.“

Er ſchüttete zwei von den Pulvern, welche der Arzt zurückgelaſſen, in ein Glas mit etwas Waſſer, — Gabriele reichte das Glas Herrn von Rothenſtein, der mit dankbarem, glücklichem Lächeln deſſen Inhalt trank.

„Jetzt müſſen Sie Ruhe haben,“ ſagte Graf Franz, — „Gabriele, auch Du bedarfſt der Stärkung, — begleite mich, — ein Gang in friſcher Luft wird Dir wohl thun.“

„Ja,“ ſagte Herr von Rothenſtein, — „gehen Sie, — das Glück läßt nicht ſchlafen — und Ihre Gegenwart iſt das Glück!“

„Aber er kann doch nicht allein —“ ſprach Gabriele zögernd.

„Ich werde einen der Wärter rufen,“ erwiederte Graf Franz.

„Laſſen Sie mich hier bleiben,“ ſagte der Pater kalt und ruhig, — „es iſt ja nur nöthig, den Schlaf zu überwachen, — es handelt ſich um keine beſondere Pflege, — und das werde ich ja verſtehen.“

Wie erſchrocken blickte Gabriele auf, — Herr von Rothenſtein winkte mit der Hand, Graf Franz führte ſie hinaus, — der Pater ging in das Nebenzimmer, — Herr von Rothenſtein ließ den Kopf in die Kiſſen ſinken und ſchloß die Augen.

Als der Pater allein war, verſchwand die kalte Ruhe aus ſeinen Zügen und aus ſeiner Haltung. Alle Dämonen des Haſſes und der Rache ſchienen in den Flammen zu leben, die aus ſeinen Blicken ſprühten, er faßte mit wildem Griff das Fenſterſims und ſtarrte in den Garten hinaus.

Einzelne unartikulirte Laute, abgeriſſene Worte drangen rauh aus ſeiner ſchwer arbeitenden Bruſt.

Endlich ſchien er Herr des Sturmes zu werden, der in ſeinem Innern tobte, er ließ ſich langſam auf einen Stuhl ſinken, und die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſaß er lange in düſterem Nachdenken da.

„So iſt denn das einzige Glück, das ich mir in der Stille bereitete, zerſtört,“ ſprach er mit dumpfem Ton, — „dieß Glück, nach dem die Sehnſucht meiner Seele lechzte, — dieß Weſen mir entriſſen, das ich für mich erzogen und gebildet, — das ich mein glaubte —

„Und warum? — weil dieſer Verhaßte, dem die Welt Alles geboten, was ſie an Reichthum und Glanz bietet, ſeine Hand ausſtreckt nach meiner Blume, deren berauſchenden Duft ich langſam einſog, die in glühender Herrlichkeit an meinem Herzen erblühen ſollte!

„Und was hindert mich,“ ſprach er, ſich erhebend, mit heiſerer Stimme, „dieſen Feind, der in mein Eigenthum einbricht, zu erwürgen? — Er iſt in meine Hand gegeben, — ein Druck dieſer Finger und er iſt nicht mehr, — und ich nehme ihm weniger, als er mir rauben will, — ich nehme ihm das Leben, — er will mir das Glück ſtehlen, das ich mir ſelbſt herangezogen!“

Die Hände ausgeſtreckt, in zitternder Aufregung, wilde Leidenſchaft in den zuckenden Zügen ſeines Geſichts, ging er dem Nebenzimmer zu.

Der Verwundete lag in tiefem Schlaf, — ruhige, tiefe Athemzüge drangen aus ſeinem Munde, ſanfter, ſtiller Frieden lag auf ſeinem Geſicht. Langſam trat der Pater auf das Bett zu, — ſeine Augen ſchleuderten

Blitze, die Finger ſeiner Hand ſpannten ſich nach dem Verwundeten hin.

Plötzlich ſtand er ſtill, — ſein Blick fiel auf die Pulver auf dem Tiſch, — die flammende Leidenſchaft verſchwand aus ſeinem Geſicht, ein ſtilles, unbeſchreibliches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund.

„Und was würde ich erreichen?“ flüſterte er, „wenn ich dieſen halbzerſtörten Leib vollends vernichtete? Würde ich wiedergewinnen, was er mir raubt? — würde man nicht meine That entdecken, — würde man mich nicht wie ein Wild des Feldes hetzen und verfolgen bis zum Tode?

„Nein, nein — ihn will ich ſeinem Schickſal überlaſſen, — den Meſſern der Aerzte, — die ihn kaum werden retten können, — aber die Blüte, die ich mir erzog, — wenn ich mich ihres Duftes nicht erfreuen ſoll in ruhigem, ſicherem Glück, — ich will ſie brechen in glühender Wonne des Augenblicks, — mein ſoll ſie ſein, trotz aller Mächte des Himmels und der Hölle, — und ſpäter,“ ſprach er ſinnend, indem das Lächeln ſeiner Lippen immer entſetzlicher in ſeinem finſtern, triumphirenden Ausdruck wurde, — „ſpäter, — wenn er ſtirbt, — oder auch nicht, — wenn ſie einmal mein iſt —“

Er verſank einige Augenblicke in ſtilles Brüten.

Dann näherte er ſich mit leiſen Schritten dem Tiſch am Bette des Kranken, nahm vier von den dort befindlichen Pulvern und kehrte in Gabrielens Zimmer zurück.

Er ſchüttete dieſe Pulver in die Waſſerflaſche, welche auf dem Nachttiſch vor dem Bette des jungen Mädchens ſtand und deren Inhalt er zuvor zur Hälfte aus dem Fenſter goß.

Er ſchüttelte die Flaſche, — die Flüſſigkeit blieb hell und klar.

„Nun ſeid mir günſtig, ihr dunklen Mächte, die ihr die Welt regiert und ſo oft dem Schwachen Macht gebt über die Stolzen und Starken!“ ſagte er, indem er die Flaſche wieder an ihren Platz ſtellte.

Dann ſetzte er ſich vor das Fenſter und erwartete ruhig die Rückkehr des Grafen Franz und ſeiner Schweſter.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Der Abend dunkelte tief herein, als Graf Franz und Gabriele zurückkehrten. In ernſten Geſprächen hatten ſie einen Spaziergang um Donchery herum gemacht, von wo die Truppen ſich immer mehr und mehr zurückzogen, um den Marſch nach Paris anzutreten, wo die Regierung der nationalen Vertheidigung den äußerſten Widerſtand organiſirte, und wo der große Nationalkampf, der an die Stelle des Krieges gegen den Kaiſer und die kaiſerlichen Armeen getreten war, ſeine endliche Entſcheidung finden mußte, — eine Entſcheidung, die, nach dem prophetiſchen Worte des Königs Wilhelm, — daß mit dem Tage von Sedan der eigentliche Krieg gegen Frankreich erſt beginne, — noch in weite Ferne gerückt zu ſein ſchien.

Gabriele war lange ſchweigend neben ihrem Bruder hergegangen, der ſie liebevoll und dringend nochmals gebeten hatte, ſich ernſt zu prüfen, ob ſie die Bitte des

Lieutenants von Rothenſtein mit freiem und freudigem Herzen erfüllen könne, da ſie, ſelbſt um die Bitte eines Sterbenden zu erfüllen, ein ſo heiliges Gelöbniß nicht mit einem widerſtrebenden Herzen ablegen dürfe, — denn von dem Augenblick an, wo ſie dem Verwundeten ihre Hand gereicht, dürfe ſie nicht mehr an ſeinen Tod denken, ſondern müſſe aus voller und ganzer Seele für ſein Leben beten.

„Für ſein Leben beten?“ rief Gabriele wie verwundert, — „o mein Gott, — wenn ich mit meinem eigenen Leben das ſeinige erkaufen könnte, — wie freudig wollte ich es hingeben!“

Betroffen blickte Graf Franz ſie an.

„So bringſt Du,“ fragte er, — „dem armen Leidenden, der mit dem Tode ringt, kein Opfer, — ſo —“

Er vollendete nicht und drückte nur leiſe ihre Hand, die auf ſeinem Arm lag.

„Ja,“ rief Gabriele, tief aufathmend, als wolle ſie ihre Bruſt von einer ſchweren Laſt befreien, die darauf ruhte, — „ja, mein Bruder, — ich liebe ihn, — ich habe ihn lange geliebt, und ſein Bild iſt zwiſchen mich und den Himmel getreten, dem ich mich gelobt von den Tagen meiner Kindheit an, — aber ich habe die Kraft gehabt, mein Herz zu bezwingen, — als er mir mit Worten, die tief in meine Seele drangen, von ſeiner

Liebe ſprach, — da habe ich das Gefühl niedergedrückt, das mich mächtig zu ihm hinzog, — ich habe ihm die weiße Roſe gegeben, ſtatt der rothen Liebesblüte, die er erſehnte, — ich habe verſucht, ihn zu vergeſſen! — jetzt,“ fuhr ſie fort, mit ihren großen Augen zu ihrem Bruder emporblickend, — „jetzt, da ich ihn wiedergefunden, wund und krank, — die weiße Roſe roth von ſeinem Herzblut, — jetzt kann ich mein Gefühl nicht mehr niederdrücken, — es wäre Sünde, es zu thun, — denn dieß Gefühl, — das empfinde ich tief in meiner Seele, — hat Gott in mein Herz gelegt, — ich bin ſein, — und wenn er ſtirbt, wird mein künftiges Leben der Trauer um ihn gehören!“

Sanft beugte ſich Graf Franz zu ihr herab und ſagte:

„Ich danke Dir, daß Du mir Dein Herz geöffnet, — Du haſt mir eine ſchwere Laſt abgenommen, — nun ich weiß, was in Dir lebt, übernehme ich getroſt die Verantwortung für Deinen Schritt, — jetzt bin ich des Vaters gewiß, er wird glücklich ſein, daß Alles ſich ſo gefügt.“

Sie kehrten zurück, — Gabriele wurde nicht müde, von ihrem innern Leben, von dem Entſtehen und Wachſen ihrer Liebe zu ſprechen, — ſchweigend hörte Graf Franz zu, in ſchmerzlicher Erinnerung ſeiner Liebe gedenkend, die ſo traurig und blutig geendet.

Sie fanden den Lieutenant von Rothenſtein in ruhigem, feſtem Schlaf, — der Pater entfernte ſich mit kurzem Gruß, — noch eine Stunde blieb der Bruder bei ſeiner Schweſter, mit ihr das einfache Abendeſſen theilend, das man bereits vor ihrer Ankunft gebracht. Er wollte bei dem Verwundeten wachen, damit ſie ungeſtört der Ruhe pflegen könne, — aber ſie lehnte es ab, — „ich würde doch nicht ſchlafen,“ ſagte ſie mit ſanftem Lächeln, — „und meine Pflicht iſt es ja nun, für ihn zu ſorgen.“

Graf Franz ging und Gabriele blieb allein.

Noch einmal trat ſie an das Bett des Lieutenants von Rothenſtein, in dem matten Lichtſchein, der aus dem Nebenzimmer hereindrang, ihn betrachtend, mit ſchüchternem Zögern legte ſie ihre Hand auf ſeine Stirn und hauchte leiſe: „Gute Nacht!“

Dann kehrte ſie in ihr Zimmer zurück.

Sie nahm die weiße Haube von ihrem Haupt, ſetzte ſich in den Lehnſeſſel neben ihr Bett, und ſchlug ihr Gebetbuch auf, um zu leſen.

„Wie heiß, wie ſchwül,“ ſagte ſie nach einiger Zeit, — „die Unruhe und Aufregung dieſer Tage wogt durch mein Blut.“ —

Sie nahm die Waſſerflaſche, ſchenkte das Glas voll und leerte es raſch.

„Ein eigenthümlicher, bitterer Geſchmack,“ flüſterte ſie mit leiſem Schauder, und begann wieder in ihrem Buche zu leſen.

Bald aber verwirrten ſich die Buchſtaben vor ihren Augen, ſie athmete ſchwer und fuhr mit der Hand über die Stirn.

Eine tiefe Ermattung überkam ſie, — ihre Gedanken wogten unklar durcheinander. Einige Zeit kämpfte ſie gegen dieſe unerklärliche Müdigkeit an.

„Ich bin erſchöpft,“ ſagte ſie, mit trübem Blick umherſchauend, — „ein Augenblick der Ruhe wird mir die Kraft wiedergeben.“

Sie legte ſich auf ihr Bett, — ſchon halb bewußtlos ſank ſie zurück und in wenigen Augenblicken hielt ein tiefer Schlaf ihre Sinne gefangen.

Faſt lautloſe Stille herrſchte über dem Hauſe, in welchem nur einige barmherzige Schweſtern in den Zimmern der anderen Verwundeten wachten, und nur von fern her drangen einzelne Laute aus den Bivouaks durch die Nacht herüber.

Da klang es wie leiſe Schritte auf dem Korridor, — leicht und vorſichtig wurde die Thür geöffnet und die dunkle Geſtalt des Pater Haug trat in das Zimmer, das von einer kleinen Lampe matt erhellt war.

Er blieb einen Augenblick an der Thür ſtehen, —

ſah das junge Mädchen auf dem Bett ausgeſtreckt, hörte ihre tiefen, ſchweren und regelmäßigen Athemzüge und ein düſteres Lächeln erſchien auf ſeinem Geſicht.

Langſam, immer die funkelnden Augen auf Gabriele geheftet, trat er näher, hob die Flaſche empor und prüfte ihren Inhalt.

Dann blickte er mit wilder Glut auf das bleiche Geſicht des ſchlafenden Mädchens, das mit dem halb geöffneten Munde und dem leicht gelösten Haar wunderbar ſchön erſchien.

„Jetzt biſt Du mein,“ ſtieß er in ziſchendem Ton aus ſeiner ſchwer arbeitenden Bruſt hervor, — „mein, — der Himmel und die Hölle kann Dich mir nicht ſtreitig machen, — und habe ich Dich einmal gewonnen in ſtürmendem Anlauf, — ſo wird die Zeit Mittel geben, zu verhüten, daß man Dich mir wieder entreiße!“

Seine Augen traten in dunkel flammendem Glanz faſt aus ihren Höhlen hervor, — er ſtreckte ſeine zitternden Hände aus und ſtrich über das weiche, glänzende Haar des jungen Mädchens, — er beugte ſich herab über ihr Geſicht, — der brennende Athem ſeines Mundes ſtreifte ihre Stirn —

Da tönte ein lauter, angſtvoller Schrei durch die Stille der Nacht.

„Gabriele, — Gabriele!“ rief Herr von Rothenſtein im Nebenzimmer, — man hörte eine Bewegung und ſchwere, röchelnde Athemzüge.

Der Pater fuhr empor.

„Was iſt das,“ flüſterte er bebend, — „iſt der Verwundete erwacht, — ſollte er, — ha, — dann wehe ihm, wenn er ſich jetzt mir entgegenſtellt!“

Er eilte nach dem Nebenzimmer hin.

Herr von Rothenſtein lag wieder ſtill in ſeinem Bett. Er ſchlief feſt und ruhig, die geſunde Hand auf die Bruſt gedrückt.

Der Pater betrachtete ihn einige Augenblicke.

„Es war nichts,“ ſagte er hohnlachend, — „er hat geträumt, — mag er träumen, — ich laſſe ihm das Glück des Traumes, denn mein iſt die Wirklichkeit.“

Leiſe kehrte er zurück und raſch ſtürzte er nach dem Lager Gabrielens hin.

Da erklang lauter als vorher die Stimme des Verwundeten aus dem Nebenzimmer:

„Gabriele! — Gabriele! — Hinweg, ſchwarzes Geſpenſt der Hölle, — hinweg!“

Der Pater ſchlug ſich mit den geballten Händen vor die Stirn, blutig färbte ſich das Weiße in ſeinen Augen.

„Jetzt iſt es um Dich geſchehen, Verhaßter,“ knirſchte er, — „ich will Deinen Mund für immer ſchließen!“

Er wendete ſich, die Hände vor ſich ausgeſtreckt, nach dem Zimmer des Verwundeten.

Da ſchallte eine Glocke durch das Haus, man hörte in der Ferne Thüren öffnen.

Der Schrei des Lieutenants von Rothenſtein mußte gehört worden ſein, — man mußte kommen.

Eine Sekunde nur lauſchte der Pater, — einen Blick warf er auf Gabriele, — aber in dieſem einzigen Blicke lagen die Qualen der Verdammten, welchen die Hoffnung auf irdiſches und auf ewiges Glück genommen iſt.

Dann verſchwand er wie ein Schatten und ohne daß man die Thür klirren hörte aus dem Zimmer.

Ein Licht kam von der andern Seite des Korridors, — der Pater glitt hinter einen großen Schrank in der Nähe der Thür und wenige Augenblicke ſpäter trat eine der barmherzigen Schweſtern aus den vorderen Räumen des Hauſes in das Zimmer Gabrielens.

Sie ſah Gabriele ſchlafend auf ihrem Bett liegen und trat dann zu dem Verwundeten, der wieder vollkommen ruhig war.

Sie prüfte ſeinen Puls und legte die Hand auf ſeine Stirn.

„Es iſt nichts,“ ſagte ſie, „er hat in unruhigem Traum gerufen, wie ſie das oft thun, die armen Verwundeten.“

„Das arme, zarte Kind iſt feſt eingeſchlafen,“ ſagte ſie dann, mit einem mitleidigen Blick auf Gabriele, — „die Anſtrengung erſchöpft ſie, — ich will hier bleiben und über Beide wachen.“

Sie ſetzte ſich in den Stuhl neben Gabrielens Bett und begann in dem noch aufgeſchlagenen Buche zu leſen, um durch irgend eine Gedankenthätigkeit den Schlaf fern zu halten, der auch den feſteſten Willen in einſamer Nacht mit übermächtiger Gewalt zu überwinden trachtet.

*

Ruhig und ſtill gingen die Stunden der Nacht dahin, — allmälig begann es laut zu werden in der Gegend, man hörte militäriſche Signale, Truppen marſchirten vorüber, das Rollen der Artillerie drang durch die Morgennebel, und endlich ſtieg die helle, reine Sonne eines heitern Septembertages am Himmel empor, noch einmal das Licht und die Wärme des dahingegangenen Sommers über die Erde ergießend, — dieſes Sommers, der ſo viel Blut und Thränen über die Welt gebracht hatte.

Noch immer lag Gabriele in feſtem Schlaf da. Die barmherzige Schweſter, welche in ihrem Zimmer ſaß, blickte verwundert auf das junge Mädchen hin, daß ſonſt Allen voraus in früher Stunde zu ihrem aufopfernden Tagewerk ſich zu erheben pflegte.

Endlich, als lauter und lauter das Geräuſch des erwachenden Lebens ertönte und das helle Sonnenlicht auf das Geſicht der Schlafenden fiel, wurden ihre Athemzüge lebhafter und unruhiger, ſie warf ſich mehrfach hin und her, ſtrich mit den Händen über ihre Stirn, als wollte ſie einen darauf laſtenden Druck entfernen, und fuhr dann, ſich in ihrem Bett aufſetzend, empor, indem ſie mühſam die Augen öffnete und mit trübem Blick wie verwundert umherſah.

„Mein Gott, wie ſpät iſt es,“ rief ſie, — „da iſt bereits der helle Sonnenſchein, wie feſt habe ich geſchlafen! Was iſt mir widerfahren, — wunderſame, furchtbare Träume hielten mich gefangen in verworrenen Bildern, als ob finſtere Dämonen mich zum Abgrund hinabziehen wollten, — Gott ſei Dank, daß die Nacht vorüber iſt,“ ſagte ſie, tief aufathmend, — und ſchnell von ihrem Bett ſich erhebend, eilte ſie zu einem auf einem kleinen Tiſch vor der Wand ſtehenden Kruzifix hin, kniete vor demſelben nieder und ſprach, die Hände faltend, leiſe ein kurzes Gebet.

„Mein Kopf ſchmerzt mich,“ ſagte ſie dann, „ich fühle einen Druck, als wolle mein Gehirn auseinander ſpringen.“

Sie goß ſchnell den Reſt des Inhalts der Waſſerflaſche in das Glas auf ihrem Nachttiſch und führte daſſelbe an ihre Lippen. Aber mit einem leichten Schauder zog ſie es wieder zurück, und nachdem ſie einige Augenblicke wie in träumendem Nachſinnen dageſtanden hatte, ſprach ſie:

„Ich bitte Sie, liebe Schweſter, um etwas friſches Waſſer, dieß iſt abgeſtanden und ſchal geworden.“

Sie reichte der barmherzigen Schweſter das Glas und die Flaſche. Dieſe ging hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einer friſch gefüllten Karaffe und einem reinen Glaſe zurück.

Gabriele trank in durſtigem Zug, wuſch ſich dann Stirn und Geſicht mit dem kalten Waſſer und ſagte, erleichtert aufathmend:

„Es iſt vorüber; es muß von dem feſten Schlaf und den Anſtrengungen der letzten Tage gekommen ſein. Doch,“ ſagte ſie dann, indem ſie leicht ihr glänzendes Haar ordnete und daſſelbe dann mit ihrer weißen Haube bedeckte, „wie kommen Sie hieher? Wie iſt es möglich geweſen, daß ich ſo feſt geſchlafen habe?“

„Der Verwundete,“ erwiederte die barmherzige Schweſter, „hat während der Nacht ſchmerzvoll gerufen und ſich unruhig bewegt. Wir haben es gehört, Sie waren in Ermattung feſt eingeſchlafen und ich bin hier geblieben, um die Wache zu halten.“

Gabriele ſchüttelte verwundert, als könne ſie ſich von dem Allem keine Rechenſchaft geben, den Kopf.

„Der Verwundete,“ ſagte ſie dann mit ſchmerzlichem Seufzer, „mein Gott, wie geht es mit ihm? Es iſt ihm doch nichts Schlimmes widerfahren?“

„Er hat die letzten Stunden ruhig und feſt geſchlafen,“ erwiederte die barmherzige Schweſter.

Schnell ſchritt Gabriele, welche ihre einfache Toilette vollendet hatte, zu der leicht angelehnten Thür des Nebenzimmers, öffnete dieſelbe und ging, leiſe auftretend, zu dem Bett des Lieutenants von Rothenſtein, welcher, regelmäßig athmend, in ruhigem Schlaf dalag.

Lange ſtand Gabriele neben dem Bett, den ſanften Blick ihrer großen Augen mit wunderbarem Glanz auf den Verwundeten geheftet, und obwohl ein feuchter Schleier dieſen Blick verhüllte, ſchien der ſchlafende junge Mann denſelben doch zu empfinden, denn ſeine Züge verklärten ſich, er bewegte langſam ſeine rechte Hand und ſchlug dann die Augen auf. Einige Augenblicke ſtarrte er das junge Mädchen an, deſſen Bild ihn ſo lange im Wachen und Träumen begleitet hatte und das nun, in lieblicher Verwirrung erröthend, vor ihm ſtand.

Bald ſchien die klare Erinnerung des vergangenen Tages in ihm aufzuſteigen.

„Gabriele,“ ſagte er mit leiſer Stimme, „Sie hier, — Sie wachen über meinen Schlaf? — wie danke ich Ihnen! — Der Tag iſt da,“ fuhr er fort, auf die in das Zimmer hinein ſpielenden Sonnenſtrahlen blickend, — „der Tag, welcher mir das höchſte Glück meines Lebens bringen ſoll, — um es mir vielleicht ſogleich wieder für immer zu nehmen.“

Und wie von Schmerz übermannt, ſchloß er die Augen.

„Muth, mein Freund,“ ſagte Gabriele, die Hand auf ſeine Stirn legend, indem ſie gewaltſam ihre bebende Stimme zu feſtem Ton zwang, — „Muth und Hoffnung!“

Während ſie noch ſo, die Hand auf ſein Haupt gelegt und über ihn gebeugt, daſtand, trat Graf Franz mit dem Arzt ein.

„Nun,“ ſagte der Doktor in heiterem Ton, ſich zu dem Verwundeten wendend, „wie befinden Sie ſich? Wie haben Sie geſchlafen?“

„Gut, lieber Doktor,“ erwiederte Herr von Rothenſtein, während Gabriele zurücktrat, „ich fühle mich leichter und kräftiger, die Wunden ſchmerzen, aber doch fühle ich mehr Lebenskraft als geſtern, — ein ſchwerer Druck auf dem Kopf —“

„Das iſt die Wirkung des Morphiums,“ ſagte der Arzt, „eine Taſſe ſchwarzen Kaffees wird das beſeitigen.“

Gabriele eilte hinaus und kehrte bald mit einer Taſſe des duftenden Getränks der Levante zurück.

Der Doktor hatte indeſſen den Herzſchlag und den Puls des Verwundeten unterſucht. Er flößte ihm den Kaffee ein und ſagte dann:

„Die Kräfte haben ſich merklich gehoben, wir können die Operation beginnen.“

Herr von Rothenſtein neigte zuſtimmend das Haupt und blickte fragend auf den Grafen Franz.

„Ich habe Alles vorbereitet,“ ſagte dieſer, „ein Notar iſt hier, um den Akt aufzunehmen. Ich werde den Pater Haug rufen laſſen.“

Er ging hinaus und kehrte mit einem Notar des Ortes wieder zurück.

Der Doktor rief ſeinen Aſſiſtenten, um mit ihm als Zeugen zu fungiren.

Bald war der Akt aufgenommen, durch welchen der Baron von Rothenſtein und Gräfin Gabriele von Spangendorf ihren Willen erklärten, ſich ehelich zu verbinden, und in welchem zugleich Herr von Rothenſtein für den Fall ſeines Todes die Gräfin zur alleinigen Erbin ſeines geſammten Vermögens einſetzte.

Der Akt wurde auf das Bett des Verwundeten gelegt, und den Blick auf Gabriele geheftet, ſetzte derſelbe ſeinen Namen darunter. Gabriele unterſchrieb neben ihm und ein Thränentropfen fiel auf ihre zierlichen Schriftzüge.

Während der Notar und die Zeugen ernſt und ſchweigend das Dokument vollzogen, trat der Pater Haug ein.

Er war bleich wie der Tod, dunkle, faſt ſchwarze Ringe umzogen ſeine tiefliegenden Augen, aber keine Muskel ſeines Geſichtes bewegte ſich.

Graf Franz brachte einen Kranz von Myrten und Orangen herbei, nahm die Haube von dem Scheitel Gabrielens und ſetzte die Blütenkrone auf ihr Haupt.

„Es ſind Blüten aus dem Treibhauſe des Schloſſes Bellevue,“ ſprach er, „jenes Schloſſes, in welchem der ſtolze franzöſiſche Kaiſer ſich vor dem deutſchen Könige beugte; — die Weltgeſchichte hat dieſe Blumen berührt, mögen ſie auch eurem Leben Heil und Segen bringen.“

Dann nahm er einen Ring von ſeinem Finger, reichte ihn Gabrielen und gab einen kleinen Reif mit einem Saphir, den ſie getragen, dem Herrn von Rothenſtein.

Gabriele trat an das Bett des Verwundeten.

Der Pater vollzog die Ceremonie mit dumpfer

Stimme, ohne die Augen aufzuſchlagen und ohne ein Wort weiter zu ſprechen als die Trauungsformel erforderte. Als er das letzte Amen geſprochen, ging er ſchweigend, ohne ſich umzublicken, hinaus. Draußen auf dem Korridor blieb er ſtehen, die ganze Glut der Hölle loderte in dem Blick, den er zurückwarf, und die geballte Hand auf ſeine Bruſt preſſend, flüſterte er:

„Mögen die Geiſter des Abgrundes mich hören und den Segen, den ich über euch geſprochen, in Fluch und Verderben verwandeln.“

Langſam, mit leiſem, gleichmäßigem Schritt verließ er das Haus.

„Und nun,“ ſagte der Doktor, ſich gewaltſam zu heiterem Ton zwingend, „Muth, Herr Lieutenant, Alles wird gut gehen.“

In raſcher Bewegung beugte ſich Gabriele über den Verwundeten, ihre Lippen berührten ſeine Stirn und nur ihm hörbar, ſagte ſie:

„Glaube und hoffe, die ewige Liebe wird Dich mir erhalten.“

Sie ging hinaus, ſank im Nebenzimmer vor dem Kruzifix nieder und unbeweglich, in ſtillem Gebet, blieb ſie dort, den Blick auf das Bild des Gekreuzigten geheftet, der alle Schuld und alles Leid der Welt auf ſich genommen und der bangenden und verzweifelnden

Menſchheit das kraftreiche Wort zugerufen: „Bittet, ſo wird euch gegeben.“

Der Arzt hatte die Thür verſchloſſen. Man hörte aus dem Nebenzimmer einzelne Tritte, — zuweilen das Klirren eiſerner Inſtrumente, — ſchmerzliches Stöhnen, — einzelne kurze, befehlende Worte.

Gabriele ſchien nichts zu hören, — unverwandt hing ihr Blick an dem Kruzifix, in faſt überirdiſchem Glanz ſtrahlte ihr Auge. — —

Eine halbe Stunde war vergangen. Der Arzt öffnete die Thür und ſprach ernſt und ruhig:

„Es iſt vorbei. Bis jetzt iſt Alles gut gegangen, wir dürfen die beſte Hoffnung haben.“

Der Aſſiſtent eilte ſchnell mit einem in weiße Tücher gehüllten Gegenſtand durch das Zimmer.

Graf Franz trat zu Gabriele, erhob ſie ſanft und führte ſie in das Zimmer des Verwundeten.

Ein weißes Tuch war über das Bett gebreitet, eine dichte Decke lag auf dem Boden vor demſelben. Herr von Rothenſtein lag, bleich wie das Leintuch, das ſeinen Körper bedeckte, in die Kiſſen zurückgelehnt da. Stolze Entſchloſſenheit, faſt trotziger Muth ſprach aus ſeinen Zügen. Mit matter Bewegung ſtreckte er ſeine unverwundete Hand Gabrielen entgegen und ſagte:

„Das Schwerſte iſt vorüber. Es war ſehr ſchmerzhaft, — aber meine Seele iſt glücklich, — glücklich durch Dich, meine einzige Gabriele!“

Gabriele, keines Wortes mächtig, hob ſeine Hand empor und drückte ſie an ihre Bruſt.

„Jetzt aber,“ ſagte der Doktor, „iſt Ruhe die einzige Vorſchrift, — Ruhe und immer Ruhe! Der Kranke muß allein bleiben, er darf kein Wort ſprechen, kein Wort hören, Sie dürfen keinen Verkehr mit ihm haben, als ihm zur beſtimmten Zeit das Getränk und die Arznei, die ich ſenden werde, einzuflößen.“

„Ruhe, Ruhe,“ flüſterte Herr von Rothenſtein, indem er ermattet die Augen ſchloß, — „Ruhe, — Glück — und Hoffnung.“

Der Arzt ging hinaus. Graf Franz und Gabriele folgten ihm, innig umarmte der Bruder die Schweſter und ermahnte ſie in kurzen, herzlichen Worten, in Ergebung zu erwarten, was der Rathſchluß der Vorſehung verhängen werde.

Gabriele ſtand einige Augenblicke in ſich verſunken da. Dann nahm ſie den Kranz von ihrem Haupt, hing ihn über das Kruzifix und rief in heftigem Ausbruch des ſo lange in ihrer Bruſt verſchloſſenen Gefühls:

„Dir gebe ich dieſen Kranz, du erlöſender Heiland, und bitte dich, um deines Blutes willen, das auch für mich vergoſſen, gib ihn mir wieder zum freudigen, ſegensvollen Glück! Das Schwert hat die Wunde geſchlagen, das Kreuz kann ſie heilen, dein Kreuz, von dem Licht und Gnade ausſtrahlt für alle Herzen, die es auf ſich nehmen in demüthiger Ergebung und gläubiger Hoffnung. — Dein Wille geſchehe!“

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Hallberger's Illustrated Magazine

conducted by

Ferdinand Freiligrath.

Hallberger's Illustrated Magazine stellt sich die Aufgabe, dem Englisch lesenden Publikum ausserhalb Englands, mag dasselbe nun aus englischen und amerikanischen Besuchern des Kontinents oder aus nichtenglischen Freunden der englischen Sprache und Literatur bestehen, eine regelmässig erscheinende autorisirte Auswahl aus dem Besten darzubieten, was die belletristische und popularwissenschaftliche periodische Presse jenseits des Kanals und des atlantischen Ozeans wöchentlich und monatlich zu Tage fördert.

Sein Programm umfasst:

Romane — Novellen und ***Novelletten — Reisebilder — Wissenschaftliche Essays*** aus den verschiedensten Gebieten — ***Gedichte*** (darunter gelegentlich auch gelungene ***Uebersetzungen deutscher Gedichte)*** und ***Miscellen,***

und sein Zweck ist: das Leben zweier grossen Brudervölker, von ihnen selbst geschildert, möglichst umfassend vor Augen zu stellen und dadurch, wie das Studium ihrer Sprache und Literaturen, so auch die Kenntniss ihrer Sitten und gesellschaftlichen Zustände allseitig zu fördern.

Dass der Inhalt desselben nicht nur mit Sachkenntniss und feinem Geschmacke bestimmt, sondern auch so geartet sein wird, dass es beruhigt in die Hände einer **jeden jungen Dame** gegeben werden darf, das verbürgt der gefeierte Name des Herausgebers.

Hallberger's Illustrated Magazine erscheint in **dreiwöchentlichen elegant broschirten Heften** von je 6—7 Bogen im Formate wie **„Hackländer's Deutsche Romanbibliothek“**. 18 Hefte bilden einen Jahrgang.

Der **äusserst billige** Abonnementspreis beträgt nur 1/2 Mark per Heft.

Abonnements nehmen sämmtliche **Buchhandlungen, Postämter** und **Journal-Expeditionen** entgegen.

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes.**

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Scherer, Georg, Deutſcher Dichterwald.
Lyriſche Anthologie. **Sechste** vermehrte Auflage.
Mit vielen Illuſtrationen und Porträts.

Freiligrath, Ferd., The Rose, Thistle and Shamrock.
A book of english poetry. Chiefly modern.
Fifth edition. With illustrations.

Borel, Eugène, Album lyrique de la France moderne.
Cinquième édition, revue et augmentée par
A. Peschier. Avec 12 vignettes sur bois.

Preis in ganz neuem **Original-Pracht-Einband** mit **Goldschnitt** und **reicher Schwarz- und Goldpressung je nur** M. 7. —

Heyse, Paolo, Antologia dei moderni poeti italiani.

Preis in **Original-Pracht-Einband** mit **Goldschnitt** und **reicher Goldverzierung** M. 6. —

Die moderne lyrische Dichtung der vier Nationen wird in diesen Anthologieen, wie in einem Kaleidoskop, in reichster Abwechslung vorgeführt und zwar das Beste und Schönste, was die betreffenden Poeten geschaffen haben, Kränze, in denen sich Blume an Blume reiht, einander an Duft und Farbenreichthum überbietend. Die Auswahl der Dichtungen zeugt von feinem Takt und gediegenem Verständniss, wie von umfassender Kenntniss dieses Zweiges der modernen Literatur, jedes dieser Werke ist für ein poetisches Gemüth ein köstlicher Schatz, der seinen Werth niemals verlieren kann und immer neue Blüten bietet. Zu diesem innern Werth gesellt sich die prachtvolle und ausserordentlich geschmackreiche Ausstattung, die Feinheit der künstlerisch schönen Illustrationen und die Billigkeit des Preises. Wir machen wiederholt für Festgeschenke auf diese Anthologieen aufmerksam, sie werden ihrem Geber reichen Dank einbringen. **Trierische Volkszeitung.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Barbaroſſa's Brautwerber.

Eine wirtemberger Sage
von
Ludwig Laiſtner.

In Original-Prachteinband mit Goldſchnitt Preis M. 4. 50 Pf.

Ein reizendes epiſches Gedicht, welches zu dem Schönſten und Beſten in ſeiner Art gehört, und ſich einen Ehrenplatz neben Scheffel's „Trompeter“ und Otto Roquette's „Waldmeiſter's Brautfahrt“ erobert. Dieſe bedeutſame Dichtung gehört zu dem Wenigen von bleibender Bedeutung, welches die Gegenwart überhaupt auf dem Gebiete der epiſchen Poeſie hervorgebracht hat. **Schleſiſche Zeitung.**

Mein Herz in Liedern

von
Auguſt Silberſtein.
Dritte vermehrte Auflage.

In Original-Prachteinband mit Goldſchnitt Preis M. 6. —

Was Silberſtein in den Liedern ſeines Herzens bietet, iſt warm empfunden und ſchön geſagt; ihm iſt des „Liedes Sendung“ die frohe Botſchaft vom Ideal an das Volk und zugleich das Band der geiſtigen Verbrüderung politiſch getrennter Stämme. — Leben, Liebe und Natur, der unausgeſungene Dreiklang, laſſen den Dichter von der liebenswürdigſten Seite erſcheinen, er vereint in den ihnen gewidmeten Liedern Formenſchönheit und Gedankentiefe; wahrhaft reizend ſind einzelne, wie z. B.: „O Liebe, du gibſt doch den hellſten Schein!“ oder: „Wer eine Thräne weinen kann“ u. ſ. w. In dem Abſchnitt, der dem „Scherz“ das Wort leiht, zeigt der Poet eine neckiſch-humoriſtiſche Ader, deren Pointen wohl treffen, aber nicht verwunden, wie es wahrer Dichtung Brauch iſt; in den „Geſtalten und Gebilden“ endlich ſtreift er hinüber in's epiſche Gebiet und zeichnet uns in Romanzen- und Balladenform eine reiche Fülle wechſelnder Anſchauungen vor die Seele. **Neue Freie Preſſe.**

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes**.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Nationales Prachtwerk.

Illuſtrirte Geſchichte
des
# deutſch-franzöſiſchen Kriegs
1870 und 1871.

Von
Wilhelm Müller.

Auf's **Reichſte illuſtrirt** von den **erſten Künſtlern.**

Ein Prachtband von 368 Seiten groß Quart, geſchmückt mit 28 aparten Tonbildern, 65 großen Illuſtrationen, 93 Porträts, 54 Initialen und Schlußvignetten, 31 Plänen und Karten im Texte und 11 großen Karten.

Preis prachtvoll gebunden Mark 15. —

Seiner Majeſtät dem deutſchen Kaiſer und König von Preußen Wilhelm I. gewidmet.

Dieſem Prachtwerk gebührt in jedem Salon, in jeder Bibliothek der **Ehrenplatz** unter den Geſchichtsbilderwerken über die große Zeit. Durch ſeine klare, lebendige, die rechte Mitte zwiſchen zu großer Ausführlichkeit und zu gedrängter Kürze haltende Darſtellungsweiſe iſt es beſonders auch **ein ſehr ſchönes und paſſendes Geſchenk,** für Jeden, der den Krieg mitgemacht, zur Erinnerung, für unſere erwachſenen Söhne zum Vorbilde.

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes.**

Samarow, Gregor,

Um Szepter und Kronen Zeitroman

Bd.: 4,4

Stuttgart 1875

P.o.germ. 1838 f-4,4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319776-2